ned.

V C 3 18

Paed
O.
172
18

~~XVI 2 f.~~
XV 21

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe

Bibliothek der Kgl. Lehrerbildungsanstalt Bamberg.

Neue Gesammtausgabe der letzten Hand.

Achtzehntes Bändchen.

Schul:Sem zu Bamberg

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
in der Schulbuchhandlung.
1830.

Inhalt:

Reise des Herausgebers von Hamburg bis in die Schweiz.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Reise des Herausgebers

von

Hamburg bis in die Schweiz,

im Jahre 1785.

1.

Absicht dieser Reise. Abfahrt von Hamburg. Ankunft in Braunschweig.

Meine Gesundheit hatte unter übertriebenen Stubenarbeiten sehr gelitten. Ich nahm ab an Kraft und Munterkeit, meine Gestalt verfiel, und ich fühlte mich völlig unfähig, sogar zu solchen Geschäften, die ich sonst wol spielend zu verrichten pflegte.

Umsonst wurden Arzt und Arzneibereiter zu Hülfe gerufen! Umsonst fing ich an, Pyrmonter und Stahlwasser zu trinken! Das Uebel blieb; es wurde sogar noch schlimmer, wie zuvor. Der Gebrauch jenes Wassers, welches für so viele andre Menschen heilsam befunden wurde, schien eine schlimme Wirkung auf meine Brust zu äußern; meine Kränklichkeit hatte das Ansehn, nunmehr Auszehrung werden zu wollen.

Seht da, ihr jungen Freunde, ein abermahliges Beispiel, wie jede Ausschweifung, jede Abweichung von dem geraden Wege der Natur ihre gewisse Strafe mit sich führt! Die Natur will, daß wir arbeiten und zwar recht viel arbeiten sollen, aber nicht mit dem Geiste allein, auch nicht mit dem Körper allein, sondern mit Beiden zugleich, wenigstens abwechselnd mit Beiden und mit Beiden gleichviel. Thun wir dieses nicht, lassen wir z. B. den Körper zu viel ruhen, den Geist zu viel arbeiten, und machen wir uns nach jeder vollendeten Geistesarbeit nicht alsobald eine tüchtige Körperbewegung, es sei nun durch Handarbeit oder durch Ge-

hen, Reiten oder Fahren, so stocken unsere Säfte, so erschlaffen unsere Nerven, so verderben Magen und Eingeweide — so sind wir elend, Andern zur Last, und unfähig zu unsern Berufsgeschäften.

Das war mein Zustand.

Zu meiner Entschuldigung muß ich indeß hinzufügen, daß die Ausschweifung, wodurch ich mir denselben zuzog, mir gewissermaßen zur Nothwendigkeit gemacht war. Der lange traurige Winter dieses Jahres hatte mich oft am Ausgehen gehindert; ein Zusammenfluß unvorhergesehener und nicht selbstgewählter Geschäfte, wozu besonders die Beantwortung unzähliger Höflichkeitsbriefe von kleinen und großen, mir persönlich unbekannten Freunden gehört, hatte mich an mein Pult gefesselt; der nasse und kalte Frühling, der auf den langen Winter folgte, hatte mich abgehalten, das natürlichste und beste Stärkungsmittel, das kalte Flußbad zu gebrauchen; selbst mein lieber Garten, dessen Bearbeitung mir sonst ein volles Maß von Gesundheit und Kraft verlieh, ließ mich dismahl in Stiche, weil unaufhörliches Regenwetter mir an der Wartung desselben hinderlich war.

Eine Reise, sagte am Ende der Arzt, dürfte unter allen noch nicht versuchten Mitteln zu meiner Wiederherstellung vielleicht das kräftigste sein. Recht, dachte ich, eine Reise, und noch dazu auf der ordentlichen Post, ein paar Tage und Nächte hinter einander fort, wird an geschwindesten zeigen, ob du die Schwindsucht habest, oder nicht. Also auf! und fort nach Braunschweig! Dort muß es entweder merklich besser, oder merklich schlimmer sein. Im ersten Falle muß man die Arzung durch Reisen fortsetzen und bis in die Schweiz dringen; im andern werde ich fein hurtig wieder umkehren, mein

Haus bestellen, und mich fertig machen, die letzte große Reise aus diesem Leben in ein anderes anzutreten.

Gedacht — gethan! Ich stieg am 3ten des Erntemonats bei dem Hamburgischen Baumhause in den sogenannten Post-Ever*) und fuhr über die Elbe nach Haarburg. Die Elbe ist hier eine gute Meile breit, weil sie durch verschiedene Inseln in viele Arme getheilt wird. Die Schiffsgesellschaft bestand aus mehr als sechzig Personen von allerlei Ständen, Alter, Völkerschaften und Geschlecht. Da waren Kaufleute und Handwerksburschen, Franzosen, Engländer und Deutsche, Greise und Knaben, Männer und Weiber, Christen und Juden, alle bunt durch einander. Unser Schiff war eine kleine Welt.

Auch ging es darin her wie in der Welt. Einige schienen froh, andere traurig zu sein; Einige waren freundlich und liebreich, Andere störrig, grob und zänkisch; Einige theilten von den Erfrischungen, die sie bei sich hatten, dem Nachbar mit, andere saßen in ihrem Winkel da, und aßen oder tranken für sich allein; Einige brachten feinen Witz, Andere Zoten zu Markte. Auch stand in dieser kleinen Welt — gerade so, wie es leider! in der großen zu gehen pflegt — ein künstlicher Sittenverderber auf, der zwei, an sich sehr edle Künste, die Ton- und Dichtkunst, dazu anwandte, Seelen zu vergiften, um Geld zu verdienen. Es war ein Harfenspieler, welcher sich auf eine Bank neben den

---

*) Eigentlich Post-Eber. Ein Eber ist ein plattes Fahrzeug mit einem Segel. Der Posteber, von welchem hier die Rede ist, segelt täglich von Hamburg nach Haarburg, um Reisende und Packete zu überbringen.

Mastbaum stellte, um die Gesellschaft, während der Ueberfahrt, mit Sang und Klang zu belustigen. Ich freute mich des Zufalls, der uns diesen Barden*) zugeführt hatte; aber wie bald verwandelte sich meine Freude in den bittersten Unwillen! Der Barde war nämlich ein elender Zotenmacher, der unser Ohr mit den schmutzigsten und schändlichsten Liedern beleidigte. Und doch — so geht es in der Welt! — wurden seine Zoten von einem großen Theile der Gesellschaft herzlich belacht und mit innigem Wohlgefallen angehört! Je schmutziger das Lied, desto lauter das Gelächter.

Es ist ein schöner und großer Anblick, die Städte Hamburg und Altona von der Wasserseite liegen zu sehen. Beide sind so nahe an einander gebaut, daß man den Zwischenraum für einen großen öffentlichen Platz nimmt, und Beide für eine einzige hält. Der Wald von Masten, welcher aus der Elbe emporragt, und die vielen hohen Thürme, welche ihre Spitzen in die Wolken strecken, verherrlichen diesen Anblick. Ich konnte mich nicht satt daran sehen, ungeachtet es nicht das erste Mahl war, daß ich diese Ueberfahrt machte.

Wir brachten, obgleich der Wind zur Hälfte günstig war, drei volle Stunden zu, ehe wir Haarburg erreichten. Das rührt von den vielen Krümmungen des Fahrwassers zwischen den Inseln her, welche keine gerade Fahrt gestatten.

Haarburg ist eine, zwar nicht große, aber ungemein nahrhafte Stadt im Fürstenthum Lüneburg. Sie liegt an der Seve, welche hier in die Elbe fällt. Man findet hier verschiedene blühende Gewerkshäuser, worunter besonders eine Wachsbleiche, eine Zuckersie-

*) So nannten unsere Vorfahren ihre Sänger.

derei und gute Wollenarbeitshäuser sich auszeichnen. Ihr Handel, besonders der mit Holz, ist gleichfalls sehr einträglich. Das daneben liegende feste Schloß soll jetzt entwallt, d. i. seiner Festungswerke beraubt werden. Warum? Weil man heutiges Tages einsieht, daß viele Festungen, deren Unterhaltung jährlich große Summen kostet, zur Zeit eines feindlichen Einfalls, oft mehr dem Feinde, als Denen nützlich werden, in deren Lande sie liegen. Jener nämlich nimmt sie ein, oder schießt sie in den Grund; Diese, die ihre eigene Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln sich nicht entschließen können, finden es schwerer, sich ihrer nachher wieder zu bemächtigen, und die Folge davon ist, daß der Feind aus dem Lande, welches er einmahl in Besitz genommen hat, nicht leicht wieder vertrieben werden kann. Hiezu kommt, daß eine Armee, die viele Festungen zu beschützen hat, einen großen Theil ihrer Mannschaft zu Besatzungen hergeben und sich dadurch merklich schwächen muß. Aus diesen Gründen findet man es heutigen Tages rathsam, sich auf einige Hauptfestungen, welche die Grenzen beschützen, einzuschränken, und die übrigen minder beträchtlichen nach und nach eingehen zu lassen.

Ich hatte zu meiner Reise nach Braunschweig gerade die unbequemste Zeit getroffen. Es war nämlich kurz vor der dortigen Sommermesse. Ich fand daher, bei meiner Ankunft in Haarburg, das Posthaus von einigen siebenzig Kaufleuten belagert, welche alle zu gleicher Zeit fortgeschafft zu werden verlangten. Nun war man aber auf so viele Pferde und Wagen, als hierzu erfodert wurden, nicht gefaßt. Es entstand daher viel Geräusch und Zank, theils unter den Reisenden, theils zwischen diesen und den Postbedienten, weil Jeder zu-

erst fortgeschafft zu werden verlangte, und doch nicht Alle zugleich fortgeschafft werden konnten. Die meisten von uns mußten sich bequemen, von drei Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht zu harren, da wir denn endlich nach und nach Alle mit einem erbärmlichen Fuhrwerke, welches man hier Postkalesche, in andern Ländern Ackerwagen nennt, und mit elenden Bauerpferden, die schon des Tages Last und Hitze vor dem Pfluge oder Mistwagen getragen hatten, nothdürftig versorgt wurden.

Auf diese Weise wurde die ordentliche Post von mehr als zwanzig Beiwagen begleitet, die außerordentlichen Posten ungerechnet; und das hatte die Folge, daß wir auf jeder neuen Raste oder Station abermahls viel Verwirrung und großen Mangel an Pferden fanden. Auch hielt es schwer, in den elenden Schenken, die man auf dieser Straße trifft, irgend eine genießbare Erfrischung zu bekommen, weil Diejenigen, welche zuerst ankamen, gemeiniglich den ganzen Vorrath des Hauses schon in Beschlag genommen oder aufgezehrt hatten. Aber auf dergleichen kleine Widerwärtigkeiten muß Derjenige, welcher reisen will, schon gefaßt sein. Dem Verzärtelten, der das nicht zu ertragen vermag, muß man rathen, daheim zu bleiben und auf das Vergnügen und den Nutzen des Reisens Verzicht zu thun.

Die ganze Strecke zwischen Haarburg und Zelle und von da bis nahe vor Hannover ist eine der ödesten, unfruchtbarsten und unangenehmsten in Deutschland. Der Grund ist entweder trockner und unfruchtbarer Sand, oder sumpfiges Moor. Es ist ein gräulicher Anblick, oft meilenweit keinen Baum, keine Hütte, kein angebautes Feld, sondern überall nichts als dürres Heidekraut zu sehen, welches dem Boden, den es be-

deckt, ein so finsteres, trübseliges Ansehen gibt, daß man die Augen unwillkührlich schließt, und sich freut, wenn man von einer Raste zur andern schlafen, oder wenigstens wachend träumen kann.

Je weiter man gegen Zelle kommt, desto mehr verliert sich nach und nach das Oede und Traurige der Heidegegend, und das Auge des Reisenden, welches so lange keinen Gegenstand fand, auf dem es mit Wohlgefallen ruhen konnte, ergötzt sich nunmehr von Zeit zu Zeit an dem Anblicke kleiner Waldungen, in welchen allerliebste Dörfer wie versteckt liegen. Diese Walddörfer haben etwas so Lachendes und Reizendes, daß ich mich nicht erinnere, jemahls etwas Aehnliches gesehen zu haben. Statt des Kothes und der holperigen Steinwege, die man in andern Dörfern anzutreffen gewohnt ist, findet man hier einen schönen, ebenen, grünen Anger, und jeder Bauerhof hat seine eigene artige Einfassung von Holzwerk, die ihm ein angenehmes Ansehen gibt. Was aber jedem Reisenden in diesen Dörfern nothwendig befremdend scheinen muß, das ist die Bemerkung eines fast allgemeinen Mangels an Obstbäumen. Die Bewohner derselben scheinen mehr für ihre Schweine, als für sich selbst zu sorgen. Denn statt der Obstbäume haben sie ihre eingezäunten Hofplätze rund um die Wohnung herum fast durchgängig mit Eichen bepflanzt; vermuthlich, weil sie lieber Speck und Wurst, als Obst essen, und die Schweine für nützlicher als den Obstbaum halten.

Wir waren noch etwas mehr als eine Meile weit von Zelle entfernt, als uns mit der einbrechenden Nacht ein sehr heftiger Gewitterregen überfiel. Ich glaubte gegen jede Witterung durch Ueberrock und Mantel hinlänglich geschützt zu sein; allein ich hatte mich

geirrt. Der Regen ergoß sich so gewaltig und unaufhörlich, daß eine sechsfache Bekleidung nicht hinreichte, ihn abzuhalten. Ich wurde bis auf die Haut durchgenäßt, und langte um Mitternacht in Zelle an.

Zelle ist ein ziemlich großer und gar nicht unangenehmer Ort, von etwa 1400 Häusern, wovon aber die in den Vorstädten den größern Theil ausmachen. Er liegt an der schiffbaren Aller, welche bekanntlich in die Weser fällt. Dis gewährt den Einwohnern den Vortheil eines ziemlich beträchtlichen Handels nach Bremen, besonders mit Korn und Holz, wofür man Wein, Spezereien und andere ausländische Kaufmannsgüter zurückerhält, und von hieraus sowol ins Hannövrische als auch ins Braunschweigische weiter sendet.

Weil Zelle ehemals die Hofstadt der Herzoge von Lüneburg war, bis dieses Land zu Anfange dieses Jahrhunderts, mit Erlöschung der Zellischen Linie, an Hannover fiel, so sieht man hier auch noch ein ansehnliches fürstliches Schloß, welches mit Wall und Graben umgeben ist. Die Stadt selbst hat gleichfalls einige, wiewol sehr unbedeutende Festungswerke. Was ihr aber mehr, als diese werth sein muß, ist das Oberappellationsgericht des Kurfürstenthums Hannover, welches man hierher verlegt hat. Aber ich muß meinen jungen Lesern wol erst einen Begriff von einem solchen Gerichte machen.

Richter — auch die weisesten und gerechtesten unter ihnen — sind Menschen, können also irren, und aus Irrthum eine gerechte Sache für Unrecht erklären. Deßwegen ist in allen wohleingerichteten Staaten die gute Einrichtung getroffen, daß man von dem einen Gerichte, dessen Urtheilsspruch uns ungerecht zu sein

scheint, sich an ein anderes wenden, oder wie man zu sagen pflegt, appelliren kann, um seine Sache von neuen untersuchen zu lassen. Derjenige Gerichtshof nun, welcher unter allen der höchste ist, daß heißt, an welchen man sich zuletzt wendet, wird das Oberappellationsgericht genannt.

Meine jungen Leser begreifen, daß ein Ort, an welchem ein solches Gericht ist, von Fremden besucht wird, die ihre Sache daselbst ausmachen wollen. Diese verzehren allda ihr Geld, und das bringt Nahrung für einen solchen Ort. Deßwegen sagte ich, daß das in Zelle befindliche Oberappellationsgericht der Stadt so wichtig wäre.

Aber sie hat auch noch andere Quellen der Nahrung und des öffentlichen Wohlstandes. Es gibt hier nämlich auch einige gute Fabriken, wie z. B. Wachsbleichen, Gold- und Silber-, Hut- und Strumpf-Arbeitshäuser. Ueberdas sagt man dieser Stadt zum Ruhme nach, daß daselbst noch vorzüglich gute Sitten herrschen sollen, welches einige Leute bewogen hat, sich entweder selbst dahin zu begeben, oder wenigstens ihre Kinder da erziehen zu lassen. Und daraus sehen wir denn, daß es für ganze Städte eben so wichtig, als für einzelne Personen ist, den Ruf einer unbescholtenen und guten Lebensart zu haben! —

Ein Theil des Weges zwischen Zelle und Braunschweig ist ein Sandmeer; ein anderer Theil geht über unermeßliche Anger, welche die schönsten Wiesen abgeben und einige tausend Fuder Heu hervorbringen könnten, wenn der hiesige Landmann zu bewegen wäre, sich eine vernünftigere, für ihn und das Land zehnmal vortheilhaftere Landwirthschaft gefallen zu lassen. Jetzt nämlich gehören diese meilenweiten Anger ganzen Dorf-

schaften zu; sie liegen allem und jedem Viehe offen, und gewähren daher nur eine kärgliche Weide, welche Keinem sehr zu Statten kommt. Schritte man zu einer Vertheilung desselben, und gäbe jedem Landmanne dasjenige Stück, welches ihm zukäme, zum Eigenthume; umzöge hierauf Jeder den ihm zugefallenen Antheil mit einem Graben, oder wo dieses nicht nöthig wäre, mit Zaun oder Hecke, um die darauf wachsende Grasung zu schonen: so würde er sicher noch einmahl so viel Vieh halten, oder sein überflüssiges Heu in solche Gegenden verkaufen können, wo Mangel daran ist. Aber zu einer solchen Vertheilung der gemeinen Weide, welche nun schon in mehren Ländern mit dem glücklichsten Erfolge eingeführt worden ist, hat man den hiesigen, etwas trotzigen und auf seinem Kopfe einfältigerweise bestehenden Landmann bis jetzt noch nicht bewegen können.

In eben dem Maße, in welchem man sich dem an das Lüneburgische grenzenden Herzogthume Braunschweig nähert, nimmt der Anbau des Landes zu. Die öden Heiden und Moore verschwinden, und weite wohlbestellte Feldmarken und fruchtbare Wiesengründe treten an ihre Stelle.

Wir langten noch vor Sonnenuntergang in Braunschweig an. Ich untersuchte zuvörderst meinen Gesundheitszustand, und fand zu meinem Vergnügen, daß er sich merklich gebessert hatte. Meine Brustschmerzen hatten sich größtentheils verloren, und das Rütteln, Schütteln und Stoßen des unbequemen Postwagens hatte meinen Nerven neue Spannung, meinem Blute einen frischen Lauf verliehen. Ich fing also an zu glauben, daß ich dem Tode diesmal entlaufen würde, und

beschloß, den Gebrauch des anschlagenden Genesungsmittels muthig fortzusetzen.

2.

Aufenthalt in Braunschweig. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten dieses Orts.

Braunschweig ist bekanntlich der Hauptort des eben so benannten Herzogthums und die Hofstadt des Herzoges. Sie wird von dem kleinen Okerflusse durchschnitten, den man unter der vorigen Regierung zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel mit vielen Kosten schiffbar zu machen vergebens sich bemüht hat *). Diese ansehnliche Stadt hat eine halbe Meile im Umfange, und ist wohl befestiget **). Aber die Straßen derselben sind krumm und ziemlich enge, die Häuser großentheils altfränkisch, einige öffentliche und einige neuere Privat-Häuser ausgenommen. Was aber dieser Stadt vorzüglich zur Zierde und zur Bequemlichkeit gereicht, sind die breiten und ebenen Steine, welche längs der Häuser einen reinlichen und bequemen Weg für die Fußgänger bilden. Die Zahl der Einwohner wird auf 32000 geschätzt, welches, in Beziehung der Größe der Stadt, nicht viel ist.

Von den hiesigen Schlössern, Natur- und Kunstsammlungen, dem Zeughause und andern dergleichen Sehenswürdigkeiten werden meine Leser mir die Beschrei-

*) In Büschings Erdbeschreibung steht, daß er schiffbar gemacht worden sei. Dis ist aber nicht der Fall.

**) Seit einigen Jahren sind ihre Wälle abgetragen und in Gärten und Spaziergänge verwandelt worden.

Anm. z. neuen Ausgabe.

bung gern erlassen, weil dieselbe weder unterhaltend noch lehrreich für sie sein dürfte.

Braunschweig gehört unter die vorzüglichern Handelsstädte in Deutschland, ungeachtet es weder an einem schiffbaren Strome, noch an einem Seehafen liegt. Aber die Wege zwischen hier und Hamburg, Hannover, Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg, sind fast immer, und vornehmlich um die Zeit der beiden hiesigen Messen, mit Frachtfuhren bedeckt, woraus man auf den beträchtlichen Waarenumsatz schließen kann, welcher an diesem Orte gemacht werden muß. Davon kann auch Folgendes zum Beweise dienen. Ungeachtet die Abgaben, welche auf dem hiesigen Packhofe von den hier eintreffenden Kaufmannsgütern entrichtet werden, sehr geringe sind; so sollen sie doch jährlich eine Summe von ungefähr 200,000 Thalern ausmachen.

Unter den hiesigen Werkstätten zeichnet sich besonders die der Herrn Grabenhorst aus, welche Salmiak und das sogenannte Glaubersche Wundersalz, ein schätzbares Arzeneimittel, verfertigen lassen, und eine sehr gute Lackirfabrik aus. Die ergiebigste Nahrungsquelle aber, woran die meisten Bewohner dieses Orts mehr oder weniger Antheil nehmen, besteht jetzt in dem Anbau und der Zubereitung der Eichorienwurzeln, welche bekanntlich einen schon weit und breit beliebten wohlfeilen Ersatz für den theuern Kaffee gewähren.

Zur Zeit der Messen ist Braunschweig ein sehr lebhafter Ort; allein das Vergnügen abgerechnet, welches der Anblick so vieler Menschen und des kaufmännischen Gewühls verursachen kann, ist diese Zeit für einen Fremden, der nicht selbst Kaufmann ist, hier vielleicht die unbequemste. Denn erstens ist es alsdann

in den hiesigen Gasthöfen um ein beträchtliches theurer, als sonst; und zweitens herrscht allhier zu dieser Zeit fast durchgängig, besonders an den öffentlichen Tischen der Wirthe, ein Ton, der nicht für Jedermann der angenehmste ist. Ich möchte ihn den Kaufmannston nennen, weil man ihn an allen Orten, wo Messen gehalten werden, z. B. in Frankfurt und Leipzig, wiederfindet. Ein angenommener Freisinn, mit etwas Uebermuth und Geldstolz begleitet, und ein erzwungenes, oft sehr ins Abgeschmackte fallendes Witzeln sind die Hauptunterscheidungszeichen desselben. Die Herren Handelsleute fühlen nämlich, daß sie zur Zeit der Messe an einem solchen Orte die Hauptpersonen sind; ihr Stand ist einer der unabhängigsten, und die halbe, oft verfehlte Bildung des Geistes, welche Vielen unter ihnen zu Theil wurde, pflegt in einen Gernwitz auszuarten, der oft noch viel beschwerlicher zu hören ist, als schlichter Unverstand.

Aber auch hier, wie in allen Dingen, gibt es der Ausnahmen viele. Denn unter den Braunschweigischen Kaufleuten, wie an andern Orten, lernte ich einige sehr ehrenwerthe Männer kennen, welche Aufklärung, Würde und feine Sitten auf die liebenswürdigste Weise vereinigen. Ich bin meinen jungen Lesern hiervon ein Beispiel schuldig, welches lehrreich für sie werden kann. Ich theile es daher mit, ungeachtet ich es mit einiger Beschämung für mich selbst erzählen muß.

Es war am zweiten Tage meines Hierseins. Um mir die Mühe zu erleichtern, einige Männer, die ich besuchen wollte, aufzufinden, hatte ich mir einen Lohnbedienten bestellen lassen. Dieser blieb mir aber etwas zu lange aus; ich machte daher erst einen Gang allein, und hinterließ in meiner Wohnung, daß man ihn, wenn er

kommen würde, nach einem gewissen bekannten Kaufmannshause schicken möchte, um meiner allda zu warten; daselbst würde ich mich nach einer halben Stunde einfinden, um mich von ihm führen zu lassen.

Ich hatte den Herrn des Hauses, so wie den Lohnbedienten, den ich bekommen sollte, noch nie gesehen. Als ich daher nach einer halben Stunde mich dahin verfügte, und in der Hausthür einen sehr wohlgekleideten Mann, neben ihm einen andern, zwar in anständiger, aber schlichter blauer Kleidung stehen sah, nahm ich es auf halben Blick, und ohne erst darüber nachzudenken, für entschieden an, daß jener der Hausherr, dieser — noch schäme ich mich des Irrthums — der bestellte Lohnbediente wäre. Um mich in diesem Irrthume zu bestärken, redete mich, sobald ich still stand, nicht der schön gekleidete, sondern der blaue Herr an, und verlangte zu wissen, was zu meinen Diensten stände? „Hier, Freund, antwortete ich, indem ich eine Karte aus der Tasche zog, sind die Namen Derer, die ich heute besuchen möchte.“ Wohl, versetzte der blaue Mann, mein Sohn soll mit Ihnen gehen, um Ihnen die Wohnungen zu zeigen. „Nicht doch, war meine Antwort, ich brauche ihn selbst;“ — und erst nachdem ich Dieses ausgesprochen hatte, schoß es mir, wie ein Blitz in die Seele, daß ich mich in der Person, die ich vor mir zu haben glaubte, vielleicht geirrt hätte. Ein einziger Blick auf des Mannes edle Gesichtsbildung und auf sein ganzes anständiges Wesen geworfen, überzeugte mich, daß dem wirklich so wäre. Aber ehe ich noch Zeit hatte, meinen beleidigenden Irrthum zu entschuldigen, überhäufte mich der gute Mann, dem ich gänzlich unbekannt war, mit den größten Höflichkeiten, führte mich in seine Schreibstube, und zwang mich

gleichsam, seinen eben so artigen Sohn zu meinem Begleiter und Führer anzunehmen.

Was sagen meine jungen Leser zu diesem Benehmen? War es nicht ausnehmend gütig und edel?

Mich, für meinen Theil, ergetzen sittliche Bemerkungen dieser Art auf meinen kleinen Reisen zehnmahl mehr, als der Anblick der seltensten Kunstsachen. Ich kann daher, da ich des Lohnbedienten einmahl erwähnt habe, mir das Vergnügen nicht versagen, meiner Erzählung auch noch von diesem eine kleine Geschichte einzuweben, welche die alte Bemerkung, daß es gute und brave Menschen in allen Ständen gebe, von neuen bestätigen kann.

Derjenige, den ich zu meiner Bedienung während meines Hierseins erhielt, war ein schon etwas bejahrter Mann von schwerfälliger, stotternder Sprache, welches jede Unterhaltung mit ihm beschwerlich machte. Ich hatte mich daher wenig mit ihm eingelassen, und entließ ihn den Abend vor meiner Abreise ziemlich gleichgültig, nachdem ich ihm den Lohn für seine mir geleisteten Dienste, der nach der hiesigen Polizeitaxe für den Tag einen halben Thaler macht, gereicht hatte. Er ging. Am folgenden Morgen, früh zwischen vier und fünf Uhr, da ich mich zu meiner Reise anschickte, sah ich ihn wiederkommen. „Herr, sagte er, indem er mir einen freundlichen Gutenmorgen wünschte, Sie werden wol unser Geld noch nicht recht kennen. Ich sollte nur anderthalb Thaler bekommen, und Sie haben mir einen halben Gulden mehr gegeben. Hier ist er wieder!" Indem er das sagte, legte er mir den halben Gulden auf den Tisch. Jetzt war mir der Mann, der mir gestern noch so gleichgültig vorkam, auf einmahl merkwürdig geworden. Ich gaffte ihn mit großen Au-

gen an, und nun mußte ich nothwendig nähere Bekanntschaft mit ihm machen. Ich fragte ihn, wie er heiße? und er antwortete, Mackwitz. Indem ich diesen Namen hörte, fiel mir ein witziges Wortspiel ein, welches Lessing*) auf einen Lohnbedienten dieses Namens machte, dessen er sich, so oft er in Braunschweig war, zu bedienen pflegte. Hurtig fragte ich ihn: ob er etwa den seligen Lessing gekannt hätte? „Ob ich ihn gekannt habe?" antwortete er mit Wärme. „O es war immer mein guter lieber Herr, der sich, so oft er hier war, von keinem Andern bedienen ließ." Eine Thräne glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dieses sagte, im Auge; und nun fing er an, mit einem Strome von Beredsamkeit zu erzählen, wie gut der selige Herr gewesen sei, wie er Alles weggegeben habe, so oft er von Nothleidenden sei angesprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft Vorstellungen darüber gemacht habe, welche aber nichts gefruchtet hätten; wie er einmahl einem abgedankten armen Fähndrich eine Tüte mit fünf Thalern geschenkt habe, und wie dieser gottlose Mensch nach Lessings Tode so undankbar gewesen sei, auf öffentlichem Kaffeehause ihn einen Ketzer zu schelten, dessen Seele zum T** gefahren sei; wie er, Mackwitz, sich darob erboßt und dem Fähndrich ins Angesicht gesagt habe, daß er ein undankbarer böser Mann sei, und ob er nicht mehr wisse, wie viel Lessing ihm noch kurz vor seinem Tode geschenkt habe? worüber dieser denn einen entsetzlichen Lärm mit ihm angefangen, und

*) Dessen Grab, im Vorbeigehen gesagt, jetzt hier fast niemand mehr nachweisen kann, ungeachtet nach seinem Tode noch so viele Jahre nicht verflossen sind.

ihn beschuldigt habe, daß er von Gott und seinem Worte wol eben so wenig, als Lessing selbst, wissen möge, u. s. w. Er erzählte mir hierauf von Lessings Krankheit und Tode, wobei er nicht bloß zugegen gewesen, sondern auch, da er ihm im Arme starb, vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht gefallen war. Der liebe Herr, fügte er hinzu, habe noch allerhand Kostbarkeiten, wie z. B. goldene Hemdknöpfe und dergleichen an sich gehabt, und man habe ihm gesagt, dazu habe er das nächste Recht, er dürfe nur nehmen; „allein ich hätte es nicht annehmen können, setzte er hinzu, und wenn es noch zehnmahl so viel werth gewesen wäre. Ich hätte es doch niemahls ansehen können, ohne daß das Herz mir geblutet hätte.“ Er, für seinen Theil, sagte er, wisse ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedruckten Sachen, die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche wären, welches doch nicht zu glauben stehe — gekriegt, worüber er sich jedesmahl entsetzlich geärgert habe, Schuld an seinem Tode seien. —

Der ehrliche Alte hatte mir durch dis Alles eine wahre Zuneigung eingeflößt; ich trennte mich jetzt ungern von ihm, und als ich fünf Monate nachher wieder nach Braunschweig kam, und die Reihe des Dieners, nach einer hiesigen Polizeiordnung, gerade einen andern Lohnbedienten traf, kaufte ich diesen ab, um die Erlaubniß zu haben, wieder meinen Mackwitz zu nehmen.

Ehe ich nun aber Braunschweig für dismahl verlasse, muß ich noch Eins und das Andere nachholen, welches der Wißbegierde meiner jungen Leser nicht unwürdig zu sein scheint.

Dieser Ort gehörte vor Zeiten zu den sogenannten

Hansestädten — meine jungen Leser wissen, was dieser Name sagen will — und er genoß auch nachher vieler Vorzüge und Freiheiten, die er nach und nach dergestalt zu erweitern suchte, daß er sogar den Herzogen die Bedingungen vorschrieb, unter welchen er ihnen huldigen wollte. Diese bemüheten sich lange vergebens, die Stadt durch Gewalt zu bezwingen. Sie hielt sechs verschiedene Belagerungen aus, ohne ein einzigesmahl genommen zu werden. Endlich glückte es, im Jahr 1671, dem Herzoge Rudolph August, sich ihrer nach einer kurzen Belagerung durch ihre eigenen Kanonen, die sie ihm, freilich nicht zu diesem Gebrauche, geliehen hatte, zu bemächtigen.

Zwei Erfinder, wovon der eine einen neuen Nahrungszweig für diese Stadt, der andere ein sehr nützliches Werkzeug zur Beschäftigung vieler tausend Hände in mehren Ländern erfand, verdienen hier auch genannt und von meinen jungen Lesern gemerkt zu werden. Das waren Christian Mumme, welcher das nach ihm genannte weit und breit berühmte Bier, und der Bildhauer Jürgen, welcher den Gebrauch und die Verfertigung der Spinnräder erfand. Beide erwarben sich dadurch ein bedeutendes Verdienst um diese Stadt, welche ihnen längst schon ein Denkmahl hätte setzen sollen; denn sie eröffneten dadurch Quellen der Nahrung und des Wohlstandes, welche noch heute fließen.

Unter den hiesigen Schul- und Erziehungsanstalten zeichnet sich, außer der Martens- und Katharinenschule, auch das sogenannte Karolinum aus. Dis ist eine, besonders für junge Leute von guten und bemittelten Familien errichtete Anstalt, in welcher sowol die gewöhnlichen Schulwissenschaften, als auch vornehmlich die neuern Sprachen und die gemeinnützlichen

höheren Wissenschaften gelehrt, und nebst den bildenden Künsten auch alle Arten von Leibesübungen — Tanzen, Fechten und Reiten — getrieben werden. Es ist zugleich eine zweckmäßige Voranstalt für Diejenigen, welche den Uebergang von der Schule zur Hochschule minder sprungmäßig machen wollen.

Ueberhaupt bemüht man sich jetzt hier, wie in andern Ländern, der Jugend eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Erziehung zu verschaffen; weil man immer mehr und mehr überzeugt worden ist, daß ohne dieselbe weder das Glück einzelner Menschen, noch der Wohlstand ganzer Staaten befördert werden kann. Wohl uns, daß unser Leben in solche Zeiten gefallen ist, in welchen man diese große Wahrheit endlich eingesehen, und danach zu handeln beschlossen hat! Und wohl euch, ihr lieben jungen Menschen, die ihr nun schon angefangen habt, den großen Nutzen davon einzuernten, indem man euch in den Stand setzt, Kenntnisse, Fertigkeiten und Tugenden zu erwerben, an welche sonst auf Schulen wenig oder gar nicht gedacht wurde. Vor Zeiten mußte man es beinahe dem bloßen Zufalle überlassen, ob ein junger Mensch geschickt, tugendhaft und glücklich werden würde, oder nicht; künftig wird die Erwerbung jeder nützlichen Geschicklichkeit und jeder schönen Tugend von dem eigenen Willen eines jeden Jünglings abhangen, weil es ihm weder an Gelegenheit, noch an Anleitung dazu fehlt. Glückliche Jugend!

3.

Ritt von Braunschweig über Hildesheim nach Deensen, einem Braunschweigischen Dorfe am Sollinger Walde. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten zu Hildesheim.

Meine Reise sollte nun eigentlich von hier nach Göttingen gehen; allein eine heilige Pflicht und ein sehr starker Trieb, diese Pflicht zu erfüllen, bewogen mich, erst einen Abstecher von dreizehn Meilen, und zwar zu Pferde, zu machen.

Ich bin nämlich so glücklich, noch eine alte gute Mutter am Leben zu haben. Diese wohnt zu Holzminden; und seit länger als acht Jahren hatte ich sie nicht gesehn. Ihr vorbeizureisen, war mir nicht möglich. Ich beschloß daher, da nicht gleich eine fahrende Post dahin abging, den Weg zu ihr zu Pferde zu machen.

In dieser Absicht hatte ich mir ein Miethpferd bestellen lassen; aber ein elenderes, abgenütztetes und steiferes Thier, als dasjenige war, welches man mir brachte, ist von einem Lateinischen Reiter wol nie bestiegen worden. Wollte ich indessen mich nicht aufhalten, so mußte ich es schon nehmen. Ich nahms und, indem ich meinem Schutzgeiste mich und meinen Hals empfahl, trabte es? — nein, schritt es fein bedächtlich und langsam mit mir zum Thore hinaus.

Es hatte seit acht Tagen fast unaufhörlich geregnet. An dem Tage meiner Abreise schien der Himmel vollends seinen gesammelten Wasservorrath herabschütten zu wollen. Die Wege waren erbärmlich, und da der meinige überdas durch ein fettes und schweres Erdreich lief; so hatte meine Rosinante*) den ganzen Ueberrest

*) So hieß der erbärmliche Gaul des fremden Ritters Donquischott.

ihrer ehemahligen Kräfte nöthig, um in dem zähen Lehm nicht bei jedem Schritte stecken zu bleiben.

Nachdem ich eine gute Meile zurückgelegt hatte, kam ich nach Vechelde, einem dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig zugehörigen kleinen Lustschlosse, wo dieser große Heerführer zur Zeit der Sommermonate, ein von allem höfischen Prunk und Zwange entferntes stilles Leben führt, und den Musen opfert. — Nicht weit von hier tritt man über die Grenzen des Bisthums Hildesheim.

Wenn ein der Erdbeschreibung unkundiger Reisender in einen ihm noch unbekannten Theil von Deutschland kommt, welcher sich durch einen vorzüglich fetten und fruchtbaren Boden auszeichnet, so darf er in den meisten Fällen, ohne erst zu fragen, annehmen, daß es ein geistliches Gebiet entweder ehemahls gewesen oder noch jetzt sei. Es war nämlich eine Zeit, da die Diener der Kirche die Herren der Erde waren, selbst Königen und Fürsten Gesetze vorschrieben, und mit Ländern und Gütern schalteten, wie sie wollten. Damahls wußten sie denn die reichsten und angenehmsten Landschaften für sich selbst auszusuchen; die armen weltlichen Herren hingegen mußten sich glücklich schätzen, wenn man sie nur die kahlen und unfruchtbaren Sandschollen ruhig besitzen ließ. Daher kommt es, daß sowol alle ehemahlige, als auch noch jetzige Bisthümer, Probsteien, Abteien und Klöster, soviel ich deren kenne, ohne Ausnahme in den fruchtbarsten und schönsten Bezirken derjenigen Provinzen liegen, wozu sie gehören. Sollte heutiges Tages eine neue Länderverteilung Statt finden, so dürfte sie wahrscheinlicherweise etwas anders ausfallen.

Diese Bemerkung, die ich schon oft zu machen Gelegenheit hatte, drang sich mir abermahls auf, da ich

durch die fetten Fluren des Bisthums Hildesheim ritt; und ich hatte eine Ursache mehr, über die ehemahlige Habsucht der Geistlichen unzufrieden zu sein, weil ein sandiger, dürrer und unfruchtbarer Boden mir und meinem armen Thiere jetzt zehnmahl besser zu Statten gekommen wäre. Aber ich merkte diese nicht allzulautere Quelle meiner Unzufriedenheit bald, schüttelte den Kopf über mich selbst, und ritt weiter.

Nachdem mein armes Thier wenigstens zwanzigmahl auf seine alten Knie gesunken und eben so oft, bald mit den vordern, bald mit den hintern Füßen stecken geblieben war, langte ich endlich glücklich, Abends zwischen fünf und sechs Uhr, zu Hildesheim, der Hauptstadt dieses Bisthums, an, und beschloß, allda zu übernachten.

Hildesheim ist ein alter Ort von ziemlichem Umfange, ehemahls befestigt, jetzt seiner Festungswerke größtentheils beraubt. Ungeachtet dieser Ort nicht über 8000 Einwohner zählen mag, so hat er doch mehr Kirchen, als das große Hamburg für seine 100,000 Menschen braucht. Es sind hier nämlich acht protestantische und eben so viel katholische sogenannte Gotteshäuser — ein Ausdruck, welcher eben so unschicklich als lächerlich ist, weil er den kindischen Begriff von Gott, dem Allgegenwärtigen, voraussetzt, daß er gleich uns armen eingeschränkten Menschen, zwischen vier Mauern wohnen könne. Haben denn die Leute, die sich diese unschickliche Benennung angewöhnt haben, nie den biblischen Spruch gelesen: Gott, sintemal er ist ein Geist, wohnt er nicht in Tempeln mit Händen gemacht?

Ich besah den Dom, ein Gebäude, welches der Aufmerksamkeit eines Reisenden nicht unwürdig ist, wenn auch schon die pomphafte Versicherung meines

Führers „daß dergleichen Gebäude an Größe und Pracht in der ganzen weiten Welt nicht mehr zu finden sei," um neun Zehntel, wie ich vermuthe, übertrieben sein sollte. Dieser ehrliche Mann hatte nichts Wichtigeres, als mir zuvörderst die hier befindlichen Denkmähler ehemahliger Wunder und den hier bewahrten Reliquienschatz*) zu zeigen. Dazu gehört z. B. ein an der Decke der Kirche gemahlter Engel, der — wunderbar! sich jedesmahl zu wenden scheint, je nachdem der Zuschauer diesen oder jenen Standort nimmt. Denn man mag sich hinstellen, an welche Seite oder in welche Ecke der Kirche man will, so läßt dieser wunderbare Engel einen doch nie aus den Augen. Ich versicherte den guten Mann, daß ich in dem Garten von Sanssouci und zwar an dem darin befindlichen Japanischen Tempel schon ehemahls ein ähnliches Wunder, nämlich einige an die Decke gemahlte Affen gesehen hätte, welche eben die Wunderkraft besäßen, sich nach dem jedesmahligen Standorte des Zuschauers mit ihrem grinzenden Affengesichte hinzuwenden; worüber er denn gar große Augen machte.

Er zeigte mir ferner, nebst verschiedenen andern heiligen Ueberbleibseln, ein Stück von einem der Wasserkrüge, in welchen unser Herr einst auf einer Hochzeit das Wasser in Wein verwandelte. Nach der Leiter

---

*) Reliquien oder Heiligen-Ueberbleibsel nennt man in der Römisch-katholischen Kirche alle Ueberbleibsel ehemahliger, für heilig gehaltener Personen, z. B. Knochen, Zähne, Haare u. s. w. Auch die Kleidung und der Hausrath solcher angeblichen Heiligen wird dazu gerechnet und als ein Heiligthum mit der größten Sorgfalt aufbewahrt.

hingegen, die Jacob im Traume sah, und nach dem Pantoffel der Jungfrau Maria, den sie verlor, da sie über das Gebirge Endelich ging, fragt der wißbegierige und fromme Reisende hier umsonst, sintemahl diese merkwürdigen Heiligthümer nicht in dem katholischen Dome zu Hildesheim, sondern in dem protestantischen Dome zu Magdeburg aufbewahrt werden. Dis zur Nachricht für die Herren Katholiken, wenn sie etwa übermüthiger Weise wähnen sollten, daß die Herren Protestanten gar keine Reliquien und Heiligthümer zu schätzen und in ihren Kirchen zu verwahren wüßten!

Jetzt kam der Mann zu dem größten aller Wunder, wodurch dieser Dom vor allen andern Domen in der Welt verherrlichet worden ist. Das ist ein gewaltig großer wilder Rosenstock, welcher außerhalb der Kirche einen großen Theil der östlichen Mauer bedeckt. Den Hut ab, junger Leser, und vernimm die erstaunliche Geschichte dieses heiligen Rosenstocks mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit!

Kaiser Ludewig der Fromme (mein Führer, der sich zwar auf die Geschichte der Wunder, aber nicht auf die Kaisergeschichte verstand, nannte ihn Pius II., der zwar Papst, aber nie Kaiser gewesen ist) war einst in derjenigen Gegend, in welcher jetzt Hildesheim steht, —damahls eine Wüstenei, mit Wald und Busch bedeckt— auf der Jagd. Fromm und andächtig, wie er war, hatte er nicht vergessen, sein Reliquiarium, d. i. sein Bündel von Heiligengebein mitzunehmen, um, selbst während des Jagdgetümmels, der Heiligen zu gedenken, welche keine Jäger waren, und durch die Ueberbleibsel von ihnen vor Gefahren beschirmt zu werden. Nun weiß ich nicht, wie es kam, war der fromme

Mann hungrig geworden, oder wollte er ausruhen, oder hatte er irgend ein anderes menschliches Bedürfniß, kurz, denn dis ist Alles, was die Geschichte von diesem merkwürdigen Umstand mit Gewißheit zu erzählen weiß, er hing sein Reliquiarium an einem gerade da, wo er war, befindlichen wilden Rosenstrauche auf; und da es zu gleicher Zeit und zwar plötzlich zu schneien anfing, welches ihn nach Hause zu eilen bewog, so hatte er — der Himmel verzeihe ihm die Unvorsichtigkeit, — das Unglück, sein theures Reliquiarium zu vergessen. Kaum war er nach Hause gekommen, so bemerkte er den Verlust, und Hals über Kopf mußten die Jäger hin, um den zurückgelassenen Schatz aufzusuchen und heimzuholen. Der Schnee war unterdeß eben so geschwind wieder verschwunden, als er gefallen war; aber — o Wunder! — nur an der einzigen Stelle, wo der Rosenbusch stand, war der Schnee noch nicht geschmolzen, vermuthlich, damit man diese Stelle und das allda befindliche Heiligthum um desto leichter wieder finden möchte. Man fand also auch Beide wieder, und zwar — o größeres Wunder! — den Rosenbusch in voller Blüthe, ungeachtet er gestern noch nicht einmahl Laub gehabt hatte. Der fromme Ludewig sah dieses doppelte Wunder als einen Wink an, daß der erst zu Elze, einer kleinen Hildesheimischen Stadt, erbaute Dom auf diese Stelle verlegt werden solle. Dis geschah, und zwar so, daß des Rosenstocks dabei geschont wurde. Dieser grünt seitdem — es war im Anfange des neunten Jahrhunderts, also nun schon über neun hundert Jahre her — in Ewigkeit fort, um den Beweis des Wunders auf die späteste Nachwelt fortzupflanzen *).

*) Er soll aber vor einigen Jahren abgestorben sein, ver-

Mein Führer erklärte mir hierbei zugleich den Ursprung des Namens Hildesheim. Dieser Name, sagte er, lautete ursprünglich Hilleschnei, und zwar aus den plattdeutschen Wörtern Hille, d. i. hurtig und Schnei d. i. Schnee, zusammengesetzt, anzudeuten, daß das Wunder des eben so plötzlich entstandenen als wieder verschwundenen Schnees die Erbauung dieses Orts veranlaßt habe. Nach und nach wurde denn aus Hille Hilde und aus Schnei Shein gemacht; und so entstand endlich der Name Hildesheim.

Noch zeigte mein Cicerone*) mir zwei große metallene und ungemein künstlich gegossene Thorflügel dieses Doms, wovon die wunderbare Geschichte also lautet: der Bischof Godofredus, der eben so kunstreich als heilig war, hatte dieses Thor selbst gegossen. Jetzt wollte er es nach der Kirche tragen lassen; allein es war so schwer, daß es durch Menschenkräfte nicht fortgeschafft werden konnte. Was that hierauf der heilige Mann? Er nahm den Teufel zu Hülfe. Vermöge der Herrschaft, die er als Heiliger über diesen Fürsten der Finsterniß ausüben durfte, zwang er ihn, die beiden Thorflügel auf eigenem Rücken fortzuschleppen. Der Teufel gehorchte, und die Thorflügel waren an ihrem Platze. So haben (wiewol in einem andern Sinne)

---

muthlich aus Kummer, weil er voraussah, daß dieser Priesterstaat nächstens einem ketzerischen Könige zufallen werde.

Anm. z. neuen Ausgabe.

*) So nennt man in Italien Diejenigen, welche die Fremden herumführen, um ihnen die Alterthümer und Kunstsachen zu zeigen und zu erklären.

die Teufel den Heiligen, so wie diese jenen wol nicht selten die Hand geboten!

Ich hoffe, meine jungen Leser sind schon zu verständig, als daß sie über das Abgeschmackte und Lächerliche dieser Wundermährchen, welche aufgeklärten Katholiken selbst ein Aergerniß sind, erst noch eines Fingerzeiges bedürften.

Ehe ich aber den Dom zu Hildesheim verlasse, muß ich noch eines bekannten hier befindlichen Götzenbildes erwähnen, welches von den ehemahligen abgöttischen Deutschen unter dem Namen der Irmensäule angebetet wurde. Es besteht dasselbe aus einer ungefähr zehn Fuß hohen Säule von grünlichem Marmor, worauf man jetzt das Bild der Jungfrau Maria hingestellt hat. Und so wird dieses Denkmahl aus den Zeiten des Heidenthums noch immer angebetet, nur daß die Figur des leblosen Dings, dem diese Anbetung widerfährt, jetzt eine weibliche ist, ehemahls vermuthlich eine männliche war. Sollten denn unsere Brüder, die Katholiken, nicht endlich auch zu der Einsicht gelangen, daß es Abgötterei sei, wenn man sich vor Bildern niederwirft und sein Gebet an dieselben richtet, die Bilder mögen mit einem Reifrocke oder mit Beinkleidern angethan sein?

Die protestantischen Pfarren dieses Landes — ob alle oder nur die meisten, weiß ich nicht — werden, wie Pfründen, für baares Geld verkauft. Dis ist ein gar böser, schädlicher Gebrauch, der die Folge hat, daß unter den Hildesheimischen Geistlichen oft ganz unwissende, ja sogar sittenlose Leute gefunden werden, die ihren bessern Mitbrüdern und dem ehrwürdigen Amte, welches sie bekleiden, Schande machen. Denn, wenn in den benachbarten Ländern

irgendwo ein verdorbener Gotteslehrling oder Kandidat alle Hoffnung zur Beförderung ins Predigtamt aufgeben muß, so geht er ins Hildesheimische, nachdem er, etwa durch eine Heirath oder auf eine andere Weise, das zur Erkaufung einer Pfarre erfoderliche Geld erworben hat; und nun ist ihm eine Versorgung gewiß. — Ich bedaure die Vorsteher des Kirchenwesens und diejenigen einzelnen braven Geistlichen dieses Landes, welche von dem übrigen Theile ihrer unwürdigen Mitbrüder eine ehrwürdige Ausnahme machen, daß es nicht in ihrem Vermögen steht, diesen höchstschädlichen Mißbrauch abzuschaffen. Denn, da nicht das protestantische Konsistorium, sondern die katholischen Domherren die Verleiher solcher Pfarren sind, und diese das Recht, sie zu verkaufen, zu den rechtmäßigen Quellen ihrer Einkünfte rechnen, so ist, so lange diese Verfassung bleibt, nicht wohl abzusehen, wie und wodurch einem so ärgerlichen Unwesen gesteuert werden könne.

Der größte Theil der Einwohner des Stifts Hildesheim bekennt sich zum Römischen Gemeinglauben. Das Haupterzeugniß des Landes ist nicht — wie in den meisten Geographien steht — Getreide, sondern Flachs, dessen Bearbeitung und nachheriger Verkauf den vorzüglichsten Nahrungszweig desselben ausmacht. Indeß bringt der gute Boden des Landes auch Getreide von allerlei Art im Ueberfluß hervor.

In Ansehung des Kunstfleißes sind sowol die katholischen Länder überhaupt, als auch diejenigen insonderheit, welche geistliche Regenten haben, gewöhnlicherweise weit zurückgeblieben. So auch Hildesheim, welches nur einige wenige und zwar nicht viel bedeutende Gewerkshäuser aufzuweisen hat, worin grobes Tuch, Strümpfe und Eisenwaaren verfertigt werden.

Der Grund dieser fast allgemeinen Beobachtung ist folgender.

In katholischen Ländern gibt es erstens der Festtage und überhaupt der zwecklosen Religionsübungen zu viele, wodurch die Leute zum Müßiggange verwöhnt werden. Dann wurde zweitens auch die Verachtung der zeitlichen Güter hier zu oft und zu nachdrücklich von den Kanzeln herab eingeschärft, um die Leute desto williger zu machen, ihre zeitlichen Güter den Klöstern zu schenken, als welche einen heiligern Gebrauch davon zu machen wußten. Drittens dürfen die geistlichen Beherrscher dieser Länder, nach den Gesetzen ihrer Kirche, bekanntlich nicht heirathen. Sie haben daher auch keine Kinder, auf welche sie die Regierung ihres Landes erblich fortpflanzen könnten. Sie wissen vielmehr, daß man nach ihrem Tode einen neuen Herrscher wählen werde, der weder ihr Freund noch Vetter ist, und dessen Umstände zu verbessern ihnen nicht sehr am Herzen liegen kann. Deßwegen ist es eine seltsame Erscheinung, wenn ein geistlicher Fürst irgend eine Landesverbesserung vornimmt, wovon der Vortheil erst nach Jahren eingeerntet werden kann. Nun bedürfen auch die meisten Gewerke, wenn sie gedeihen sollen, anfangs einer Unterstützung, und der Nutzen, den sie dem Lande und dem Herrscher bringen, kann erst in der Folge eingeerntet werden. Aber wer weiß, denkt da der geistliche Herr, ob Unsereiner das erleben wird; und wozu sollen wir für unsern Nachfolger sorgen? Also keine Unterstützungen! Also auch keine Gewerkshäuser!

Genug von Hildesheim!

Am folgenden Morgen ritt ich, nachdem ich mein altes Pferd zurückgeschickt und ein neues gemiethet hatte, weiter. Dieses neue Pferd war zwar etwas

besser auf den Beinen, aber für meine lange Gestalt so klein, daß meine Füße beinahe die Erde berührten. Mein Schicksal wollte es nun einmahl so haben, daß ich auf dieser Reise kein rechtliches Thier besteigen sollte.

Sobald man von Braunschweig aus über Hildesheim hinaus ist, ändert sich die Bühne. Die unermeßlichen Ebenen zwischen hier und Hamburg haben jetzt ein Ende; und nun steigt Berg an Berg empor, zwischen welchen nur schmale Thäler sich hinwinden. Wenn man, so wie ich, ein paar Dutzend Jahre in lauter platten Gegenden, wo die Natur hier und da höchstens ein Hügelchen aufwarf, zugebracht hat, so thut der Anblick stattlicher Berge, welche ihre Häupter nach den Wolken strecken, Einem ungemein wohl. Ich konnte mich lange nicht satt daran sehen; aber so oft ich von Empfindungen des Großen und Schönen, welches die Natur hier aufgestellt hat, warm zu werden begann, sorgte der Himmel allemahl für eine Abkühlung, indem er von Zeit zu Zeit einen reichlichen Regen herabgoß.

Mein Weg ging durch ein kleines Hildesheimisches Städtchen, Gronau genannt, dem ich hoffentlich nicht zu nahe treten werde, wenn ich — lieber gar nichts davon sage. Denn um nur des angeblichen Pflasters der Straßen zu erwähnen, so ist dasselbe so beispiellos elend, daß Reiter und Pferd Ursache haben, sich einander Glück zu wünschen, wenn sie, ohne Hals oder Bein gebrochen zu haben, durchgekommen sind.

Ich für meinen Theil kam Gottlob! glücklich durch; und nun ritt ich gerade auf das Gebirge zu, welches einen großen, herrlichen Halbkreis vor mir bildete. Ich war noch eine halbe Stunde davon entfernt, als über die Mitte desselben ein pechschwarzes Gewitter hervor-

kroch, und bald darauf anfing, gerade da, wohin ich mußte, einen heftigen Platzregen herabzugießen. Die Aussicht war nicht sehr angenehm; allein was war zu thun? Wollte ich die Tagereise von sechs Meilen, die ich heute zu machen hatte, mit meinem kleinen kraftlosen Pferde vollenden, so durfte ich mich nicht aufhalten. Aber indem ich eben mich in meinen noch fast nicht trocken gewordenen Mantel hüllte, und die Hutkrempen herunter ließ, bemerkte ich auf einmahl eine für mich günstige Veränderung in der Luft. Die anziehende Kraft der Berge riß nämlich das mir drohende Wettergewölk zusehends auseinander, und zwar so, daß der eine Theil sich längs des Gebirges rechter Hand, der andere längs des Gebirges linker Hand hinziehen und die zwischen beiden liegende kleine Ebene trocken lassen mußte. Ich ritt also unvermuthet wieder in Sonnenschein, indem ich rechts und links in einer kleinen Entfernung einen heftigen Gewitterregen unter Blitz und Donner herabstürzen sah. Ich habe nachher mehrmahls Gelegenheit gehabt, diese anziehende Kraft der Berge, die sie gegen die Gewitterwolken äußern, eben so deutlich wahrzunehmen.

Ich war jetzt an dem Fuße eines Gebirges, welches sich von hier, wiewol mit einigen Lücken, bis in die Schweiz erstreckt, und also eine Bergkette von ungefähr achtzig Meilen bildet. Man kann es daher füglich für einen Anhang der Alpen halten, von welchen es nur durch den Mainstrom, in der Gegend von Frankfurt, und durch den Rheinstrom, zwischen Basel und Schafhausen, abgeschnitten wird. Eine zweite, ähnliche Bergkette, welche von den Alpen abläuft, ist diejenige, welche jenseits des Rheins sich durch Elsaß und Lothringen erstreckt, und das Vogesische Gebirge

genannt wird. Von Basel bis Darmstadt sind diese beiden gleichlaufenden Bergreihen oft nur einige Meilen weit aus einander und der prächtige Rheinstrom fließt zwischen beiden hin. Sowol jene als dieser scheinen daher von der Natur recht eigentlich dazu bestimmt zu sein, Deutschland von Frankreich abzusondern und für jedes dieser Länder eine eigene Schutzmauer zu bilden. Diese Betrachtung kann dem Deutschen Herzen, dem es beim Anblick der herrlichen Länder, Lothringen und Elsaß, wehe thut, daß diese beiden Perlen aus der Krone der Deutschen Provinzen verloren gingen, einigermaßen zur Beruhigung dienen. Sie lagen ja, muß man denken, außerhalb der natürlichen Grenze des Deutschen Reichs!

Der wenig befahrne Weg, auf dem ich ritt, ging, bevor er aufwärts lief, durch eine sumpfige Niederung. Ich mußte hindurch, weil auf beiden Seiten Hecken und Gräben waren, welche das Ausbeugen unmöglich machten. Mit Vorsicht suchte ich mir indeß eine Stelle aus, die mit Strauchwerk belegt, und, wie es schien, erst kürzlich befahren war; allein kaum hatte ich die Mitte dieses Sumpfs erreicht, als mein Pferd plötzlich bis an den Sattel darin versank. Ich selbst machte mich zwar durch einen Sprung in dem nämlichen Augenblicke davon los, und wurde von dem Gesträuch getragen; aber nun hatte es ganz das Ansehen, daß ich die noch übrigen drei Meilen meiner heutigen Tagereise würde zu Fuß machen müssen, weil mein kraftloses Pferd so fest steckte, daß ich beinahe verzweifeln mußte, es wieder befreit zu sehn. Indeß unterließ ich nicht, ihm durch einen tüchtigen Peitschenschlag Muth zuzusprechen. Es ermannte sich hierauf, strengte, indem ich es beim Zügel aufwärts riß, alle seine Kräfte an,

und so gelang es ihm endlich, sich glücklich wieder los zu machen. Ein neues starkes Regenwetter, welches unterdeß eingefallen war, diente dazu, ihm den Koth abzuwaschen.

Nachdem ich den Gipfel dieses Berges erreicht hatte, genoß ich einer Aussicht, die ich meinen jungen Lesern mahlen möchte, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß alle wörtliche Mahlereien dieser Art ihres Zwecks verfehlen, weil man die einzelnen Bilder, aus welchen eine solche Schilderung bestehen muß, nicht neben einander stellen kann, sondern auf einander folgen lassen muß, wobei die Einbildungskraft ermüdet und es nicht leicht möglich findet, sie alle zu einem vollständigen Ganzen zu ordnen. Ich halte daher von weitläufigen Beschreibungen schöner Gegenden nicht viel, weil der Leser doch keinen recht bestimmten und anschauenden Begriff dadurch erlangt, sondern durch alle unsere schönen Schilderungen höchstens nur bewogen wird, uns zu glauben, daß Das, was wir sahen, ungemein schön gewesen sei.

Um indeß meine Leser einigermaßen ahnen zu lassen, wie viel Schönes ich hier sagen könnte, wenn ich wollte, kann ich nicht umhin, von dem großen und reichen Naturgemählde, welches jetzt vor mir lag, nur einen und andern Hauptzug hinzuwerfen.

Ich stand auf einer ansehnlichen Höhe. Fast senkrecht unter mir hatte sich ein kleines ärmliches Dörfchen, Marienhagen genannt, in einem tiefen und dabei so engen Thale verkrochen, daß es von oben ganz das Ansehn hatte, daß ein mit ausgebreiteten Armen in der Mitte stehender Riese die beiden gegenüberstehenden Bergwände mit den Händen berühren könnte. Die Spitze des entgegenstehenden steilen Berges war sogar mir, der ich auf dem Rücken des andern Berges hielt,

so nahe, daß ich sie beinahe mit einem Steinwurfe erreichen konnte. Das enge Thal, worin das Dörfchen liegt, dehnt sich nach der Nordseite hin, zwischen langen halb beackerten, halb mit schöner Waldung gekrönten Bergen, immer mehr und mehr aus, bis es sich endlich in der großen unabsehbaren Ebene verliert, worin die Stadt Hannover liegt. Der Anblick dieser beackerten Berge war damahls, wegen der noch stehenden mannichfaltigen Saaten, wunderschön. Hier lief ein gelblicher Streif von schon gereiftem Winterkorne, dort ein grüner von Sommergetreide, neben diesem ein dritter von goldgelb blühendem Rübesaamen herab, auf welchen wiederum ein röthlicher Strich von frisch gepflügtem Ackerlande folgte. Richtete ich endlich meine Augen gegen Osten, so erblickte ich eine Druffel von mehr als zwanzig Bergen, deren einer über den andern hervorkuckte, bis die Häupter der letzten sich in den Wolken verloren.

Mein Weg lief jetzt bergauf bergab, und wurde hie und da so steil, daß ich ihn zu Fuß erklettern und mein Thier nachziehen mußte; bis ich endlich das ehemahlige Kloster Amelungsborn erreichte, welches jetzt ein Braunschweigisches Amt ist. Dieses liegt auf einer Anhöhe zwischen zwei Bergen, Homburg und Eberstein genannt, auf welchen ehemahls Grafen eben dieser Namen ihre Raubschlösser hatten, und unter sich in beständiger Fehde lebten. Endlich wurde zwischen Beiden eine Aussöhnung beliebt. Der Eine bat den Andern zu Gevatter, und die erste Zusammenkunft zwischen Beiden sollte bei Gelegenheit der Taufe in der Klosterkirche zu Amelungsborn geschehen. Beide erschienen zur bestimmten Zeit, und traten durch entgegengesetzte Thüren in die Kirche; allein kaum hatten Beide einander zu Gesichte bekommen, als ihr alter Groll von neuen erwachte

und in Feuer und Flammen ausbrach. Sie zogen, als wäre es Verabredung gewesen, zugleich vom Leder, rannten wüthend auf einander los, und — durchbohrten sich Beide. Man begrub sie hierauf neben einander in dieser Kirche, wo sie nun schon lange friedlich modern, indeß ihre abgeschiedenen Geister vermuthlich es noch jetzt beseufzen, daß sie in ihren jüngern Jahren nicht gelernt hatten, Herren ihrer Leidenschaften, besonders ihres Zorns zu sein. Zu einem warnenden Denkmahle für die Nachwelt sind Beide auf einem und ebendemselben Steine ausgehauen, der ihre vermoderten Gebeine deckt.

Indem ich unweit dieses Klosters aus dem Gehölze kam, erblickte ich — ich bin unfähig zu beschreiben, mit welchen Empfindungen — den zwar unberühmten, mir aber über Alles werthen Ort meiner Geburt, ein am Sollinger Walde liegendes Braunschweigisches Dorf, Deensen, ehemahls vielleicht Deitersheim genannt. Es war, was ich in dem Augenblicke fühlte, nicht bloß Freude über das Wiedersehn der Gegend, worin ich meine erste Jugendzeit verlebt hatte; nicht bloß Vorschmack des nahen Vergnügens, welches mir in der Umarmung eines lieben Bruders bevorstand; auch nicht bloß Wehmuth über den Anblick der Kirche, in welcher nun schon seit mehr als zwanzig Jahren die Gebeine meines braven Vaters ruhen; nein, es war vielmehr dis Alles zugleich, es waren tausend andere schmelzende Vorstellungen, besonders auch der Gedanke an die wunderbare Leitung der allgütigen Vorsehung, die mich, seitdem ich diese vaterländische Gegend zum erstenmahle verließ, immer so väterlich geführt hatte, was sich meiner ganzen Seele in diesem Augenblicke bemächtigte, und mir eine Thräne aus den Augen preßte. Meine Empfindungen rissen mich fort. Ohne weder auf den holperigen Weg, noch auf

die erschöpften Kräfte des Pferdes Rücksicht zu nehmen, setzte ich diesem unwillkührlich die Spornen in die Seite, und hörte nicht eher auf im vollesten Schnelllaufe zu jagen, bis ich vor dem Hause hielt, in welchem ich einst geboren wurde.

4.

Ein Beispiel, wie die Dinge in der Welt zu verschiedenen Zeiten uns ganz verschieden vorkommen. Kurzer Aufenthalt in meiner vaterländischen Gegend.

Die erste Bemerkung, die ich, nach einem vollen Genuß der Freude des Wiedersehens in diesem Hause machte, war die, daß mir nicht bloß jedes Zimmer, sondern auch das ganze Haus, ja der ganze Ort zusammt der Gegend, worin er liegt, um sehr viel kleiner vorkamen, als ich sie sonst gekannt hatte. Ein Saal z. B., den ich in meiner Kindheit für eben so groß und prächtig hielt, als ich nachher in männlichem Alter etwa den Rittersaal auf dem königlichen Schlosse zu Kopenhagen fand, war unterdeß zu einer gewöhnlichen höchst einfachen Stube zusammengeschrumpft; der Garten hinter dem Hause, den ich mir seit meiner Jugendzeit unermeßlich groß dachte, schien von seinem ehemahligen Umfange nur noch kaum den zehnten Theil zu haben; ein Teich vor dem Hause, welcher dem Knaben ein Stück des Weltmeeres geschienen hatte, kam dem Manne jetzt als ein mäßiger Fischbehälter vor. So auch alle übrige Gegenstände. Alles hatte an Größe und Herrlichkeit verloren, Alles schien mir nach einem stark verjüngten Maßstabe umgeschaffen zu sein.

Was ist das, sagte ich zu mir selbst? Sind die Dinge um dich her, oder sind deine Augen anders ge-

worden? Oder, wenn keines von beiden, woran liegt denn die wunderbare Verkleinerung, die du hier überall wahrnimmst? — die Antwort, die mein eigenes Nachdenken mir auf diese Frage gab, war folgende:

In meiner Kindheit hatte ich mein väterliches Haus nur mit den benachbarten Häusern der Landleute, die Zimmer in jenem nur mit den kleinern und noch einfachern in diesen vergleichen können, wobei denn jenes an Größe und Schönheit allemahl ausnehmend hervorstach. Eben so hatte ich auch den Garten meines Vaters nur mit dem noch kleineren und schlechteren Garten des Nachbars zusammenhalten können; und was den Teich betrifft, so hatte ich damahls noch nie ein Gewässer von gleichem, geschweige von noch größerem Umfange gesehn. Alle diese Dinge mußten daher damahls mir nothwendig als die größten in ihrer Art vorkommen, weil ich etwas Größeres von derselben Art nicht kannte. Nun hatte ich aber jetzt, seit meiner Jugendzeit, viele tausend größere Häuser, Säle, Gärten und Gewässer kennen gelernt, wogegen Alles, was ich hier wiederfand, nur eine armselige Figur machte. Was Wunder, daß Alles mir jetzt so klein und dürftig schien?

Ich habe es für nützlich gehalten, meine jungen Leser mit dieser wahrgenommenen Veränderung in meiner eigenen Vorstellungsart bekannt zu machen, weil sie daraus lernen können, wie unvernünftig Diejenigen handeln, die da verlangen, daß alle Menschen über einerlei Dinge einerlei unveränderliche Gedanken, Meinung und Glauben haben sollen; gleichsam als wenn es von uns abhinge, uns die Sachen so vorzustellen, wie wir wollen, und nicht vielmehr so, wie sie sich uns jedesmahl darbieten, oder wie wir sie erkennen! Hätte man z. B. mir in meiner Kindheit gesagt: deines Vaters Haus,

Garten u. s. w. sind nichts weniger als groß und prächtig, sondern vielmehr höchst mittelmäßig und einfach, und, wofern du dich unterstehest, daran auch nur im mindesten zu zweifeln, oder das Gegentheil davon zu behaupten, so soll dein Leib hier lebendig gebraten und deine Seele nach dem Tode im ewigen Höllenpfuhl gemartert werden; wenn man, sage ich, so zu mir gesprochen hätte, so würde man durch die hinzugefügten triftigen Beweggründe mich freilich wol zu einer erzwungenen Bejahung, nie aber zu einem wirklichen Glauben, d. i. zu einer Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Sache haben bewegen können. Oder, wenn umgekehrt Jemand, der aus diesem Dorfe selbst niemahls gekommen wäre, jetzt von mir hätte fodern wollen, mit ihm zu glauben, daß alle darin befindliche Dinge wirklich so groß und köstlich wären, als ich sie in meiner Kindheit mir vorstellte: würde es etwa nur von mir abgehangen haben, sein Begehren zu erfüllen? Mit dem Munde, ja! aber auch in meinem Herzen? auch mit wirklicher Ueberzeugung? Nimmermehr!

Was folgt daraus? — Dieses, daß man Niemand zwingen muß, etwas zu glauben, was ihm selbst nicht glaubwürdig vorkommt; und daß Derjenige, der dieses dennoch thut, dadurch deutlich an den Tag legt, daß er ein Mensch ohne Einsicht und Ueberlegung sei, der über die Natur seiner Seele und über die Veränderlichkeit seiner eigenen Vorstellungen niemahls nachgedacht hat.

Das Dorf, worin ich jetzt war, liegt hart am Sollinger Walde, welcher bergig ist, einen ansehnlichen Umfang hat, und theils unter Braunschweigischer theils unter Hannöverischer Hoheit steht. Dieses ganze waldige Gebirge enthält, unter einer gar nicht dicken Erdkruste, einen unerschöpflichen Vorrath von röthlichem Mergelschie-

fer, einer Steinart, welche die Natur in lauter dünnen, wagerechten Schichten auf einander gepackt hat, die sich mit leichter Mühe von einander absondern oder spalten lassen, um sie theils zu breiten Pflastersteinen, theils zu dünnen, etwas länglichen Platten einzurichten, womit man in dieser ganzen Gegend die Häuser, statt der Ziegel, zu bedecken pflegt. Für den hiesigen Landmann ist dieser große Steinvorrath ein wahrer Schatz. Denn so oft er keine andere Arbeiten hat, geht er hin zu seiner Grube, spaltet Steine und fährt sie nach Holzminden, wo sie ihm zu einem festgesetzten Preise abgekauft werden. Hier werden sie geschliffen, und alsdann auf der Weser nach Bremen und von da nach Holland gesandt.

Seht, ihr jungen Leser, so hat der gütige Himmel einer jeden Gegend irgend Etwas gegeben, wovon die Bewohner derselben, wenn sie nur fleißig sein wollen, sich ernähren können! Derjenige ganze Theil des Herzogthums Braunschweig, welcher an die Weser stößt, und deswegen der Weserbezirk genannt wird, ist, wegen seiner bergigen und steinigen Beschaffenheit, nicht im Stande, alle seine Einwohner durch Getreidebau zu nähren; aber sie leiden dennoch keinen Mangel. Was ihnen an Getreide abgeht, das ersetzt ihnen ein Ueberfluß an Holz, Steinen und Flachs, welcher in dieser Gegend vorzüglich gut gedeiht. Die unverbrauchbaren Wälder gaben Gelegenheit, Glashütten anzulegen; die Steine werden verkauft, und der Flachs beschäftigt Junge und Alte in allen Zwischenzeiten, und macht einen sehr ergiebigen Nahrungszweig aus, indem man ihn spinnt und webt, die verfertigte Leinewand aber nach Bremen oder Hamburg verkauft.

Nachdem ich hier eine Nacht verweilt hatte, ritt ich, am folgenden Tage, in Begleitung meines Bruders,

nach Holzminden, dem Aufenthalte meiner Mutter. Aus Besorgniß, daß die Freude über meine unerwartete Erscheinung (denn ich hatte nicht Zeit gehabt, sie von meiner bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen) ihr das Herz brechen könnte, schickte ich einen Boten voran, um sie darauf vorzubereiten. Jetzt kam ich selbst, und — doch der Leser wird fühlen, daß dergleichen Auftritte sich nicht beschreiben lassen. Also kein Wort davon!

Holzminden ist zwar nur eine kleine offene, aber so schön und glücklich gelegene Stadt, als ich je eine gesehn habe. Sie liegt in einer eingeschränkten Ebene am Weserstrome. Rund herum bilden, in einer Entfernung von etwa einer halben Meile, mahlerische Berge und der hohe Sollinger Wald einen Kranz, der nur hie und da eine kleine Lücke offen läßt, um der Weser und dem Luftstrome einen freien Durchzug zu gewähren. Diese Lage sichert das Städtchen vor kalten und heftigen Winden, ohne ihm den Vortheil einer reinen und gesunden Luft zu rauben. Alle Feld- und Gartenfrüchte reifen daher in dieser von allen Seiten beschirmten Ebene wenigstens um vierzehn Tage früher, als in der Gegend meines Geburtsortes, ungeachtet dieser nur eine Meile weit davon liegt; und ansteckende Krankheiten kommen nie hieher. Man versicherte mich sogar, daß die sogenannte Modekrankheit oder Influenza, welche ganz Europa überzog, diesen Ort allein vorbeigegangen sei. Hiezu kommt, daß es in keiner andern niedersächsischen Gegend wohlfeiler zu leben ist, als hier; und daß kein anderer Ort eine größere Bequemlichkeit zur Handlung und besonders zu allerlei Gewerken gewährt, weil Holz, Lebensmittel und Arbeitslohn hier sehr wohlfeil sind, und der vorbeifließende We-

serstrom die Zufuhr und Ausfuhr erleichtert. Ich vermuthe daher, daß mancher unternehmende Mann diesen Ort zu seinem Aufenthalte wählen würde, wenn die Vortheile, die er gewährt, schon allgemein bekannt geworden wären. Deßwegen habe ich es der Mühe werth geachtet, hier ein Wort davon zu reden.

Eine Werkstatt von Belang, die hier schon lange blüht, ist eine Eisenhütte, worin das Eisen durch eine künstliche Schneidemaschine auf einmahl in mehre dünne Stangen zerschnitten, auch auf andere Weise bearbeitet wird.

Auch dem großen Friedrich, dessen Adlerblick in jeden Winkel von Europa drang, sind die Handelsvortheile, welche diese Gegend darbietet, nicht entgangen, und er hat durch einen Vertrag mit der vorigen Braunschweigischen Regierung davon Gebrauch zu machen gewußt. Vermöge dieses Vertrages muß ihm eine gewisse ansehnliche Zahl von Eichbäumen von bestimmter Güte aus dem Sollinger Walde geliefert werden. Diese nimmt ein dazu angesetzter Bevollmächtigter in Empfang, läßt sie theils zu Stäben, theils zu Schiffsbauholz schneiden und behauen, und sendet sie dann die Weser hinab nach Bremen, von wannen sie nach Holland verkauft werden. — So ehrt der größte Monarch der Erde den nützlichen Kaufmannsstand durch sein eigenes Beispiel, indem er dadurch zeigt, daß er es nicht unter seiner Würde hält, sich selbst in kaufmännische Unternehmungen einzulassen, indeß mancher Dorfjunker glauben würde, die Asche seiner Ahnen zu beschimpfen, wenn er seinen zerrütteten Vermögensumständen durch Handel und Betriebsamkeit wieder aufzuhelfen suchte!

Die Holzmindische Schule zeichnete sich bisher zu ih-

rem Vortheile vor vielen andern aus. Sie ist diejenige, der ich selbst meine erste Bildung zu verdanken habe. Hier war es, wo ich zum eigenen Fleiße und zu einer regelmäßigen Arbeitsamkeit mich gewöhnte; und wenn ich nachher in den verschiedenen Lagen, worein ich, nach dem Willen der Vorsehung, gerieth, mich für meine Nebenmenschen einigermaßen nützlich machen konnte, so ist dieses mehr jener Gewöhnung zu einer ordentlichen und rastlosen Selbstthätigkeit, als irgend einer hervorstechenden Fähigkeit zuzuschreiben.

Ungern verlasse ich einen Ort, wo ich einen großen Theil des Morgens meines Lebens, freilich nicht ohne Sorgen und Mühseligkeiten, die eine Folge meiner Dürftigkeit waren, aber doch auch unter mancher süßen Jugendfreude, und in nützlicher Geschäftigkeit verlebte. Allein es ist Zeit, daß wir weiter gehn.

Ich hätte von hier aus durch den Sollinger Wald geradesweges nach G ö t t i n g e n abgehen können; allein — warum sollte ich es nicht gestehen? — eine bloße Grille nöthigte mich, beinahe zwei Meilen umzureisen. Was das für eine Grille war? Ich will sie ehrlich erzählen.

Unter den ansehnlichen Bergen, welche die Gegend meines Geburtsortes begrenzen, ist einer, den ich seit meiner Kindheit vor allen Bergen in der Welt vorzüglich lieb gewann und auch beständig lieb behalten habe. Er heißt der H o l z b e r g. Hundertmahl hatte ich abwesend, als Jüngling und als Mann, mich auf den Gipfel dieses Berges hingeträumt, und war dann jedesmahl durch diese Einbildung so glücklich geworden! Ja sogar auch wachend hatte ich oft auf den Flügeln der Einbildungskraft über diesem Lieblingsberge geschwebt, und mich durch den Anblick der über alle Beschreibung herrlichen

Gegend gelabt, die man von ihm herab übersehen kann. Da ich nun jetzt so nahe bei ihm war, und nicht voraus sehen konnte, ob ich in diese Gegend noch einmahl je zurückkehren würde, so war es mir unmöglich, sie zu verlassen, ohne erst ihn noch einmahl erstiegen zu haben. Ich ging also, in Ermangelung eines Pferdes, zu Fuß nach Deensen zurück, und trat von da aus, in Begleitung meines Bruders und eines Freundes, die beschlossene Wallfahrt nach meinem lieben Berge an.

Damit aber meine jungen Leser, die vielleicht keinen Lieblingsberg haben, mich wegen dieser Grille nicht etwan auslachen mögen, so muß ich ihnen von dem Berge, der mich so unwiderstehlich an sich zog, wol erst eine kleine Beschreibung machen.

Er ist zuvörderst von ansehnlicher Höhe und Länge, indem er sich von Nordosten nach Südwesten über eine Viertelmeile weit erstreckt. Der größte Theil seiner Seitenfläche besteht aus lauter Wiesen, die durch Hecken von einander abgesondert sind, welches allein schon ihm ein sehr artiges Ansehn gibt. Da, wo diese Wiesen aufhören, d. i. gegen den Gipfel des Berges, erhebt sich eine hohe, senkrecht aufgestellte Felsenwand, und bildet, so zu sagen, das Haupt desselben. Auf diesem ehrwürdigen Haupte thront ein herrlicher Büchenwald, den die vorbeiziehenden Wolken streifen.

Dieser Berg versorgt die ganze umliegende Gegend, bis über eine Meile weit, mit wohlriechenden Futterkräutern voll heilsamer Säfte. Man sieht daher zur Zeit der Heuernte einige hundert Menschen an ihm wimmeln, die nebst den unzählbaren, von ihnen errichteten Heuschobern ihm ein sehr lebhaftes und lustiges Ansehn geben.

Steht man nun aber vollends auf dem Gipfel die-

ses Berges und zwar gerade über seiner senkrechten Felsenwand, welche den höchsten Thurm beschämt, so übersieht man ein Gemisch von Bergen, Thälern und Ebenen, von Fruchtfeldern, Wiesen, Teichen, Gärten, Häusern und Wäldern, welches ich zu mahlen unfähig bin. Und dis Alles zeigt sich, von dieser Höhe herab gesehn, so unbeschreiblich schön! — Ich konnte nicht umhin, mir hier noch einmahl zu sagen, was ich schon so oft gedacht und empfunden habe, daß wir Deutschen Unrecht haben, nur in fremden Ländern die Natur anzustaunen, und vor den großen und prachtvollen Gemählden, die sich in so mancher Gegend unsers eigenen Vaterlandes darbieten, wie vor einer bloßen Pfuscherei, unempfindlich vorüberzugehn. Auch ich habe in einigen fremden Ländern manches reizende und große Naturgemählde zu beobachten Gelegenheit gehabt, aber etwas Schöneres und Reizenderes, als mein eigenes niedersächsisches Vaterland mir in mancher verkannten Gegend darbot, fand ich nirgends.

Genug vom Holzberge.

Aber ehe ich diese Gegend, und mit ihr das Braunschweigische verlasse, muß ich noch Eins und das Andere zu einer vollständigern Kenntniß dieses zwar nicht großen, aber in manchem Betracht ungemein merkwürdigen Landes hinzufügen. Die vielen tapfern, großen und guten Fürsten, welche der, dieses kleine Land beherrschende Heldenstamm — von Heinrich dem Löwen bis auf Carl Wilhelm Ferdinand den Menschen — hervorgebracht hat, haben oft die Augen von ganz Europa hierhergezogen, und es ist noch gar nicht lange her*), daß die Prinzen dieses Hauses

*) In dem letzten, siebenjährigen Kriege.

der Damm waren, an welchem Frankreichs Macht, die ganz Deutschland zu überschwemmen drohte, ihre furchtbarsten Wogen brach. Ein solches Land verdient doch wol, daß meine jungen Leser es ein wenig genauer kennen zu lernen sich bemühen.

Es besteht dasselbe aus drei von einander abgesonderten Stücken, einem nördlichen, einem südlichen und einem westlichen. Diese werden durch einen Theil des Fürstenthums Halberstadt und durch das Bisthum Hildesheim, welche dazwischen liegen, von einander abgeschnitten. Der nördliche Theil ist ziemlich eben, und trägt Getreide von allerlei Art, auch Flachs, Tabak, schöne Gartenfrüchte und Hopfen. Der südliche und westliche Theil hingegen sind sehr bergig und voller Waldungen. Ersterer faßt ein Stück des berühmten Harzgebirges in sich.

Außer den ergiebigen Berg- und Salzwerken, welche man in diesem Lande hat, blühen daselbst auch mancherlei Kunstgewerke, wozu besonders die Eisen- und Stahlfabriken, die Glas- und Spiegelhütten, die Lederbereitungen und vornehmlich auch die Porzelanwerkstatt zu Fürstenberg an der Weser gehören, welche letztere mit denen zu Berlin und Meißen wetteifert. Der Flachsbau ist indeß für den größten Theil dieses Landes der allgemeinste und zugleich wohlthätigste Nahrungszweig.

Allein trotz dieser guten Nahrungsquellen war dis Land durch einen Zusammenfluß verschiedener Ursachen so tief in Schulden gerathen, daß es in dieser Betrachtung und in Verhältniß seiner Größe sich beinahe mit England messen konnte. Alle bisherige Einkünfte, verbunden mit den neuen Auflagen, welche die Noth dem Lande aufzubürden zwang, wollten nicht mehr hinreichen, die jährlichen Zinsen der Schulden abzutragen. Da erweckte die Vorsehung das Herz und den Geist des jetzigen

Herzoges, der damahls noch Erbprinz war, daß er, nach der von seinem Herrn Vater ihm übertragenen Macht, durch weise Maßregeln und durch eine feste männliche Entschlossenheit das arme Land von einer Last befreite, die es nicht mehr tragen konnte. Er fing mit der Einschränkung seines eigenen Hauses an, verminderte den äußeren Glanz desselben, um seine wahre innere Würde um so viel mehr zu erhöhen, dankte die überflüssigen Kriegsknechte ab, führte den Geist der Sparsamkeit, der Ordnung und der guten Wirthschaft in alle Theile der Staatsverwaltung ein, beförderte Ackerbau, Handlung und Gewerbe, und — gab ein großentheils aus geworbenen Ausländern bestehendes Heer in Englischen Sold, um in Amerika gebraucht zu werden.

Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich auch diese letzte Maßregel unter die weisen und guten gezählt habe? Ich muß mich also wol erklären.

Der Deutsche Menschenhandel, der damahls Mode ward, hat auch in meinen Augen etwas so Gräuliches und Verabscheuungswürdiges, daß ich eher meine Feder zerstampfen und auf alles Bücherschreiben Verzicht thun, als ein einziges Wort, ich will nicht sagen zur Rechtfertigung, sondern nur zur Entschuldigung dieses Gräuels niederschreiben möchte. Allein von einem solchen Menschenhandel, als andere Deutsche Fürsten sich damahls erlaubten, war im Braunschweigischen nicht die Rede. Der Herzog, ein naher Verwandter des Englischen Hauses, schickte seinem königlichen Schwager — nicht etwa seine eigenen, durch Gewalt zusammengetriebenen Unterthanen, sondern größtentheils freiwillig geworbene Leute, zum Theil auch unnütze, den Staat belastende Landläufer als Freund und Bundesgenosse zu; und er wandte das dafür erhaltene Geld nicht etwa zur

Erbauung prächtiger Schlösser oder zur Anlegung kostbarer Gärten u. s. w., sondern lediglich zur Tilgung der Staatsschulden und zur Erleichterung der Bürden seines Volkes an. Denn in eben dem Maße, in welchem die Schulden mit diesem Gelde getilgt wurden, dachte man auch darauf, die zur Zeit der Noth erhöhten Abgaben des Landes herabzusetzen, so daß diejenigen Braunschweiger, welche damahls in Amerika bluteten, sich mit Wahrheit sagen konnten: unser Blut fließt zum Besten unseres Vaterlandes!

Wo wäre denn nun hier etwas Unrechtes oder Tadelnswürdiges? Man sieht, es paßt auch hier, was im Sprichworte gesagt wird: wenn Zwei einerlei thun, so ist es nicht immer einerlei.

Ich schließe diese kleine Abschweifung mit der für meine Vaterlandsliebe sehr erfreulichen Bemerkung, daß dieses Land, unter der weisen, thätigen und zugleich sanften Regierung seines jetzigen Beherrschers, nicht nur nach und nach ganz schuldenfrei, sondern dann auch zuverlässig eins der glücklichsten in Deutschland werden wird.

5.

Reise über Eimbeck nach Göttingen.

Ich ritt am folgenden Morgen, in Begleitung meines Bruders, nach Eimbeck. Der Weg dahin ist sehr uneben, weil er über Berg und Thal auf einem größtentheils steinigen Grunde fortläuft. Allein er beträgt auch nur zwei Meilen.

Ich bemerkte auf diesem Wege zwei neben einander in die Erde gepflanzte Steine, und hörte von ihnen, daß sie ein Denkmahl einer ehemahls in Deutschland üblichen barbarischen Todesstrafe wären. Wann nämlich Jemand irgend einer Felddieberei schuldig befunden war,

so mußte er sich zwischen diese Steine, und zwar so legen, daß der Kopf und ein Theil des Halses hervorragte. Dann fuhr man mit einem Pfluge hart an den Steinen hin, so daß der Kopf des Missethäters durch die Pflugschar von dem Rumpfe abgeschnitten wurde. Die Menschheit schaudert bei dieser Vorstellung!

Ich besuchte in Eimbeck einen würdigen Schulmann, den Hrn. Konrektor Wellenkamp, der ehemahls mein Hausfreund war. Die Freude des Mannes, mich so unvermuthet wiederzusehn, war sehr groß, und die meinige ihr gleich. Ich hatte auch hier, wie anderwärts, Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr man jetzt überall angefangen hat, das Bedürfniß einer bessern Erziehung zu fühlen, und wie sehr die edleren und aufgeklärteren Menschen jedes Orts Diejenigen schätzen und lieben, die dieses wichtige Werk mit vorzüglicher Einsicht und mit Eifer zu betreiben scheinen. Herr Wellenkamp genießt dieser Ermunterung in vollem Maße, wenn auch gleich, wie das leider! noch an den meisten Orten der Fall ist, die dürftigen Einkünfte der Schulstelle, die er bekleidet, weder den Bedürfnissen seines Standes, noch seinen Verdiensten angemessen sind. Kaum war es, wie das an kleinen, oder an mittelmäßigen Orten gar bald zu geschehen pflegt, ruchtbar geworden, daß er Besuch bekommen habe, so strömten seiner kleinen Küche aus den ersten Häusern der Stadt Hasen, Rebhüner und — ich weiß nicht was für andere Zuflüsse zu; und da er wegen eines Pferdes und einer Karriole, worin er mich nach Göttingen zu begleiten wünschte, verlegen war, fand sich alsobald ein junger Mann, der ihm ein von ihm selbst gemiethetes Fuhrwerk dieser Art freundschaftlich abtrat und auf

das Vergnügen einer beschlossenen Lustreise für ihn Verzicht that.

Ich hatte auch hier, wie an jedem andern Orte, den ich auf meiner Reise berührte, das Vergnügen, die Bekanntschaft vieler jungen Freunde zu machen, die mich aus meinen schriftstellerischen Kleinigkeiten kennen gelernt und lieb gewonnen hatten. Wol zwanzig derselben fanden sich auf einmahl bei mir ein, und der unverkennbare Ausdruck des Wohlwollens und der Liebe, der ihnen Allen auf dem Gesichte lag, war mir ein sehr süßer Lohn für die kleinen Bemühungen, die ich zum Besten der jungen Welt etwan angewandt haben mag.

Eimbeck ist der Hauptort des Fürstenthums Grubenhagen, welches bekanntlich zu dem Kurfürstenthume Hannover gehört. Es ist eine ziemlich ansehnliche, ehemahls einigermaßen befestigte Stadt an dem kleinen Flusse Ilme, der nicht weit von hier in die Leine fällt. Sie ist nicht, wie in meinem geographischen Kartenspiele, und in allen Erdbeschreibungen steht, eine Gewerksstadt, denn die meisten Einwohner nähren sich vom Feldbau; und, wenn auch gleich hie und da etwa ein kleiner Wollenarbeiter wohnt, der einige Dutzend Stück grobes Tuch oder Strümpfe webt, so kann man doch den Ort um deßwillen noch nicht mit dem Namen einer Gewerksstadt belegen.

Man hatte jetzt eben den Anfang mit der Rockenernte gemacht. Ich bemerkte dabei einen zweifachen Gebrauch, der in dem ganzen nördlichen Niedersachsen unbekannt ist, und welcher nachgeahmt zu werden verdient. Der erste besteht darin, daß man das Getreide nicht, wie anderwärts, mit der Sense haut, sondern mit einer kleinen Handsichel schneidet, welches zwar etwas langsamer von Statten geht, aber

auch den Vortheil gewährt, daß die Halme ordentlich zu liegen kommen, und beim Aufbinden derselben weniger verloren geht. Auch können dieses Geschäft die Weiber eben so gut als die Männer verrichten, dahingegen das Mähen mit der Sense eine so saure Arbeit ist, daß nothwendig Männerkräfte dazu gehören. Der zweite Gebrauch, der noch mehr meinen Beifall hat, besteht in der wohlersonnenen Art, die Garben auf dem Felde dergestalt aufzurichten, daß sie sowol gehörig austrocknen, als auch von einfallenden Regenschauern minder leiden können. Man setzt nämlich neun Garben kegelförmig zusammen, und stülpt die zehnte dergestalt umgekehrt darüber, daß die sämmtlichen Aehren davon bedeckt, und gegen den Regen, wie durch einen Mantel geschützt werden. Hört das Regenwetter auf, so nimmt man diesen Mantel ab, um auch die Aehren, so lange es nöthig ist, von der Sonne dörren zu lassen.

Dieser zweifache Gebrauch herrscht von hier bis in die Schweiz in den meisten Gegenden.

Eine kleine Schulgeschichte, die ich hier hörte, setze ich deßwegen her, weil meine jungen und alten Leser daraus sehen können, wie schädlich es ist, wenn Kinder gewöhnt werden oder sich selbst gewöhnen, bei Dem, was sie lesen, nur auf die Worte und nicht auf den Sinn derselben zu achten; eine Gewohnheit, welche besonders durch das Auswendiglernen einzelner Wörter ohne Zusammenhang entsteht. Eine so verwöhnte junge Seele denkt sich nachher oft bei Dem, was sie lieset, das ungereimteste und widersinnigste Zeug, ohne es selbst zu merken, und hat also von Dem, was sie lieset, nicht nur keinen Nutzen, sondern offenbaren Schaden, weil sie sich immer mehr und mehr mit unrichtigen Begriffen und Vorurtheilen anfüllt.

Ein Knabe dieser Art hatte unter andern auch das Lateinische Wort potentia (die Macht) gelernt. Sein Lehrer, der ihm dieses Wort vorgesagt hatte, war ein Obersachse gewesen; er sprach also das Wort Macht eben so gedehnt aus, wie wir Niedersachsen das Wort Magd auszusprechen pflegen. Der Knabe, ein Niedersachse, hatte daher mit dem Worte potentia den Begriff von einer Magd verbinden gelernt. Jetzt kam er in die hiesige Schule. Es wurden in der Klasse, worein man ihn setzte, Langens Lateinische Gespräche gelesen. Die Reihe des Uebersetzens kam auch an ihn, und das Gespräch, welches er übersetzen sollte, war überschrieben: De magna potentia Dei, von der großen Macht Gottes. Er übersetzt also folgender Gestalt: de, von, magna, der großen, potentia, Magd, Dei, Gottes, ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß diese Uebersetzung etwas Ungereimtes enthalte. Zu solcher Gedankenlosigkeit kann eine Seele hinabsinken, die man gewöhnt hat, nur auf Wort und Schall, aber nicht auf den Sinn und den Zusammenhang der Worte zu achten!

Von meinem Freunde begleitet, fuhr ich noch denselben Nachmittag von Eimbeck nach Göttingen, einen Weg von vier starken Meilen, den wir unter heftigen Regengüssen innerhalb vier Stunden vollendeten. Man tritt nämlich bei Eimbeck in die jetzt noch neue, folglich gute Kunststraße ein, die seit einigen Jahren zwischen Hannover und Kassel zu Stande gekommen ist, und welche den Reisenden eine ungemeine Bequemlichkeit gewährt, aber auch viel Geld kostet. Man erlegt z. B. von Göttingen bis Hannover, d. i. für elf Meilen, wenn man in einem zweispännigen Wagen, und zwar an einem Werktage fährt, 21 Ggr.

Hannöverisches Kassengeld; ist es aber gerade Sonntag oder ein Festtag, so muß man doppelt so viel bezahlen.

Indeß nun dis in Vergleichung mit der Kleinigkeit, die man in andern Ländern, z. B. im Hessischen und in der Pfalz, für die Bequemlichkeit einer solchen Kunststraße bezahlen muß, etwas viel zu sein scheint, so wird man doch auf ebendiesem Wege am Ende einer jeden halben Meile wieder von neuen daran erinnert, daß die Regierung dieses Landes dennoch in der That von milden und menschenfreundlichen Gesinnungen belebt sein müsse. Sie hat nämlich bei Anlegung dieses Weges nicht bloß für ihre Einnahme allein, sondern auch für das Vergnügen und die Erquickung des matten Wanderers gesorgt, indem sie am Ende jeder halben Meile eine schattige Laube, und in derselben eine Ruhebank von Rasen anlegen ließ, deren sich jeder unentgeltlich bedienen kann, so lange es ihm gefällt. Ich gestehe, daß der Anblick dieser Lauben mich jedesmahl wieder aussöhnte, wenn ich über die Unbequemlichkeit, bei jedem Weghause aufgehalten zu werden, zu murren geneigt war.

Uebrigens kostet diese Hannöverische Kunststraße weit mehr zu unterhalten, und wird doch gleichwol nie so schön werden, als die ähnlichen Wege in der Pfalz, im Badenschen und in andern Ländern, und zwar deßwegen, weil man hier keine andere als Kalksteine hat, die so weich sind, daß sie gar bald in Staub und bei anhaltendem Regenwetter in Koth verwandelt werden.

Nicht weit von Eimbeck trifft man zwei wichtige Salzwerke, Salz der Helden und Sülbeck an.

Der hiesige Landmann findet es noch immer rathsam, einen Theil seiner Aecker mit Tabak zu bepflanzen, ungeachtet der Anbau dieser Pflanze sehr viel Arbeit und

Sorgfalt erfodert, und die gewonnenen Blätter nur noch halb so theuer verkauft werden können, als zur Zeit des Amerikanischen Krieges, während dessen nur sehr wenig Tabak aus Virginien nach Europa kommen konnte. Damahls wurde der Zentner hiesiger Landblätter mit zehn, jetzt wird er nur noch mit fünf Thalern bezahlt. Und doch findet der Landmann noch immer seine Rechnung dabei. Wie groß mußte nicht erst der Vortheil dieses Anbaues zur Zeit jenes Krieges sein!

Auf der Mitte des Weges zwischen Eimbeck und Göttingen liegt Nordheim, eine mittelmäßige Landstadt von ungefähr 500 Häusern, deren Einwohner ihren Unterhalt größtentheils durch Ackerbau erwerben.

Wir nähern uns jetzt der Hochschule Göttingen. Daselbst werde ich meinen jungen Lesern, die vielleicht noch nie Gelegenheit hatten, einen sogenannten Musensohn, d. i. einen jungen Menschen zu sehn, der sich den Wissenschaften gewidmet hat, einen Begriff von den Eigenthümlichkeiten zu machen haben, wodurch das Völkchen solcher Jünglinge auf allen Deutschen Hochschulen sich von den übrigen Menschenkindern sorgfältig zu unterscheiden sucht. Folgende an sich unbedeutende Kleinigkeit mag sie darauf vorbereiten.

Zwei von Eimbeck nach Göttingen zurückkehrende Hochschüler oder sogenannte Studenten fuhren, wie wir, in einer Karriole. Unterweges holte uns ein gleichfalls heimkehrender Postreiter mit vier ledigen Pferden ein. Bei jedem andern Reisenden würde dieser Postknecht stillschweigend vorbeigeritten sein, und jeder andere Reisende hätte ihn ebenfalls stillschweigend vorüberreiten lassen. Nicht so der Musensohn. Dieser hat auf der ganzen weiten Welt nichts Wichtigeres, als Eulenspiegelstreiche anzugeben; und er würde

sich selbst verachten, wenn er irgend eine Gelegenheit dazu ungenützt vorbeigehen ließe. Kaum hatte daher der Postknecht die hinter uns fahrende Karriole der Studenten eingeholt, als zwischen diesen und jenem ein so lebhaftes Gespräch entstand, als wenn drei der ältesten und vertrautesten Freunde einander unvermuthet wiedergefunden hätten, ungeachtet Einer den Andern jetzt vielleicht zum erstenmahl sah.

Wir hörten bald, daß einer der Musensöhne mit dem Sohne der Post sehr hitzig, als hinge das Wohl des heiligen Römischen Reichs davon ab, in Unterhandlung war, um diesen zu bewegen, seine Stelle in der Karriole einzunehmen, und ihn dagegen das Sattelpferd besteigen und die vier ledigen Postpferde führen zu lassen. Lange blieb der Schwager unbeweglich bei seiner Weigerung; aber da der Musensohn nicht aufhörte, ihn um Gottes Willen zu bitten, daß er ihm doch diese einzige Liebe und Gefälligkeit erweisen möchte, und da er ihm endlich vollends, ich weiß nicht wie viel, Geld zur Belohnung dafür bot, so wurde das harte Postherz endlich weich und der Student erreichte seine Absicht. Kaum hatte dieser die Postmuse bestiegen — so nennt man nämlich in der witzigen Studentensprache, was wir Andern in der unsrigen ein Postpferd nennen — und kaum hatte der Philister — so heißt in ebendieser Sprache Jeder, der kein Student ist — sich neben dem andern Hochschüler in die Karriole gesetzt, als jener im vollsten Schnelllaufe vorausjagte, so daß es ganz das Ansehn hatte, als wenn er mit seinen vier Postmusen in die weite Welt zu reiten gedächte. Vergebens rief ihm der Schwager nach, daß er halten und dem Spaße ein Ende machen möchte; jener fuhr unaufhörlich fort zu jagen, und der Freude zu genießen.

sich von Allen, die ihm begegneten, seines sonderbaren Aufzuges wegen, angaffen und belachen zu lassen. Erst nahe vor Göttingen gefiel es ihm endlich, Halt zu machen, und den geängstigten Philister wieder in den Besitz seiner Pferde zu setzen.

Ich vermuthe, daß meine jungen Leser aus dieser kleinen Erzählung wol schon von selbst werden gemerkt haben, daß das Eigenthümliche des Studentenlebens vornehmlich darin besteht, daß diese jungen Leute gemeiniglich etwas Sonderbares und Drolliges zu sein, zu sagen und zu thun beflissen sind. Ich werde ihnen bald Gelegenheit geben, sich diese eben nicht sehr empfehlenswürdige Sinnesart völlig auszumahlen.

Als wir in Göttingen angekommen waren, und der Wirth nicht gleich ein Zimmer für uns in Bereitschaft hatte, ließ er uns einstweilen in sein eigenes Wohnzimmer treten. Die größere Gaststube gegenüber war mit Studenten oder, wie sie sich lieber nennen hören, mit Burschen angefüllt. Mein Freund hatte die Gefälligkeit, sich für mich nach der Post zu verfügen, um mir meinen vorangeschickten Koffer bringen zu lassen, und ich setzte mich in einen Winkel, um wachend von meinen zurückgelassenen Lieben in Trittow zu träumen.

Mittlerweile mochten die Studenten oder Burschen in der Stube gegenüber neugierig geworden sein, zu erfahren, wer die beiden angekommenen Philister (denn in der Kraftsprache dieser Herren ist selbst der Staatsminister, vor dessen Kammerdiener sie nach drei oder vier Jahren sich ehrerbietig krümmen werden, nur ein Philister oder Knote!) doch wol eigentlich sein möchten; und Einer von ihnen, unstreitig ein sogenannter Matador, d. i. einer der Ersten und Angesehensten,

mochte es über sich genommen haben, das Land der Philister auszukundschaften. Er trat daher mit einer wahren Bramarbasmiene, einem mächtig großen und, wohlverstanden! verkehrt aufgesetzten Hut auf dem Kopfe, und mit einem festen gebieterischen Tritte in mein Zimmer, warf, ohne weder seinen Hut zu rühren, noch sonst irgend etwas von Dem zu thun, was unter gesitteten Leuten in dergleichen Fällen üblich ist, einen, seiner Meinung nach, demüthigenden oder wol gar erschreckenden Blick auf mich, und ging hierauf, wie ein Held, mit vieler Würde steif vor mir vorüber in ein anstoßendes Zimmer. Es mußte ihm aufgefallen sein, daß seine Heldenthümlichkeit auf die lange hagere Figur in der Ecke auch nicht den mindesten Eindruck gemacht hatte, weil sie so kalt und ruhig sitzen blieb, als ob die fürchterliche Erscheinung vor ihr sie ganz und gar nichts anginge. Er mochte deßwegen beschlossen haben, es dem Knoten etwas näher zu legen; denn nicht lange, so kehrte er durch dieselbe Thür, aus welcher er hinausgegangen war, in der obgemeldeten Haltung zurück, und ging nun einige mahl und zwar dismahl — pfeifend und mit untergeschlagenen Armen vor mir auf und nieder. Ich, der unterdeß den Kopf auf den Tisch gestützt hatte, und über die abgeschmackte Albernheit und pöbelhafte Grobheit solcher jungen Thoren meine Betrachtungen anstellte, kam abermahls nicht aus meiner Lage, noch weniger aus meiner Fassung, weil meine Einbildungskraft mir sehr lebhaft die Eselsohren zeigte, die durch die Löwenhaut, womit mein Held sich behangen hatte, gar sichtbar hervorragten. Eine solche Fassung bei so einem Knochen*) von Philister zu finden,

---

*) Auch ein Ausdruck aus der feinen Studentensprache.

mußte ihn befremden. Er verließ das Zimmer und kam nicht wieder.

Am folgenden Tage speisete ich zu Mittage an der öffentlichen Wirthstafel, und der größere Theil der Tischgesellschaft bestand aus Studenten. Mein Bramarbas war auch da, und hatte sich mir gerade gegenüber hingepflanzt. Auch hier behielt er seinen großen, verkehrt aufgesetzten Hut während der ganzen Mahlzeit auf dem Kopfe, ungeachtet die ganze übrige Gesellschaft, so wie es gesitteten Leuten geziemt, mit entblößtem Haupte saß. — Erst am dritten Tage, da er vermuthlich erfahren hatte, daß ich vor zwanzig Jahren gleichfalls der hohen Ehre genoß, ein Student zu sein, würdigte er mich einiger Achtung, und legte, da wir uns abermahls zu Tisch setzten, den Hut ab.

Was sagen meine jungen Leser zu den Sitten dieses Musensohns? — Aber, daß mir Niemand von diesem einzigen rohen Jüngling auf alle übrige junge Studirende schließe! Das würde in der That eben so ungerecht sein, als wenn man in Deutschland nach einem einzigen Französischen Windbeutel die ganze Französische, und in Frankreich nach einem einzigen Deutschen Geck von Baron die ganze Deutsche Völkerschaft beurtheilen wollte. Fern sei es von mir, ein so übereiltes Urtheil durch die obige Erzählung bei einem einzigen meiner Leser veranlassen zu wollen! Ich bin vielmehr der hohen Schule zu Göttingen das Zeugniß schuldig, daß sie mir nach Allem, was ich hier zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit hatte, in Ganzen genommen, eine der an meisten gesitteten in Deutschland zu sein schien, so wie sie, theils in Ansehung der vielen und kostbaren Hülfsmittel zur Erlernung der Wissenschaften, unstreitig jetzt die Königinn unter allen Deut-

schen Hochschulen ist. Fleiß und Wohlanständigkeit, scheinen, wo nicht unter den meisten, doch unter einem großen Theile der hiesigen Jünglinge, herrschender Hauptton zu sein; und an dieser bessern Hälfte möchte man eher eine zu weit getriebene Feinheit im Aeußern, besonders einen durch Prachtliebe und zu weit ausgedehnte Nachahmung der hohen Lebensart entstehenden viel zu großen Aufwand, als Rohheit und bäuerisches Studentenwesen zu tadeln finden.

Deß aber ungeachtet bleibt es wahr, daß unsere Deutschen Hochschulen, selbst die besten nicht ausgenommen, in Ansehung der Sitten noch immer einer großen Verbesserung bedürfen; wahr, daß ein Theil der Beflissenen auch auf den besten hohen Schulen, auch zu Göttingen, aus unerzogenen rohen Jünglingen besteht, die ihre Zeit mit Faulenzen und unter schändlichen Ausschweifungen hinbringen, und die ihre ganze Ehre darin setzen, recht auffallend sonderbar, grob und liederlich nicht bloß zu sein, sondern auch zu scheinen; wahr also, daß unsere Hochschulen, selbst die besten nicht ausgenommen, ein Schlund sind, welcher die Unschuld, die Gesundheit und das ganze künftige Wohlergehn vieler Jünglinge unwiederbringlich verschlingt, und alljährlich eine Anzahl an Leib und Seele verwahrloseter junger Männer auswirft, welche der menschlichen Gesellschaft mehr zur Last als zum Nutzen gereichen; wahr endlich, daß dieses traurige Uebel, auch bei dem besten Willen und Eifer der angestellten Lehrer nicht ganz gehoben werden kann, so lange noch es den Regierungen mehr darum zu thun sein wird, auf ihren Universitäten recht viele geldverzehrende Jünglinge jeder Art, als lauter gesittete und fleißige versammelt zu sehn.

Ich glaubte, diese mit Fleiß abgekürzte Nachricht

von dem sittlichen Zustande unserer Hochschulen Denen unter meinen jungen Lesern schuldig zu sein, welche sich den Wissenschaften widmen wollen, mithin dergleichen Oerter künftig selbst besuchen werden. Für solche möge dieses Blatt noch den warnenden Fingerzeig enthalten: Jüngling! hier ging manches Menschen Unschuld, und mit ihr manches Menschen Glückseligkeit zu Grunde!

6.

Aufenthalt in Göttingen. Reise von da über Münden nach Kassel.

Göttingen, die ansehnlichste Landstadt in dem zum Kurfürstenthume Hannover gehörigen Fürstenthume Kalenberg, mag ungefähr tausend Häuser und gegen 12,000 Einwohner haben. Sie wird von einem Arme oder vielmehr von einem daraus abgeleiteten Kunstflusse der Leine durchflossen, und liegt in einer rund mit Bergen umgebenen Ebene, welche zwar nicht zu den vorzüglich schönen, aber doch auch gerade nicht zu den häßlichen und traurigen Gegenden gezählt zu werden verdient. Das schöne Pflaster längs der Häuser, welches auch hier, wie zu Braunschweig, aus breiten Steinen besteht, gewährt den Fußgängern eine große Bequemlichkeit.

Diese Stadt hat mehr als einen beträchtlichen Nahrungszweig; fruchtbare Aecker und Gärten, blühende Wollenwerkstätte, Handel mit Mettwürsten, welche mit den Braunschweigischen um den Vorzug streiten, und vornehmlich die Hochschule, welche allein schon einen Geldumlauf von mehr als 200,000 Thaler verursachen muß. Die Anzahl der Beflissenen kann nur von einem halben Jahre zum andern angegeben werden, weil die-

selbe um Ostern und Michaelis, wegen der Abgehenden und Neuankommenden, allemahl einer Ebbe und Fluth unterworfen ist. Sie mag im Durchschnitt etwa 800 sein.

Unter die hiesigen Merkwürdigkeiten rechne ich vornehmlich die berühmten und verdienstvollen Lehrer dieser hohen Schule, welche größtentheils Gelehrte vom ersten Range sind. Ich besuchte die Herren Kästner, Feder, meinen vieljährigen verehrungswürdigen Freund, Heyne, Michaelis und Schlözer, und freute mich, in ihnen Männer und Personen kennen zu lernen, die ich so lange schon hochgeschätzt hatte. Mein Wunsch, dieses Vergnügens bei mehren würdigen Lehrern dieser Hochschule theilhaftig zu werden, wurde mir durch eine kleine Unpäßlichkeit vereitelt.

Indeß hatte ich kurz vor meiner Abreise von hier noch das Vergnügen, einen Mann kennen zu lernen, der mit der liebenswürdigsten Gemüthsart eben so viel Bescheidenheit als Verdienste verbindet. Er heißt Meinenberg, und bekleidet das Amt der Ordnungsaufsicht oder Polizei. Den Bemühungen dieses wackern Mannes verdankt man das jetzige gute Vernehmen zwischen der hohen Schule und der Stadtobrigkeit, die Verlegung der Kirchhöfe außerhalb der Thore, die Anlegung eines Werkhauses, die Verbesserung der hiesigen Armenanstalten und eine sehr heilsame Veranstaltung zur Reinigung der Gossen, deren faule und stinkende Ausdünstungen ehemahls die Luft vergifteten; — lauter Verdienste, wovon ein einziges hinreichen würde, ihn des öffentlichen Dankes würdig zu machen. Solche Männer kennen zu lernen, sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen die Hand zu drücken, gewährt Demjenigen, dessen Seele noch für jedes Gute empfänglich ist,

hundertmahl mehr Vergnügen und Nutzen, als das Angaffen aller möglichen Natur- und Kunstseltenheiten. Man fühlt sich in der Nähe solcher Männer, ich weiß nicht wie, veredelt; der Trieb zu Allem, was gut und gemeinnützig ist, wird dadurch gestärkt, und man verläßt sie mit dem lebhaften Wunsche, ihnen ähnlich werden zu können. Ich rathe daher meinen jungen Lesern, doch ja keine Gelegenheit, solche Bekanntschaften zu machen, jemahls zu versäumen, und sollten sie darüber auch auf alles andre Sehenswürdige eines Orts Verzicht thun müssen. Ich wenigstens pflegte auf meinen Reisen es immer so zu halten, und ich darf sagen, daß ich ganz wohl mich dabei befunden habe.

Von den unermeßlichen Bücherschätzen dieser Hochschule, welche jährlich mehr und mehr anwachsen, von der hiesigen Sammlung von Naturseltenheiten und kostbaren wissenschaftlichen Werkzeugen, von der Sternwarte u. s. w. sage ich meinen lieben Lesern nichts, weil die genaueste Beschreibung davon weder lehrreich noch unterhaltend für sie sein würde. Dagegen sei es mir vergönnt, ihnen ein paar gemeinnützige Anstalten zu beschreiben, von welchen ich wünschte, daß sie an jedem andern Orte, wo man Gelegenheit dazu hat, nachgeahmt werden möchten.

Die erste ist eine sogenannte Erwerbschule. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was dieser Name sagen wolle; ich will ihn daher erklären.

Bis jetzt herrschte hier, wie überall, in Ansehung der niedrigen Stadt- und Landschulen der höchstschädliche Gebrauch, daß in einem einzigen, oft gar nicht geräumigen Zimmer, und vor einem einzigen, gemeiniglich sehr kärglich besoldeten Lehrer sich funfzig bis hundert Kinder von verschiedenem Alter und Geschlecht versam-

melten, um von diesem einzigen Lehrer Alle zu gleicher Zeit unterrichtet zu werden. Das konnte nun der Mann nicht, er mußte sich also darauf einschränken, sich jedesmahl nur mit einigen zu beschäftigen, die übrigen alle aber unterdeß ihrer Faulheit, oder ihren Unarten überlassen. Da war es denn ganz natürlich, daß die Kinder in solchen Schulen wenig lernten, und statt nützlicher Kenntnisse, nichts als einen Hang zur Trägheit und allerlei Unarten, die sie sich einander mitgetheilt hatten, mit nach Hause brachten. Auch die Luft wurde in einer solchen Lehrstube durch die Ausdünstungen so vieler Menschen so verderbt, daß die Gesundheit Aller dadurch litt, und daß viele, wo nicht kränklich wurden, doch wenigstens ein bleiches Ansehn davon bekamen.

Da trat nun ein Professer in Göttingen, Namens Sextro hin, und machte einen Plan, wie man diesen schädlichen Mißbrauch, ohne große Kosten, abstellen könnte. Er verlangte hiezu weiter nichts, als daß der Schullehrer eine vernünftige Frau haben möchte, die sich auf einige ganz gewöhnliche Handarbeiten, z. B. Stricken, Nähen und Spinnen verstände, und daß in jedem Schulhause, statt der bisherigen einzigen Schulstube, zwei Zimmer, ein geräumiges und ein kleineres angelegt werden möchten. Dann, sagte er, braucht der Schullehrer jedesmahl nur etwa sechs oder acht Kinder auf einmahl zu sich in das kleinere Zimmer kommen zu lassen, um sie jedesmahl nur etwa eine halbe Stunde lang zu unterrichten, und wenn diese hierauf zu den übrigen zurückkehren, so treten eben so viele andere bei ihm ein. Die übrigen, im großen Zimmer, verrichten indeß, unter der Aufsicht seiner Frau, eine oder die andere von den obgenannten Handarbeiten.

Da könnte nun Jemand einwenden: „ja, aber auf diese Weise würde jedes Kind insbesondere doch gar zu wenig Unterricht erhalten und den größten Theil der Tageszeit mit Handarbeit hinbringen müssen!“ Allein Herr Sextro antwortete mit Recht: daß ein Kind, wenn es täglich auch nur eine halbe Stunde lang mit wenigen andern zugleich gehörig unterwiesen würde, im Grunde mehr lernen könnte, als wenn man es, wie bisher, mit hundert andern zugleich schlecht unterrichtete. Auch fügte er mit großer Wahrheit hinzu: daß arbeiten lernen auch Lernen sei, und daß also, nach der von ihm vorgeschlagenen Einrichtung, die Kinder wirklich mehr Gutes aus der Schule mit nach Hause bringen würden, als bisher.

Bei diesem guten Vorschlage würde es nun aber wol geblieben sein, wenn nicht gerade ein Geistlicher in Göttingen gewesen wäre, der zur Ausführung desselben Gelegenheit und Lust gehabt hätte. Es war der Prediger Wagemann. Dieser, welchem die Aufsicht über die hiesige Armenschule anvertraut war, überzeugte sich von dem Nutzen einer solchen Einrichtung und — führte sie wirklich ein. So entstand die erste Erwerbschule.

Ich besuchte dieselbe und fand sie meiner Erwartung gemäß. Der größte Theil der Kinder war in einem großen Raume mit Stricken, Spinnen, Nähen u. s. w. beschäftiget, indeß ein kleiner Theil derselben jedesmahl in dem andern Zimmer von dem Lehrer unterwiesen wurde. Alle halbe Jahr stellt man von Dem, was die Kinder verfertigt haben, eine öffentliche Versteigerung an. Da finden sich denn der angesehenen Menschenfreunde und Menschenfreundinnen viele ein, überbieten einander scherzend, und bezahlen für die kleinen

Sachen gern noch eins so viel als sie werth sind. Den Ertrag wendet man theils zum Ankauf neuer Arbeitsstoffe, theils zum Besten der Kinder an.

Nur Eins fand ich an dieser lobenswürdigen Anstalt auszusetzen; dieses nämlich, daß die Handarbeiten der Kinder mit zu weniger Körperbewegung verbunden sind. Ich rieth daher, daß man den ehemahligen Stadtkirchhof, welcher an dieses Haus stößt und jetzt nicht mehr gebraucht wird, zu einem Garten machen möchte, um die Kinder truppweise täglich ein paar Stunden darin arbeiten zu lassen. Herr Wagemann bezeugte diesem Vorschlage seinen Beifall, und es ist mir daher wahrscheinlich, daß man ihn jetzt in Ausübung gebracht hat*).

Warum hat man nicht schon längst allen unsern niedrigen Stadt- und Landschulen diese zweckmäßige Einrichtung gegeben? Ich wünsche, daß Diejenigen unter meinen jungen Lesern, welche auf das Wohl ihrer Mitmenschen einst einigen Einfluß haben werden, sich dieser Frage einmahl zu rechter Zeit wieder erinnern mögen**).

Die zweite nützliche Anstalt, die ich hier vorfand, ist ein von einer wohlthätigen Privatgesellschaft errich-

---

*) Dis ist geschehen. Anm. z. n. A.

**) Der obige Wunsch ist in reichem Maße erfüllt worden. Fast in allen Ländern, wo man das Bedürfniß einer gründlichen Schulverbesserung gefühlt hat, sind dergleichen Erwerbschulen angelegt worden. An manchem Orte hat man sogar die Sache übertrieben, und die Schulen, uneingedenk ihrer wesentlichen Bestimmung — Bildungsanstalten zu sein — in wahre Arbeitshäuser verwandelt. Das ist aber ein Mißbrauch jener wohlthätigen Anstalten. Anm. z. neuen Ausgabe.

tetes Verpflegungshaus für kranke und gebrechliche Menschen. Dieses Haus unterscheidet sich von ähnlichen Anstalten dieser Art durch einen doppelten Vorzug. Man bemerkt nämlich darin eine in solchen Häusern nicht sehr gewöhnliche Reinlichkeit und Ordnung, und das Vergnügen, welches dieser Anblick macht, wird ausnehmend vergrößert, wenn man erfährt, wie ungemein nützlich man zugleich diese Anstalt für eine doppelte Klasse von jungen Studirenden zu machen sucht. Es wird nämlich hier sowol den angehenden jungen Geistlichen, als auch Denen, welche sich der Arzeneikunst widmen wollen, Gelegenheit gegeben, sich zu ihrem künftigen Stande ausübend vorzubereiten. Jene müssen die Kranken besuchen, um ihnen Trost und geistlichen Unterricht zu ertheilen, und diesen werden von zwei Lehrern der Arzeneikunst in ebendiesem Hause Vorlesungen, und zwar jedesmahl über solche Krankheiten gelesen, die sie hier gerade vor Augen haben. Dieses Verfahren gewährt den großen Vortheil, daß die jungen Männer die Natur dieser Krankheiten und die Mittel dagegen durch Erfahrung kennen lernen, welches unstreitig eine weit bestimmtere und zuverlässigere Erkenntniß verschafft, als der bloße wörtliche Unterricht zu geben vermag. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese weise Veranstaltung auf allen andern Hochschulen nachgeahmt würde.

Zwei Fragen, die einem aufmerksamen Reisenden hier nothwendig einfallen müssen, habe ich mir nicht zu beantworten gewußt. Die erste:

> warum an einem Orte, wo man für den Unterricht in jeder gemeinnützlichen menschlichen Wissenschaft so sehr gut gesorgt hat, noch immer kein eigent-

licher Lehrer der nöthigsten aller Wissenschaften, der Erziehungskunst, angesetzt wurde?

Und die andere:

Warum an einem Orte, wo die Naturlehre, wie jede andere Wissenschaft, so große Kenner und Beförderer hat, auf keinem einzigen Gebäude, so viel ich bemerken konnte, ja nicht einmahl auf dem, welches den außerordentlich großen Bücherschatz enthält, ein Wetterableiter gesehen wird?

Aber es ist Zeit, daß wir Göttingen verlassen, um unsere Reise fortzusetzen.

Mein Weg ging von hier über Münden nach Kassel. Die dahin führende Kunststraße ist mit einer schwärzlichen Steinart bedeckt, welche Basalt heißt, und von einigen Naturforschern für ein Erzeugniß ehemahliger feuerspeiender Berge gehalten wird. Andere hingegen ziehen diesen Ursprung derselben in Zweifel, und halten sie für eine von der Natur auf eben die Weise, wie andere, erzeugte Art von Steinen. Eine Auseinandersetzung der Gründe dieser beiden entgegengesetzten Meinungen gehört nicht für diesen Ort. Ich begnüge mich daher, nur noch hinzuzufügen, daß man auf einem der Berge zwischen Göttingen und Münden sogar noch den Trichter oder Schlund unterscheiden will, woraus dieser Berg ehemahls seinen Feuerstrom ergossen haben soll.

Je weiter man gegen Münden kommt, desto enger rücken die beiden Bergreihen, zwischen welchen die Kunststraße hinläuft, zusammen, bis sie endlich einander so nahe kommen, daß das Thal zwischen beiden nicht viel breiter bleibt, als der Weg ist, auf dem man hindurch fährt. Es entstehen hiedurch einige sehr schöne

kleine Berggegenden, worunter diejenige, worin die Stadt Münden selbst liegt, unstreitig bei weiten die angenehmste und vielleicht eine der niedlichsten in Deutschland ist.

Es liegt nämlich dieser Ort zwischen einer Druffel von Bergen, welche auf die sonderbarste Weise dergestalt zusammengeschoben sind, daß sie den beiden Flüssen, der Werre und Fulde, nur einige schmale Thäler offengelassen haben, durch welche sie in vielen Krümmungen sich herwinden, um sich bei Münden zu vereinigen und durch diesen ihren Zusammenfluß die Weser zu bilden. Der Ort, wo diese Vereinigung geschieht, gewährt die angenehmsten Aussichten, die eine mahlerische Einbildungskraft nur immer zu erdenken vermag. Die hiesigen Einwohner haben an solchen Stellen, wo diese Aussichten sich am schönsten zeigen, Lusthäuser erbaut, welchen sie einen plattdeutschen Namen gegeben haben, der mir in Niedersachsen besser, als das Italienische Wort Belvedere oder das Französische Bellevue klingt. Sie nennen nämlich dergleichen Häuschen ein Sühdekum, welches auf Hochdeutsch so viel als Sieh — dich — um! heißt; eine Benennung, die so passend ist, daß die Erfindung derselben dem sinnreichsten Wortbildner Ehre machen würde.

Meine Ankunft zu Münden erfolgte des Abends ziemlich spät. In dem Gasthofe, worin ich abtrat, fand ich noch eine lustige Gesellschaft junger Leute versammelt, die mich beim Eintritt in das Zimmer auf eine so trauliche Weise begrüßten, und bei ihrer Flasche Ale*) so viel Freiheitssinn und erzwungene Spaßhaftigkeit auslegten, daß ich sie für Musensöhne hielt.

*) Englisch Bier. Man liest Aehl.

Die Herren sind gewiß aus Göttingen? fragte ich, nachdem wir schon ein paar Worte mit einander gewechselt hatten. „Ganz und gar nicht!“ war ihre Antwort; „wir sind hier in loco zu Haus, junge Kaufleute, Ihnen zu dienen; kommen fast alle Abende, die Gott werden läßt, hier zusammen, um uns lustig zu machen; treibens hier gerade eben so, wie die Herren in Göttingen; halten auch auf Freiheit, auf Liberty, mein Herr, so gut wie Einer in Göttingen!“ Ich machte ihnen meine Verbeugung über ihre Liberty, und bat den Wirth, mich nach meinem Zimmer zu führen.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie ansteckend die Universitätssitten für eine ganze umliegende Gegend sind. Es in der That höchst traurig, daß aus eben den Werkstätten der Wissenschaften, welche dazu bestimmt sind, Weisheit und Tugend zu verbreiten, auf eine bei ihrer jetzigen Einrichtung durchaus unvermeidliche Weise auch zugleich mancherlei Thorheiten und Laster unter die Menschen ausgehn müssen! Junger Leser, hast du ein Herz, welches fähig ist, das Schauderhafte des Gedankens zu fühlen: „an dem größern Verderbniß der Sitten unter seinen Brüdern, und also an der Verminderung ihrer Glückseligkeit schuld zu sein,“ o so hüte dich, dafern auch du einst in die Gesellschaft leichtsinniger Jünglinge geräthst, an ihren Ausschweifungen Theil zu nehmen, damit du künftig bei dem Anblicke des vielfachen Menschenelendes, welches Thorheit und Laster leider! so allgemein verbreiten, nur Mitleid, aber nicht den Vorwurf des Gewissens fühlen darfst, zur Vermehrung desselben durch dein Beispiel mitgewirkt zu haben!

Münden, — welches man, im Vorbeigehn gesagt, nicht mit der Preußischen Stadt Minden verwechseln

muß — ist zwar nur ein kleiner, aber wegen seiner dichterischen Lage ungemein angenehmer und ziemlich lebhafter Ort im Fürstenthume Kalenberg. Er ist mit einer Menge schönliegender Gärten umgeben, welche alle mit kleinen Lusthäusern geziert sind, wodurch die schon an sich reizende Gegend ein noch viel lebhafteres Ansehn gewonnen hat. Ackerland hat diese Stadt gar nicht, einige wenige Morgen ausgenommen, welche zwischen den Bergen versteckt liegen. Dagegen aber hat sie einige nicht unerhebliche Werkstätte, wovon besonders diejenige bemerkt zu werden verdient, in welcher unechtes Porzelan gemacht wird. Mit der Anlegung derselben ging es so zu.

Bei einem hiesigen sehr bemittelten Kaufmanne fand sich ein Planmacher, d. i. ein Mann, der ihm ein Mittel verkündigte, wie er seine Reichthümer in kurzer Zeit sehr vermehren könnte. Dieser Mann wollte nämlich zuverlässig wissen, daß in einem der benachbarten Berge ein großer Vorrath von edlen Metallen liege; und er beredete den Kaufmann, zur Ausgrabung desselben ein Bergwerk anzulegen. Dieser glaubte seinen Versicherungen. Die Erlaubniß, ein Bergwerk anzulegen, wurde bei der Regierung nachgesucht und erhalten. Man fing also an zu graben; allein umsonst! Anstatt neue Schätze aus den Eingeweiden der Erde herauszugraben, versplitterte man, bei den großen Kosten, die ein solches Unternehmen erfodert, diejenigen, welche man schon hatte. Der Kaufmann lief Gefahr, zu verarmen, als man endlich, nach schon aufgegebener Hoffnung, Metall zu finden, eine Thonart entdeckte, die der Porzelanerde glich. Man machte Versuche damit, und fand, daß sie tauglich wäre, wenigstens unechtes Porzelan daraus zu machen; und der Kaufmann legte hier-

auf den Rest seines Vermögens zur Errichtung einer Werkstatt an, die ihn in kurzen für den ansehnlichen Verlust, den er erlitten hatte, völlig schadlos hielt. So wurde auch dismahl, wie das oft der Fall gewesen ist, zufälligerweise etwas Gutes gefunden, indem man vergebens Etwas suchte, das nicht gefunden werden konnte!

Der erheblichste Nahrungszweig dieser Stadt ist der Handel, der hier ziemlich ins Große geht; ein Vortheil, den dieser Ort sowol seiner bequemen Lage an zwei zusammenfließenden Flüssen, als auch besonders der ihm zukommenden Stapelgerechtigkeit zu verdanken hat. Ich will meinen jungen Lesern sagen, was sie sich bei diesem Worte denken müssen.

Alle Schiffe, welche sowol die Weser herauf, als auch die Werre und Fulde herunter bis Münden kommen, dürfen diese Stadt nicht vorbeifahren. Sie sind vielmehr gezwungen, hier anzulegen und auszuladen, weil die Waaren nur durch solche Schiffe, welche einem Bürger in Münden gehören, weiter fortgeschafft werden dürfen. Dergleichen Güter müssen also jedesmahl an einen hiesigen Kaufmann gesandt werden, damit dieser für das Umladen und die weitere Versendung derselben Sorge trage, welches für diesen allemahl einen kleinen Verdienst abwirft. Ein solcher Kaufmann wird in der Handlungssprache ein Spediteur (Versender), sein Verdienst Spesen genannt.

Die Schifffahrt auf der Fulde zwischen hier und Kassel gehört sogar der Stadt Münden ausschließlich, das heißt, dieser Strom darf von keinen andern als Mündischen Schiffen befahren werden. Auf der Werre dürfen zwar auch Hessische Schiffe, aber nur bis Münden fahren, wo sie ihre Ladung aussetzen müssen. Meine

Leser begreifen, wie viel dieses große Vorrecht der Stadt eintragen müsse, und es wird ihnen nun weiter nicht befremdlich seyn, zu hören, daß dieser kleine Ort Handelshäuser aufzuweisen hat, welche sogar an großen Handelsplätzen, wie zu Hamburg, Bremen u. s. w., ansehnliche genannt zu werden verdienten.

Ich fuhr an einem schönen heitern Morgen von Münden nach Kassel. Die Kunststraße läuft anfangs an einem sehr steinigen, aber doch mit Gebüsch bewachsenen Berge hin, an dessen Fuße die Fulde sich in vielen Krümmungen durch ein fruchtbares Wiesenthal schlängelt. Der Rückblick von da herab nach Münden hin ist so bezaubernd schön, daß ich ihn unzählig oft unwillkührlich wiederholen mußte, und eben so oft schwebten mir die Worte aus Hölty's bekanntem Liede auf der Zunge:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!

7.

Aufenthalt zu Kassel.

Auf einem ziemlich hohen Berge zwischen Münden und Kassel tritt man aus dem niedersächsischen Kreise in den oberrheinischen, aus dem Kurfürstenthume Hannover in die Landgrafschaft Hessenkassel ein. Die Grenze zwischen Beiden hätte kaum bezeichnet werden dürfen; man würde sie doch schwerlich verkennen; so auffallend ist in manchem Betrachte der Abstich des einen Kreises von dem andern! Statt der treuherzigen niederdeutschen Sprache, die man bis dahin gehört hat, schwirrt Einem jetzt auf einmahl ein Gerede vor den Ohren, welches weder platt- noch hochdeutsch, sondern eine unangenehme Miß-

geburt von Beiden ist. Ochsen treten an die Stelle der Pferde, und Weiber, schwarzbraun und gelb, wie die Zigeunerinnen, sieht man die Geschäfte der Männer, z. B. Pflügen und Mähen, verrichten. Die Kleidertrachten des Landvolks, besonders die weiblichen, sind gleichfalls sehr verschieden. Die ganze Hessische Völkerschaft weiblichen Geschlechts scheint in Trauer zu sein; ob wegen ihrer in Amerika abgeschlachteten Männer und ihrer Söhne, oder wegen der Uebereinstimmung des Schwarzen mit der Farbe ihrer Haut und ihres Haares, weiß ich nicht.

Was ich aber mit völliger Gewißheit weiß, ist dieses: daß ich in keinem Lande jemahls so viele häßliche, schmutzige und unförmliche Gesichter sah, als Einem hier, und zwar unter dem weiblichen Theile des Hessischen Landvolks, in jener Gegend vorkommen. Breite und platte Gesichter voll grober Züge, dicke Lippen, weit auseinandergehende Nasenflügel, flachliegende Augen, eine gelbschwarze Haut und emporsträubendes Rabenhaar, oft aber auch ein geschwollener Hals oder sogenannter Kropf als Zugabe obenein, sind hier die gewöhnlichsten Bestandtheile der ländlichen Schönheit. Denkt man sich nun zu allen diesen Reizen noch einen gar nicht vortheilhaft zugeschnittenen, meistentheils schwarzen, oft zerlumpten Anzug hinzu: so biete ich der Völkerkunde Trotz, mir ein anderes Europäisches Volk zu nennen, bei dem die körperliche Bildung des weiblichen Geschlechts, im Ganzen genommen, noch mehr verunedelt und verhäßlichet erscheint.

Auffallend ist hiebei die Bemerkung, daß die Natur alle die körperlichen Vorzüge einer angenehmen Bildung, die sie dem weiblichen Geschlechte hier versagte, dem männlichen um so viel reichlicher zugemessen zu haben

scheint. In der That habe ich in diesem Lande fast eben so viele wohlgebaute und wohlgestaltete Männer, als häßliche Weiber, gesehn. Es war natürlich, daß ich mir die Frage aufwarf, woher dieser sonderbare Unterschied beider Geschlechter bei einem und ebendemselben Volke doch wol kommen möge? und die Antwort, die ich darauf fand, und die ich meinen Lesern vorlegen will, wird zugleich den Grund enthalten, warum ich diese ganze Bemerkung hieher gesetzt habe. Sie ist diese.

Die Hessen sind seit vielen Jahren ein sehr kriegerisches Volk gewesen. In mehr als einem Kriege hat man den größten Theil des Mannsvolks — Greise und Knaben ausgenommen — in den Waffen gesehn; und selbst in Friedenszeiten ist das Heer, welches hier unterhalten wird, für den mäßigen Umfang des Landes sehr beträchtlich. Eine Folge davon war, daß die Hessische männliche Jugend früh unter Menschen von allerlei Ständen und Völkern kam, früh dem Körper nach geübt wurde, früh das verfeinerte Stadtleben in der Nähe sah, und einen gewissen entfernten Antheil daran nahm; mit einem Worte, früh Gelegenheit erhielt, an Leib und Seele in einem gewissen Grade ausgebildet und veredelt zu werden.

Was mochte nun aber unterdeß, daß die kriegerischen Männer abwesend waren, das Schicksal der hinterlassenen Weiber und ihrer Töchter sein? Ein sehr hartes, in der That; ein solches, wobei die Veredlung an Leib und Seele wol unmöglich vorwärts gehen konnte. Auf ihnen ruhete nunmehr die ganze drückende Sorge der Haushaltung; von ihren schwachen Händen allein erwartete der Acker die ihm nöthige Bearbeitung, der Garten seine Bestellung, jedes häusliche Geschäft seine

Abwartung; die jungen Kinder schrieen um Brot; der abwesende Gatte im Felde bat um Zuschuß bald an Gelde, bald an Unterkleidungsstücken; der Staat verlangte seine Steuern; der Feind trieb seine Brandschatzungen bei; — Sorge, Mißmuth, übertriebene Sklavenarbeit, Mangel und Elend waren der Antheil dieser armen Weiber!

Aber was für einen Einfluß, werden meine jungen Leser fragen, konnte dis Alles auf die Verunstaltung ihrer Körper haben? und ich antworte: einen sehr großen! Denn der Leib richtet ordentlicherweise sich nach der Seele, die ihn belebt. Wird diese ausgebildet, erheitert und verschönert, so wird es jener auch; sinkt diese, es sei aus welcher Ursache es wolle, zu einem kümmerlichen und thierischen Leben hinab, wobei keine Uebung ihrer edleren Kräfte, kein Genuß sittlicher Freuden mehr Statt findet, so druckt sich das Grobe, Unausgebildete und Thierische des verwahrloseten Geistes auch zuverlässig in allen Zügen und in dem Bau des ganzen Körpers aus. Dis ist eine allgemeine Erfahrung, welche keinem Zweifel unterworfen ist; und auf diese Weise erkläre ich mir obige Bemerkung.

Aber nun auch noch eine Nutzanwendung für dich, mein lieber Leser, und besonders auch für dich, meine liebe junge Leserinn! Körperliche Schönheit ist zwar an und für sich selbst, wie du wol weißt, keine Sache, auf deren Besitz ein gescheiter Mensch sich jemahls etwas einbildet, oder deren Mangel ihn je bekümmert machen kann; aber sie ist doch immer ein Mittel mehr, wodurch man andern Menschen wohlgefällt, und also in so fern nicht zu verachten. Nun merke dir aber, daß es besonders eine Art von Schönheit gibt, und zwar die reizendste unter allen, deren Erwerbung ganz von uns

abhängt! Ich meine die Schönhit der weisen, aufgeklärten und rechtschaffenen Leute. Diese besteht nicht in einer glatten Haut von Milch- und Rosen-Farbe, auch nicht eben in einem vorzüglich schönen Wuchse; nein! sie kann vielmehr in einem Gesichte voller Pockengruben, auf einer gelben Haut, ja sogar bei einem ganz verwachsenen Körper Statt finden. Sie ist der Ausdruck eines wohlgebildeten Verstandes und eines edlen wohlwollenden Herzens, welcher sich in Blicken, Mienen, Stellung, Stimme und Geberden äußert. Fragst du mich, worin dieser Ausdruck eigentlich bestehe, so muß ich bekennen, daß ich ihn besser fühlen, als beschreiben kann. Es ist etwas Sanftes, etwas Bescheidenes, etwas Ruhiges, etwas Freundliches, etwas Heiteres und Verständiges — in einer lieblichen Vermischung. Für diese höhere Schönheit haben alle gute Menschen Sinn; alle gute Menschen besitzen sie selbst und lieben zugleich Alle, an welchen sie dieselbe wahrnehmen. Möchtest du sie auch besitzen? Siehe hier das untrügliche Mittel dazu: schmücke deinen Verstand mit jeder schönen und nützlichen Kenntniß aus, deren Erwerbung dir in deinem Stande möglich ist; halte alle bösartigen Empfindungen und Triebe, als da sind: Neid, Zorn, Habsucht, Eigensinn und böse Lüste, weit von dir ab, und übe dich vielmehr täglich in menschenfreundlichen, enthaltsamen und tugendhaften Gesinnungen! Dis ist das ganze Geheimniß; und ich gestehe, daß ich die Gelegenheit, die sich mir darbot, von Schönheit und Häßlichkeit zu reden, aus keiner andern Ursache ergriff, als weil ich dir dieses erprobte Mittel bekannt zu machen wünschte. Versuche es nun selbst, und ich stehe für den Erfolg.

Jetzt ersuche ich meine jungen Leser, sich mit mir in Gedanken nach der Hauptstadt desjenigen Landes, von dem ich eben redete, nach Kassel zu verfügen.

Diese Stadt, welche mit den schönsten in Deutschland um den Vorzug streiten darf, liegt etwas abhängig an dem Fuße eines ansehnlichen Berges, den die vorbeifließende Fulde benetzt. Vermöge dieser ihrer angenehmen Lage kann die Reinigung der Straßen mit leichter Mühe geschehen, weil die Gossen alle abwärts nach dem Flusse laufen. So oft daher ein Regenschauer einfällt, wäscht dasselbe das außerordentlich schöne Pflaster der Stadt so rein, als wenn es gescheuert wäre, und das unsaubere Waschwasser empfängt die Fulde. Ich sage: das außerordentlich schöne Pflaster; denn wirklich muß ich gestehen, daß ich ein schöneres — ich sage zu wenig — daß ich ein eben so schönes in keiner andern Stadt jemahls gesehn habe. Bisher schien mir dasjenige, was man in der Neustadt zu Kopenhagen sieht, das Weiter gehts nicht der Vollkommenkeit zu sein! jetzt aber, da ich Kassel kenne, habe ich diese Meinung aufgeben müssen. Hier hat man nämlich, so weit die neue Verpflasterung schon vollendet ist, die Steine nicht bloß so zu legen und aneinander zu fügen gewußt, daß sie eine vollkommen ebene Oberfläche bilden, sondern man war auch darauf bedacht, sie von einerlei Größe auszusuchen und sie dann nach geraden Linien in Reihen und wiederum ins Kreuz zu legen, so daß das Auge überall Ordnung und Ebenmaß bemerkt. Die Steinart, deren man sich dazu bediente, ist der oberwähnte harte und schwärzliche Basalt, dessen Erzeugung man den feuerspeienden Bergen zuschreibt.

Wollte ich mich darauf einlassen, meinen jungen Lesern nur die vorzüglichsten Schönheiten und Sehens-

würdigkeiten dieser prächtigen Stadt zu beschreiben, so möchten sie sich nur immer darauf gefaßt halten, in diesem ganzen Bande aus Kassel nicht wieder hinauszukommen. Und doch würde ich auch alsdann bei weiten noch nicht Alles erschöpft haben, sondern einen neuen Band zu Hülfe nehmen müssen. Aber sie können ruhig sein; ich kenne das Langweilige und das Ununterrichtende solcher todten Beschreibungen zu gut, als daß ich Lust haben könnte, mich darauf einzulassen. Eins und das Andere muß ich indeß doch davon mitnehmen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß ich wirklich hier gewesen bin. Ich werde aber dafür sorgen, daß Das, was ich davon aushebe, etwas Unterrichtendes mit sich führen soll.

Wenn ich von der schönen Stadt Kassel rede, so meine ich allemahl die Neustadt, welche dieses Beiwort in hohem Grade verdient. Die Altstadt hingegen ist, wie schon ihr Name sagt, alt, folglich krumm und enge, wie die alten Städte alle sind. Jene hat einige herrliche öffentliche Plätze, worunter besonders der runde Königsplatz und der noch geräumigere und prächtigere, längliche Friedrichsplatz ausnehmend sehenswürdig sind. Beide sind mit Gebäuden von edler und schöner Bauart umgeben.

Mitten auf dem Friedrichsplatze steht in Riesengröße — ein Denkmahl der Schmeichelei — die weiße marmorne Bildsäule des im vergangenen Jahre gestorbenen Herrn Landgrafen. Wenn ich dieses Werk der Kunst ein Denkmahl der Schmeichelei nenne, so will ich damit keinesweges die Verdienste des Herrn Landgrafen in Zweifel ziehn; denn wer bin ich, daß ich über den Werth oder Unwerth der Götter dieser Erde zu richten mich unterfangen dürfte? — sondern ich will

nur so viel damit sagen, daß die Errichtung einer Bildsäule unter den Augen dessen, dem sie errichtet wird, wol von Niemand anders, als von einem Schmeichler, mehr sich selbst zu erheben, als seinen Herrn zu ehren, in Vorschlag gebracht werden kann. Denn wollte man damit wirklich nichts, als das Andenken an den Herrn Landgrafen und an die Verdienste desselben verewigen, warum wartete man dann nicht damit, bis er selbst nicht mehr da war, um die Aufrichtigkeit dieser Absicht dadurch außer allen Zweifel zu setzen? Die kurze und schöne Inschrift: Friderico patria, sagt viel; aber wie viel mehr würde sie sagen, und mit wie viel mehr Rührung würde der Wanderer dabei still stehen, wenn sie ein paar Jahre später gesetzt worden wäre.

Auf der in der hiesigen Kunsthalle, oder dem sogenannten Museum, befindlichen Bibliothek stößt man, gleich beim Eintritt, auf ein zweites Denkmahl der Schmeichelei, welches noch auffallender ist. Es ist das Bruststück des verstorbenen Herrn Landgrafen mit folgender Inschrift:

Fréderic à la gloire alliant les vertus
Du *Sage* et du *Héros* offre ici le modèle.
Dans ce marbre animé par un ciseau fidèle
Nous voyons *Ptolemée, Auguste*, *Titus*.

In der That, man mußte so viel Gutmüthigkeit besitzen, als der verstorbene Herr Landgraf wirklich gehabt haben soll, um nicht nur eine so grobe Schmeichelei, die mehr einer Spötterei, als einem feinen Lobspruche ähnlich sieht, ungeahndet zu lassen, sondern auch zu dulden, daß sie da hingepflanzt würde, wohin der Gepriesene selbst wöchentlich ein paarmahl zu kommen pflegte. Das Sonderbarste dabei ist, daß der Schmeich-

ler, der diese prahlende Inschrift machte, dadurch ein Verdienst erworben zu haben wähnte, welches ihn würdig machte, mit seinem Helden zugleich in die Pforten der Unsterblichkeit einzugehn. Deswegen trug er Sorge, daß sein eigner werther Name, sammt seinem Titel, unter die Inschrift zur Erbauung der Nachwelt zugleich mit eingegraben würde. Er heißt — ich bitte meine jungen Leser, eine Verbeugung zu machen — Mr. le Chevalier de Nerciat, damahliger Vorsteher des Büchersaals.

Außer den genannten beiden Plätzen verdient besonders noch die Straße belle vue (Schönsicht) genannt zu werden, welche eine Aussicht beherrscht, die nicht leicht schöner gedacht werden kann. Diese Straße, welche die äußerste auf der südöstlichen Seite ist, besteht aus einer Reihe geschmackvoller Gebäude, die auf einer Anhöhe stehn, deren Abhang mit lauter schönen Kunstgärten bekleidet ist. An dem Fuße der Anhöhe schleicht ein kleiner Fluß vorbei, der sich hier in die Fulde ergießt, und den einige Erdbeschreiber fälschlich zu einem Arme der Fulde gemacht haben. Zwischen ihm und der Fulde liegt in einem reizenden Thale die sogenannte Aue, eine große, zu einem herrli- Lustgarten eingerichtete Halbinsel mit einem prächtigen Lustschlosse. Jenseits der Aue breitet sich eine fruchtbare Ebene aus, in welcher Felder, Auen, Gärten, Lusthäuser und Dörfer in großer Menge mit einander abwechseln. Das Ganze wird von einem langen stattlichen Gebirge begrenzt, welches den Hintergrund dieses großen Gemähldes macht.

Hier müßte ich wohnen, sagte ich, wenn ich ein Mahler oder Dichter wäre; und siehe! indem ich dis sagte, zeigte man mir das Haus eines berühmten Mah-

lers, welcher eine Zierde dieser Stadt und unsers Vaterlandes ist. Er heißt Tischbein. Meine Leser können denken, daß ich nicht unterließ, mich zu ihm führen zu lassen, und ich weiß nicht, ob der Anblick seiner Meisterstücke, oder die Bekanntschaft, die ich mit seiner geraden, biedern und zugleich sehr bescheidenen Sinnesart machte, mir die größte Freude verursachte. So viel weiß ich, daß es mir sehr wohl bei ihm war, und daß ich mich eben so ungern von ihm, als von den trefflichen Gemählden trennte, deren Schöpfer er ist.

Bei dem Namen der Streße belle vue muß ich meinen jungen Lesern die Befremdung erzählen, mit der ich, bei meinem ersten Ausgange in Kassel, auf einmahl, wo nicht mitten in Frankreich, doch wenigstens in eine Französische Grenzstadt versetzt zu sein glaubte. Meine Erdbeschreibung sagte mir: Kassel ist die Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Kassel und liegt fast mitten in Deutschland; aber Alles, was ich hier sah und hörte, schien mir zu antworten: mit nichten! Kassel ist keine Deutsche, ist vielmehr eine Französische Stadt, so gut als eine, welche jenseits des Rheins liegt. Vor allen Läden und Buden hingen Schilde mit Französischen Aufschriften, wenigstens mit Französischen und Deutschen zugleich, sogar vor solchen, in welchen Bier und Brantwein geschenkt wird; die Herren und Frauen gingen nicht nur vollkommen Französisch gekleidet, sondern schienen auch sogar ihre Deutsche Muttersprache verlernt zu haben. Ihre Manieren und Sitten waren Französisch, ihre Lesereien Französisch, ihr Schauspiel Französisch, ihr Urtheil Französisch, ihre Thorheit, Alles, was Deutsch ist, bloß deßwegen, weil es Deutsch ist, zu verachten, mehr als

Französisch. Sonderbar! Sollte es denn wirklich schön und rühmlich sein, die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Geschmacks und der Sitten seines Vaterlandes dahinzugeben, um sich zum Affen eines fremden Volks zu machen? Meine jungen Leser mögen sich diese Frage selbst beantworten.

Doch dieses Schnupfenfieber der Nachahmung scheint jetzt zu Kassel auf einmahl sein Ende erreicht zu haben. Der jetzige Herr Landgraf, welcher vermuthlich dafür hält, daß es ehrenhafter sei, seinen eigenen geraden Gang für sich zu gehen, als Andern sklavisch nachzukriechen, hat, wie es scheint, den Vorsatz gefaßt, nicht nur selbst ein Deutscher zu sein, sondern auch nur über Deutsche herrschen zu wollen. Es ist daher seit dem Antritte seiner Regierung schon viel Französisches in Kassel verschwunden, und Deutsche Sitten, Deutsche Sprache und Kunst scheinen nunmehr aus ihrer langen Verweisung wieder dahin zurückzukehren. Die Deutschen Musen mögen ihn dafür mit Unsterblichkeit lohnen!

Unter den schönen und prächtigen Gebäuden in Kassel verdienen besonders das Museum und die neue katholische Kirche gesehen zu werden, letztere sowol ihrer schönen Bauart, als auch der herrlichen Gemählde wegen, womit Tischbein diese Kirche geziert hat. Ersteres enthält einen Schatz von Büchern, Naturseltenheiten, Münzen, Modellen und Kunstsachen, welcher den ersten Sammlungen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden verdient. Ich lasse mich, aus Ursachen, die meine jungen Leser nun schon wissen, auf keine Beschreibung derselben ein. Aber es sei mir erlaubt, Diejenigen unter ihnen, welche an Natur und Kunst Vergnügen finden, zu einer tausendmahl unbeträchtlichern, mir aber eben so merkwürdigen Sammlung zu führen,

von der ich zu behaupten wage, daß sie an einem Orte, wo junge Forstmänner, Kammerbeamte und Naturforscher gebildet werden sollen, viel nützlicher sein würde, als die Kostbarkeiten von Gold, Silber und Edelgesteinen, welche andere Reisende in der Kunsthalle anzustaunen pflegen.

Der Ort, wo ich diese Sammlung fand, ist ein kleines unansehnliches Haus in dem Thiergehege (Franz. Ménagerie), d. i. in derjenigen Abtheilung des landgräflichen Augartens, wo allerhand ausländische Thiere unterhalten werden; und der Urheber und Besitzer derselben ist der Aufseher jener Thiere, Schildbach. Dieser mir merkwürdige Mann hat weder Erziehung, noch gelehrten Unterricht von irgend einer Art gehabt; und doch hat er sich in der Naturgeschichte und in der Naturlehre, ganz durch eigenen Fleiß und ohne alle Hülfsmittel, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben gewußt, welche einem Gelehrten Ehre machen würden. Er ist dabei ein geborner Künstler, ohne, so viel ich weiß, eine einzige Kunst von Andern gelernt, oder berufsmäßig getrieben zu haben. Alles, was seine lebhafte Einbildungskraft ihm vormahlt, das weiß er auch auf irgend eine Weise künstlich darzustellen. Aber es ist Zeit, auf seine Sammlung zu kommen.

Beim Eintritt in seine gar nicht geräumige Wohnstube glaubt man in einem großen Glasschranke eine kleine Büchersammlung von ungefähr dreihundert Büchern zu erblicken. Tritt man näher, so wundert man sich über den sonderbaren Band dieser Bücher, und hebt man endlich eins heraus, so erfährt man, daß es gar keine Bücher sind. „Und was denn?" höre ich meine jungen Leser fragen. — Kleine hölzerne Kästchen in Bücherform, die ganze Naturgeschichte der Bäume

und Holzarten enthaltend, welche in der Landgrafschaft Hessen angetroffen werden. Ich will sie näher beschreiben.

Jedes dieser Kästchen ist aus einer besondern Holzart verfertiget, und zwar so, daß es vollkommen einem Buche gleicht. Der Rücken desselben ist mit der natürlichen Rinde desjenigen Baums belegt, dessen Geschichte das Kästchen darstellen soll; und der rothe Titel zeigt sowol die Kunstbenennung desselben nach dem Linnéischen Lehrgebäude, als auch den gemeinen Namen, und zwar in Deutscher, Französischer und Englischer Sprache an. Die beiden Deckel des Buchs sind von der nämlichen Holzart, und zwar der eine der Länge nach, der andere in die Quere geschnitten, um sowol den Fadengang derselben an dem einen, als auch die Kreise des alljährlich in Holz verwandelten Splints an dem andern Deckel beobachten zu lassen. Diejenigen drei Seiten des Kästchens, welche man an einem Buche den Schnitt zu nennen pflegt, sind von der nämlichen Holzart, doch so gewählt, daß man daraus die Verschiedenheit des Holzes, in Ansehung des verschiedenen Alters desselben, ersehen kann. Es ist nämlich die eine dieser Seiten von einem jungen, die andere von einem noch nicht ganz erwachsenen und die dritte von einem zu seiner völligen Reife gediehenen Baume dieser Art genommen. Irgendwo ist auch, entweder etwas Gummi, wenn die Baumart dergleichen enthält, oder ein kleiner Schwamm von denen angebracht, die an einen solchen Baum sich anzusetzen pflegen.

Jetzt wird das Kästchen aufgemacht, und da wird man auf einmahl durch den Anblick der ganzen übrigen Naturgeschichte des Baums auf die angenehmste Weise überrascht. Man erblickt einen kleinen Zweig desselben;

an ihm sieht man Blätter und Fruchtknospen, ganze Blätter, Blüthenknospen, welche eben aufbrechen wollen, andere, welche eben aufgebrochen sind, und in welchen die Befruchtung jetzt vor sich gehen will; wiederum andere, in welchen die Befruchtung schon geschehen ist; dann die junge, die halb ausgewachsene und die reife Frucht, zusammt den Samenkernen. Das meiste dieser Dinge ist aus der wirklichen Natur genommen, und zur Erhaltung mit einem Firniß überzogen worden; andere, welche in der Natur nicht aufbewahrt werden können, wie z. B. Obst, sind von Wachs so künstlich nachgemacht, daß sie täuschen. Am meisten bewunderte ich hiebei die Geschicklichkeit, mit welcher der Mann die zarten Befruchtungstheile der Blüthen in ihrer natürlichen Lage und Stellung so zu erhalten weiß, als ob sie so eben erst vom Baume genommen wären. Noch sieht man ein oder das andere Gezieser oder Insekt daneben liegen, welches diesem Baume seinen Unterhalt verdankt.

Auf eine eben so sinnreiche und geschickte Weise hat der Mann eine zweite Sammlung gemacht, welche die Naturgeschichte aller einheimischen Vögel darstellt. Jeder Vogel hat sein eigenes mit einer Glasscheibe bedecktes Kästchen, worin sowol er, als auch sein Weibchen, in der ihnen natürlichen Stellung ausgestopft stehen oder sitzen. Neben ihnen sieht man ihr natürliches Nest, so befestiget und hingestellt, wie es in der Natur zu sein pflegt. In dem Neste liegen die natürlichen Eier dieser Vögel, auch sitzt wol eins der schon halb befiederten Jungen daneben. In dem Schnabel, oder neben sich, hat jeder Vogel etwas von dem, was seine vorzüglichste Nahrung auszumachen pflegt; die Aufschrift des Kästchens enthält abermahls, sowol den gelehrten als auch den gemeinen Namen desselben.

Ich stelle es jetzt dem Urtheile meiner jungen Leser anheim, ob ich Unrecht hatte, wenn ich diese Sammlung für nützlicher und sehenswürdiger ausgab, als die vielen künstlichen Uhren, goldenen und silbernen Gefäße und Werkzeuge und die vielen andern unnützen Kostbarkeiten, welche die Kunstkammer des Museums enthält. Wie geschwind und angenehm könnte der künftige Forstmann aus dieser Sammlung einen Theil derjenigen Kenntnisse einsammeln, die ihm zu seinem Berufe nöthig sind! Und warum fand sich noch kein Fürst unter denen, welche Millionen übrig haben, um prächtige Paläste zu erbauen, kostbare Bilderhallen, Kunstkammern u. s. w. anzulegen, der diese so nützliche Sammlung für ein paar tausend Thaler zu seinem und seines Landes Eigenthum machte? —

In dem erwähnten Thiergehege, worüber Herr Schildbach die Aufsicht hat, sieht man allerlei ausländische Thierarten, z. B. Kamele, Büffel, fremde Schafe, Steinböcke, Murmelthiere, allerlei Indische und Afrikanische Vögel u. s. w. Am meisten zog ein Vogel meine Aufmerksamkeit auf sich, den ich hier zum erstenmahl erblickte. Es war ein sogenannter Cacadou à colère, ein scheusliches Thier von Ansehen und Gemüthsart. Wenn meine Leser schon so alt wären, daß sie funfzehn bis sechzehn Jahre rückwärts denken könnten, so würden sie, wie ein gewöhnlicher Cacadou aussieht, wissen, ohne ihn gesehen zu haben. Denn so lange ist es ungefähr her, daß die Männer und Jünglinge nach der Mode sich das Haar à la cacadou aufstutzen ließen, und dadurch, dem Kopfe nach, diesem Thiere ziemlich ähnlich wurden. Es ist eine Art von Papagai, der sich vor andern durch eine sehr hohe Federtolle auf dem Kopfe unterscheidet, welche er nach

Gefallen beinahe senkrecht in die Höhe richten kann. Der Cacadou à colère hat ursprünglich die nämliche Gestalt; aber er ist dabei von so zänkischer und zorniger Gemüthsart, daß er mit Jedem, der sich ihm nähert, ohne alle Ursache unaufhörlich zankt, und sich dabei, weil er seine Wuth auf keine andere Weise befriedigen kann, unter einem gräulichen Geschrei selbst die Federn ausrauft. Er ist daher beständig, vom Halse bis auf den Steiß, so kahl und federlos, wie eine gerupfte Henne, welche eben in den Topf gethan werden soll. Nur seine hohe Tolle allein, welche er mit dem Schnabel nicht erreichen kann, bleibt, wie die Natur sie ihm gegeben hat, und sträubt sich bei jedem Zorngeschrei, welches er ausstößt, fürchterlich in die Höhe. Ein wahres Ebenbild eines zänkischen und zornigen Menschen, den seine Leidenschaft verunstaltet, und der sich selbst am meisten schadet, indem er gegen andere erbittert wird! Armer Cacadou! Arme verblendete Menschen! —

Aber es ist Zeit, für meine Leser und mich hier einen Ruhepunkt zu machen.

8.

Noch etwas von Kassel.

Ehe ich in der Beschreibung der hiesigen Merkwürdigkeiten fortfahre, sei es mir vergönnt, ein paar rührende Auftritte zu erzählen, von welchen ich hier auf die angenehmste Weise überrascht wurde.

Ich saß, vom Herumlaufen ermüdet, auf meinem Zimmer. Es pochte Jemand an, und auf meine Einladung trat ein junger Offizier herein, der mit einem lauten Freudengeschrei sich mir in die Arme warf.

„Kennen Sie mich nicht?“ rief er aus, da ich ihn fragte, von wem ich die Ehre hätte, so freundschaftlich begrüßt zu werden? „Kennen Sie ihren ehemahligen Zögling B** nicht mehr?“ Jetzt erkannte ich ihn, und schloß ihn mit Entzücken in meine Arme.

Er war einer der Zöglinge der Dessauischen Erziehungsanstalt, zu der Zeit, da man mir die Leitung derselben anvertraut hatte; damahls ein Knabe von zehn Jahren, den seine vortreffliche Mutter, die ehemahlige Oberhofmeisterin von B** zu Berlin, meiner besondern Fürsorge empfohlen hatte. Von seinen nachherigen Schicksalen war mir nichts gemeldet worden; ich wußte daher auch nicht, daß ich ihn in Kassel wiederfinden würde; um so viel lebhafter war mein Vergnügen über dieses unerwartete Wiedersehen.

Meine Freude wuchs in eben dem Maße, in welchem ich mich theils durch eigene Beobachtungen über ihn, theils durch eingezogene Nachrichten überzeugte, daß der Jüngling die Hoffnungen erfüllte, die ich mir von ihm gemacht hatte, da er noch ein Knabe war. Haben meine Leser etwa schon der Freude genossen, die erste süße Frucht eines jungen Baumes zu schmecken, dessen sie, da er noch ein zartes Bäumchen war, selbst gepflegt und gewartet hatten? Wäre dis, so könnten sie sich ungefähr ein Hunderttheilchen der rührenden Freude denken, welche Eltern und Erzieher empfinden, wenn sie Diejenigen wiedersehn, die sie zur Tugend und Glückseligkeit zu bilden suchten, und nun in der Ueberzeugung, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen, die ersten Früchte ihrer zärtlichen Sorgfalt genießen.

An ebendiesem Tage hatte ich noch einen zweiten, nicht minder rührenden Auftritt. Ein würdiger Erzieher führte mir die hinterlassene Familie des Obersten

von W** zu, den ich, da ich noch Prediger in Potsdam war, als einen sehr braven Mann kannte, und unter meine Freunde zählen durfte. Das älteste von seinen verwaiseten Kindern, welchen er nichts als die Ehre der Rechtschaffenheit und ein gutes Beispiel zur Nachahmung hinterlassen konnte, war jetzt ein Jüngling von sechzehn Jahren. Ich hörte von ihnen folgende traurige Begebenheit, die diesen unglücklichen Kindern vor ungefähr einem Jahre begegnet war.

Ihre zärtliche und sehr edle Mutter pflegte, nach dem Tode des geliebten Gatten, je zuweilen einen Gang nach dem Grabe desselben zu machen, und ihre vier Kinder mit sich dahin zu führen. Die beiden jüngsten hingen ihr dann an den Armen und die beiden ältesten gingen vorauf. So war sie auch jetzt aus der Stadt gegangen und näherte sich dem Kirchhofe. Schon sah man das Grab; sie zeigt es mit nassen Augen dem kleinsten ihrer Kinder von fern, und in demselben Augenblicke stürzt sie, vom Schlage gerührt, todt zur Erde. Die Kinder fallen weinend und schreiend über sie her, versuchen sie aufzuheben, legen sich ihr auf den Mund, um ihr Luft einzublasen, aber umsonst! Einer von ihnen läuft nach der Stadt, trifft einen Wundarzt auf der Straße, und muß ihn fast mit Gewalt mit sich fortziehn, weil der träge Mensch nicht von der Stelle zu bringen ist, kommt endlich mit ihm an; die Kinder bitten, flehn, daß er ihr geschwind geschwind eine Ader schlagen möchte; allein der Unwissende behauptet, es sei weiter nichts als eine Ohnmacht, und will nicht aderlassen. Endlich zieht der Aelteste, ein eben so gesetzter und verständiger, als schwächlicher Jüngling, ein Federmesser aus der Tasche, um seiner Mutter selbst eine Ader aufzureißen. Diese edle Entschlos-

senheit des Kindes bewegt denn endlich den schwerfälligen Wundarzt, sein Amt, wiewol mit großer Langsamkeit, selbst zu verrichten. Das Blut fließt, aber der Körper bleibt entseelt. Die armen, nun völlig verwaiseten Kinder müssen ohne Mutter zurückkehren. —

Ich bin versichert, daß meine jungen Leser mir für die Mittheilung dieser kleinen Geschichte danken werden. Ich erzähle sie aber nicht, um eine müßige Rührung bei ihnen hervorzubringen, sondern um ihnen die vernünftige Entschlossenheit des ältesten dieser unglücklichen Kinder zur Nachahmung auf ähnliche Fälle zu empfehlen.

Am folgenden Tage fuhr ich in Begleitung einiger Freunde, und zwar mit außerordentlicher Post, nach dem landgräflichen Schlosse Weißenstein, welches ungefähr eine halbe Stunde von Kassel auf einer felsigen Anhöhe am Fuße des sogenannten Winterkasten liegt. Warum mit außerordentlicher Post? — Weil man nicht bloß aus Kassel hinaus, sondern auch in Kassel selbst, dafern man kein eigenes Fuhrwerk hat, nicht anders als auf diese Weise fahren darf. Hier fährt man sogar zu Besuchen mit Post; und eine Folge davon ist, daß man hier besser thut, sich seines angebornen Fuhrwerks, der Füße, zu bedienen, es sei denn, daß man das Zipperlein, oder einen großen Vorrath überflüssiges Geldes habe. Bei mir war nun weder das Eine noch das Andere der Fall; und ich würde daher auch nicht gefahren sein, wenn ich die hiesige Einrichtung des Fuhrwesens nicht da erst erfahren hätte, als der bestellte Wagen bereits vor dem Hause hielt.

Der Weg von der Stadt bis nach dem Schlosse Weißenstein ist eine schöne, schnurgerade, auf beiden Seiten mit Bäumen besetzte Kunststraße, an welcher

von Jahr zu Jahr immer mehr neue Häuser entstehen, wodurch Stadt und Schloß dereinst mit einander zusammenhängen werden. Das Schloß selbst fällt nicht sonderlich in's Auge*); aber der vortreffliche Englische Garten, welcher hinter demselben anhebt, schon jetzt einen großen Theil des breiten und hohen Berges bedeckt und immer weiter ausgedehnt wird, ist um so viel sehenswürdiger. Ich zweifle, daß man etwas Schöneres, Prachtvolleres und Kühneres dieser Art in Deutschland sehen könne.

Fast alle Theile dieses Gartenberges stellen irgend Etwas aus dem fabelhaften Reiche der Schatten, oder aus der alten Feenwelt, hie und da auch aus der wirklichen Geschichte vor; eine Vermischung des Wahren und des Fabelhaften, welche den Regeln des guten Geschmacks nicht sehr gemäß zu sein scheint. Da sieht man die sogenannten Höllenflüsse, Styx, Kocytus und Acheron, die Insel der Kalypso, die meine jungen Leser aus ihrem Telemach kennen werden, den Palast und Garten der Circe, einer Hexe, welche die Gefährten des Ulysses in Schweine verwandelte, die elyseischen Felder, die Höhle der Sibylle, einer andern Hexe, welche weissagen konnte, die alten Philosophen, Demokritus, der über die Thorheiten der Menschen lacht, Heraklitus, welcher darüber weint, den Anaxagoras, deren jeder in einer besondern Partie des Gartens in einem ihm angemessenen

---

*) Dieses alte Schloß ist seitdem eingerissen, und ein neues prachtvolles an die Stelle desselben gesetzt worden, welches den Namen Wilhelmshöhe erhalten hat.

Anm. z. neuen Ausgabe.

Häuschen und in einer täuschenden Figur in Lebensgröße dargestellt worden ist; ferner den Diogenes in seinem Fasse und den Sokrates in seinem Gefängnisse, wo er über die Unsterblichkeit der Seele nachdenkt. Wiederum sieht man neben einem Wasserbecken die Grotte des Neptuns und seiner Begleiter; weiter hin die Höllengrotte, welche vielleicht das Sehenswürdigste von allem ist. Von dieser muß ich daher wol erst eine kurze Beschreibung machen.

Diese Kunsthöhle oder Grotte ist gleichfalls neben einem Springbrunnen und einem Wasserbehälter angelegt. Außerhalb derselben erblickt man die Furien und ähnliche Fratzen der Fabellehre fürchterlich schön in Stein gehauen. Die Fenster und Fensterthüren bestehen aus gelbem Glase, wodurch das Tageslicht auf eine so sonderbare Weise fällt, daß man beim Eintritt in die Höhle nicht umhin kann, zu glauben, daß sie durch Flammen erleuchtet werde. Die Täuschung ist so stark, daß man sich wirklich nach dem Orte des Flammenfeuers umsieht. Das Inwendige der Höhle ist mit lauter schöngearbeiteten Figuren geziert, welche irgend eine fabelhafte Person oder Geschichte aus dem Höllenreiche vorstellen. Gleich beim Eingange streckt Einem der Höllenhund Cerberus drei gräuliche Rachen entgegen, und gegen ihm über steht mit aufgehobener Keule Herkules, um ihm, wie es scheint, die drei Köpfe einzuschlagen. In der Mitte sitzen auf einem erhabenen Throne der Höllengott Pluto und seine Gemahlinn Proserpina; neben ihnen halten die drei Höllenrichter Minos, Rhadamanthus und Aeakus Gericht über die abgeschiedenen Geister, und weiter hin erblickt man die Göttinnen des Schicksals oder die Parcen, welche das menschliche Leben spinnen.

Die Eine zieht den Faden aus, die Andere läßt ihn fortlaufen und die Dritte, mit einer Scheere bewaffnet, schneidet ihn ab. Weg ist alsdann der Mensch!

An einer andern Stelle sieht man den Orpheus, der die Erlaubniß erhalten hat, seine Frau Euridice wieder ins Leben zurückzuführen, doch nur unter der Bedingung, daß er sich nicht eher nach ihr umsehen soll, bis er das Reich der Schatten verlassen und das Licht der Oberwelt wieder erreicht haben wird. Aber ach! der glückliche Gatte kann dem Verlangen, sein liebes Weib jetzt zu sehn, nicht länger widerstehen; er sieht sich um und — Euridice ist verschwunden.

Wiederum ist zu schauen Tantalus, der bis an den Hals im Flusse steht, und gleichwol, weil er sich nicht bücken kann, von brennendem Durste unaufhörlich gequält wird; Sisyphus, der einen großen Stein einen steilen Berg hinanwälzen muß, aber nie damit zu Stande kommt, weil ihm derselbe, so oft er beinahe den Gipfel des Berges erreicht hat, jedesmahl wieder aus den Händen schlüpft und bergunter rollt; endlich Irion, der auf ein Rad gebunden ist, welches, ohne still zu stehen, unaufhörlich herumgedreht wird. Ein bei diesen Gequälten hingestellter Satyr lacht, als wenn er bersten wollte, und man kann ihn nicht ansehen, ohne mitzulachen.

Die schönste Darstellung, die man, meinem unmaßgeblichen Urtheile nach, in dieser Höhle sieht, ist die der ewigen Höllenarbeit der neun und vierzig Töchter des Danaus, welche, wenn wir der Fabel glauben wollen, ihre neun und vierzig Gatten alle in der ersten Nacht ermordeten, und dafür von den Höllenrichtern zu der endlosen Arbeit verurtheilt wurden, ein durchlöchertes Faß mit Wasser anzufüllen. Danaus hatte zwar

der Töchter funfzig; aber Eine derselben war menschlicher gewesen, als ihre grausamen Schwestern, hatte des Lebens ihres jungen Gatten geschont, und hatte daher auch an der Strafe ihrer Schwestern keinen Theil. Der Ausdruck des Gesichts, mit welchem die Eine Wasser schöpft, die Andere den Krug emporhebt und eine Dritte verzweiflungsvoll in das leere Faß hinabblickt, schien mir meisterhaft zu sein. Daß übrigens nicht die neun und vierzig Danaiden alle, sondern nur Einige derselben hier zu sehen sind, versteht sich, denke ich, wol von selbst.

Genug von dieser abscheulich-schönen Grotte!

Indem man so von einer Sehenswürdigkeit zur andern fortschreitet, hat man nach und nach eine solche Höhe erstiegen, daß man beinahe den Gipfel des Berges schon erreicht zu haben glaubt. Aber wehe Dem, dessen Kräfte nun erschöpft sind, und der gleichwol das Sehenswürdigste von Allem, den berühmten Wasserfall und dann das Felsengebäude, auf dem Gipfel des Berges bis in die Riesenfigur des Herkules hinauf, noch in Augenschein zu nehmen wünscht! Denn von hier bis dahin muß er sich gefallen lassen, nicht weniger als noch achthundert und zwei und neunzig Stufen, auf einer breiten Treppe, aus Fels gehauen, zu ersteigen. Man denke, was das sagen wolle, da ein Thurm von zweihundert Stufen schon unter die ansehnlichen gehört!

Meine Freunde und ich waren indeß entschlossen, nicht von dannen zu gehen, bevor wir nicht auch dieses Abenteuer bestanden hätten. Wir fingen also muthig an zu steigen: aber ungeachtet wir von Zeit zu Zeit Halt machten, um wieder zu Athem zu kommen, so fehlte doch nicht viel, daß ich, um meiner Brust zu schonen, auf das Vergnügen, den Gipfel zu erreichen,

hätte Verzicht thun müssen. Ich erreichte ihn indeß glücklich; aber nun entstand eine neue Verlegenheit. Das Ersteigen einer so fürchterlich hohen Treppe hatte so manchen Schweißtropfen gekostet, und die auf dem Gipfel des Berges herrschende Luft war so kalt und rauh, daß man, nach einer solchen Erhitzung, besorgen mußte, sich hier auf eine gefährliche Weise zu erkälten. Eine Tasse Thee oder Kaffee würde uns hier gar trefflich zu Statten gekommen sein; aber woher diese so nahe unter den Wolken. Ich sah indeß in einiger Entfernung ein paar zerstreute Hütten stehn und lief dahin. In der ersten fand ich ein altes Mütterchen, welches mich auf meine bittende Anfrage: ob sie mir nicht irgend ein Getränk zur Erwärmung zu machen im Stande sei? ziemlich schnöde gehen hieß. In der andern wollte es mir anfangs eben so wenig glücken; aber durch anhaltendes Bitten erlangte ich doch am Ende die Gunst, daß man mir ein Töpfchen voll gewärmter Milch überließ. Ich lief hierauf erquickt zurück nach dem erstaunlichen Felsengebäude des sogenannten Winterkastens.

Der Anblick dieser mit seltener Kühnheit aufgeführten Felsenmasse hat etwas Demüthigendes und Erhebendes zugleich. Man fühlt sich nämlich, indem man so daneben steht, oder unter die hohen Schwibbögen und Gewölbe von ungeheuern Quaderstücken tritt, dem Körper nach, zu der Kleinheit eines Geziefers zusammen geschrumpft; und wenn man hierauf erwägt, daß Menschen es waren, die diese Felsen zusammenwälzten, sie so kunstmäßig aufeinander thürmten und dadurch ein Gebäude errichteten, welches der Ewigkeit zu trotzen scheint, so kann man wieder nicht umhin,

sich in dem Gedanken, selbst Mensch zu sein, recht groß zu fühlen.

Das ganze hohe Gebäude ist, wie gesagt, aus lauter großen Felsenstücken zusammengesetzt. Den Gipfel desselben ziert die ungeheure kupferne Bildsäule des Herkules, von deren Größe meine jungen Leser sich ungefähr einen Begriff machen können, wenn ich ihnen sage, daß in der Keule desselben, welche nicht dicker als einer seiner Schenkel ist, vier bis fünf stehende Menschen Platz haben. Und doch erscheint dieser Riese, von der Spitze des Berges gesehen, in gewöhnlicher Menschengröße, und am Fuße des Berges nicht viel größer, als eine Drahtpuppe. Ueberhaupt verliert das Ganze viel, wenn man es aus der Ebene ansieht, weil es alsdann von beiden Seiten des sehr breiten Berges, worauf es steht, zu sehr verkleinert wird. Wäre dieser Berg ein sogenannter Pico oder Spitzberg, so würde das Riesengebäude auf seinem Schädel zehnmal größer erscheinen.

Jetzt wollte man den Wasserfall und die damit verbundenen vielen Wasserkünste spielen lassen; wir fingen daher wieder an, den Berg hinabzugehen. Da gab es nun abermahls bei jedem Absatze viel mehr zu sehen und zu hören, als ich, wenn ich nicht gar zu weitläufig werden will, hier beschreiben darf. Hier strömte Wasser aus dem Kruge eines sogenannten Wassergottes hinab; dort spie ein ungeheurer Riesenkopf einen ganzen Strom in die Luft; hier und dort und da durchkreuzten sich hundert kleine Spritzwasser, und benetzten die Zuschauer, die nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, um davor gesichert zu sein. Innerhalb eines Felsens, aus welchem Wasser strömt, hört man ein Orgelspiel, und weiter unten blasen zwei Tritonen oder Wassergöt-

Staatliche Bibliothek Bamberg

ter auf ihren Hörnern so stark, daß man es eine halbe Meile weit hören kann. Der Wasserfall selbst hat, wenn ich anders recht gehört habe, fünf und zwanzig Absätze; aber gerade diese Vielheit der auf einander folgenden Fälle verursacht, daß sowol jeder insbesondere, als auch das Ganze keine große Wirkung macht. Steht man unten am Ende aller dieser Absätze, so scheint Einem das Ganze ein einziger den Berg herabschießender Bach zu sein. Hat man besonders schon vorher einen oder den andern merkwürdigen Wasserfall, etwa den Rheinfall bei Schafhausen, in der Natur gesehen, so kann man in diesem unmöglich etwas Großes finden, bei dem man lange verweilen möchte.

In dem letzten Wasserbecken am Fuße des Berges erhebt sich ein Springbrunnen zu einer Höhe, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Nicht etwa ein dünner Wasserstrahl, wie bei den gewöhnlichen Springbrunnen, sondern eine ganze dicke Wassersäule steigt nicht weniger als hundert und sechzig Fuß hoch, und macht, vom Winde bewegt, und von der Sonne beschienen, eine sehr schöne Wirkung.

Und dis mag denn auch genug sein von den unzählbaren hiesigen Sehenswürdigkeiten, die ich meinen Lesern nicht stückweise beschreiben, sondern von welchen ich ihnen nur Eins und das Andere zur Probe erzählen wollte. Man fährt noch immer fort, dieselben zu vermehren. Wir sahen z. B. eine Menge Menschen mit dem Ausgraben eines großen Raums beschäftigt, in welchem ein See angelegt werden soll. Nahe dabei ist erst neuerdings eine arkadisch-schöne Meierei fertig worden, bei welcher Ostfriesische und Schweizer Kühe, so wunderschön von Gestalt und Farbe, als ich sie noch nie gesehen hatte, und eine ganze Heerde Amerikanischer

Schafe weideten — ein trauriger Anblick für die vielen Witwen und Waisen, deren Gatten und Väter in eben dem Lande erschlagen wurden, aus welchem Hessen diese Schafe zum Ersatz erhielt!

Was mein Vergnügen bei der Besichtigung aller dieser Herrlichkeiten ausnehmend schwächte, war der Anblick zerlumpter Bettler, welche an diesem prachtvollen Orte, und also nahe unter den Augen des Durchlauchtigsten Bewohners dieser paradiesischen Gegend herumgingen und um Almosen fleheten. Warum war denn bei den Lebzeiten dieses Herrn unter Denen, die er seiner Vertraulichkeit würdigte, Keiner, der das Herz hatte, ihm den Rath zu geben, sich durch Vermächtnisse zu guten Armenanstalten ein Denkmahl zu stiften, rührender und dauernder als Das, was die Schmeichelei ihm auf dem Friedrichsplatze errichtet hat?

Vor einigen Jahren soll es in diesem Betrachte noch viel ärger hier gewesen sein. Damals liefen, wie man mir erzählt hat, die Bettler, besonders die Kinder derselben, scharenweise hinter jedem wohlgekleideten Menschen her, der sich auf der Straße blicken ließ. Da erbarmte sich — nicht der Staat — sondern eine wohlthätige Gesellschaft von Privatpersonen dieser öffentlichen Noth, und machte einen Plan zu einem Arbeitshause für diejenigen Kinder, welche bisher von Almosen leben mußten, um dieselben sowol zu versorgen, als auch zu einem arbeitsamen und gemeinnützigen Leben zu erziehn. Der Herr Professor Casperson stand an der Spitze dieser Edlen. Jeder derselben erbot sich zu einem seinen Umständen angemessenen Beitrage; und der ganze Entwurf wurde dem höchstseligen Landgrafen mit der Bitte um seinen Beitritt vorgelegt. Dieser schenkte der Unternehmung — seinen Beifall,

und zugleich ein zu diesem Behufe nicht sehr bequemes altes Bürgerhaus, welches er dazu kaufen ließ.

Ich besah diese Anstalt, freute mich über die darin bemerkte Ordnung und Reinlichkeit, und bewunderte den Fleiß der Kinder, deren einige Baumwolle spannen, andere Band webten. Die Zahl derselben ist schon sehr ansehnlich.

Eine zweite gemeinnützige Anstalt, die ich gleichfalls besuchte, ist die hiesige Schulmeisterpflanzschule, d. i. eine Bildungsanstalt für künftige Landlehrer, die zu ihrem Berufe zweckmäßig vorbereitet werden. Aber leider! beruhet auch diese nützliche Anstalt größtentheils auf dem gutwilligen Eifer eines einzigen braven Mannes, des an der hiesigen Stadtschule stehenden Kantors Georgi, der, wenn ich mich recht erinnere, für alle Mühe der Aufsicht und des Unterrichts, die er dieser Anstalt, außer seinen eigentlichen Berufsgeschäften, widmen muß, nicht mehr als funfzig Thaler einzunehmen hat. Ueberhaupt flossen zu der Zeit, da ich hier war, aus der fürstlichen Kasse dieser Pflanzschule jährlich nicht mehr, als 150 Thlr. zu — eine ärmliche Summe für einen so gemeinnützigen Zweck! Die künftigen Dorflehrer werden hier im Schreiben, Rechnen, Singen, auf der Geige, vornehmlich aber auf dem Klaviere unterrichtet, um einst die Orgel schlagen zu können. Auch lernen sie etwas Erdbeschreibung und Geschichte; und um die Kunst zu unterweisen, theils von Andern abzusehen, theils durch die Uebung sich zu eigen zu machen, müssen sie sowohl einigen Lehrstunden in der öffentlichen Schule beiwohnen, als auch in dem vorherbeschriebenen Arbeitshause für Kinder selbst Unterricht geben.

Folgende kleine Begebenheit, die sich während mei-

nes hiesigen Aufenthaltes zutrug, erzähle ich meinen jungen Lesern, weil sie daraus lernen können, wie vorsichtig man an fremden Orten mit solchen Personen umgehen muß, von deren Rechtschaffenheit man noch keine überzeugende Beweise hat.

Es war kurz vor der hiesigen Messe. Unter den Fremden, welche sich dazu einstellten, befanden sich auch zwei Herren, der Eine ein Deutscher, der Andere ein Franzose, wovon der Erste sich für einen Grafen, der Andere ich weiß nicht wofür ausgab. Beide hatten sich in eben den Gasthof eingelegt, worin ich selbst abgetreten war; allein da der Wirth in den Reden und in dem Betragen dieser Leute etwas ihm Verdächtiges zu bemerken glaubte, so benachrichtigte er die Ordnungsaufsicht davon, und bat, daß man sie anhalten möchte, entweder ihren wahren Stand und ihr Gewerbe anzugeben, oder sein Haus zu verlassen. Dieses geschah, und die beiden Abenteurer fanden für gut, das Letzte zu wählen.

Unter dem Vorwande, mit der nächsten Post weiter reisen zu wollen, schlagen sie ihre einstweilige Wohnung in dem Posthause auf, wo zu eben der Zeit auch ein Juwelenhändler aus Paris abgetreten war. Mit diesem suchen sie Bekanntschaft zu machen, und der gutmüthige und leichtgläubige Mann, der nichts Böses ahnet, kommt ihrem Verlangen auf halbem Wege entgegen. Es wird Abend, und der Eine von den beiden neuen Freunden weiß ihn zu bereden, daß er mit ihm ins Schauspiel geht; aber wie groß ist das Entsetzen des armen Mannes, da er bei seiner Zurückkunft seinen Koffer erbrochen und, statt seiner Juwelen und seines Geldes, einen leeren Raum findet!

Man durchsucht das Haus; der eine Fremde wird

vermißt; man schöpft Argwohn, bittet die Polizei um Hülfe, und noch in der nämlichen Nacht werden mehre Leute zu Pferde aus allen Thoren ausgesandt, um dem Entronnenen nachzusetzen. Einige von diesen kommen ihm denn auch bald auf die Spur. Zum Glück hatte der Gauner nicht reiten gelernt; er mußte sich also fahren lassen, welches ihn nöthigte, auf der Straße zu bleiben, und wodurch es den nachsetzenden Reitern leicht gemacht wurde, ihn einzuholen. Dieses geschah, ungefähr achtzehn Meilen von hier, an einem Orte in Franken, wo man ihn zur Nachtzeit entkleidet im Bette fand. Bei seiner Gefangennehmung wollte er sich zur Wehre setzen; allein er wurde übermannt und in Banden gelegt. Indeß fand man bei angestellter Durchsuchung seiner Kleider von den gestohlnen Juwelen nichts; allein nach einigen Verhören wurde er endlich zu dem Geständnisse gebracht, daß er sie irgendwo in die Erde gescharrt habe. Man führte ihn hierauf nach dem angegebenen Orte hin, und es fand sich, wie er ausgesagt hatte.

Dasmahl bekam also der Kaufmann seine Kleinodien wieder. Sicher wird er künftig vorsichtiger sein, und besonders an fremden Orten, ganz besonders an solchen, wo Jahrmärkte und Messen gehalten werden, künftig die weise Vorschrift befolgen:

Traue — schaue wem.

Und eben diese nöthige Vorsicht empfehle ich auch meinen jungen Lesern bestens.

Noch verdient von Kassel, bevor wir weiter reisen, Folgendes angemerkt zu werden.

Dieser Ort verdankt seinen blühenden Zustand größtentheils dem unvernünftigen Verfolgungsgeiste, welcher unter Ludwigs XIV. Regierung in Frankreich

herrschte. Meine jungen Leser wissen ohne Zweifel schon, wie viele tausend Hugenotten oder reformirte Christen damahls aus ihrem Vaterlande unbarmherzig verjagt wurden. Von diesen wandten sich viele nach Kassel, wurden hier, wie in andern Deutschen und Preußischen Städten, liebreich und mit Freuden aufgenommen; und ihrer fleißigen Geschicklichkeit verdankt man nun die vielen Künste und Gewerke, welche seitdem in diesen Städten emporgekommen sind. Kassel ist besonders reich daran. Man verfertigt hier goldene und silberne Tressen, eine Art von Porzelan, aus dem sehr geschmackvolle Gefäße aller Art gemacht werden, sehr feine Hüte, allerlei wollene und seidene Waaren, Spiegel u. s. w. Die Bevölkerung dieser Stadt wird von Büsching auf 21,000, von einem neuern Reisenden *) hingegen gar auf 32,000 Seelen geschätzt, welches aber zuverlässig übertrieben ist.

Uebrigens glaubt ein Fremder, beim Anblick des hiesigen Soldatenwesens, in Potsdam zu sein. Denn auch hier wimmeln die schönen Straßen, wie dort, von Soldaten; und die landgräfliche Leibwache trägt beinahe die nämliche Dienstkleidung, wie die des großen Friedrichs. Auch die übrigen Truppen sind ganz auf Preußischen Fuß gekleidet und geübt. Für Deutschland überhaupt mag diese kriegerische Verfassung verschiedener kleiner Theile desselben zuweilen ihren Nutzen gehabt haben; aber wie diese kleinen Länder selbst sich dabei befinden — das werden wir in dem folgenden Abschnitte sehen.

*) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

9.

Reise von Kassel über Marburg und Gießen nach Frankfurt am Main.

Ich bediente mich zu meiner fernern Reise der Eilpost oder Diligence, das heißt hier, wie im ganzen Reiche, der ordentlichen Post. Allein die Postwagen, welchen dieser Name beigelegt wird, sind von denen, die man in Ober- und Niedersachsen kennt, eben so verschieden, als die Kunststraßen, auf welchen man hier fährt, sich von den meisten Postwegen in den beiden Sächsischen Kreisen unterscheiden. Jene sind nicht bloß bedeckt, sondern auch gepolstert, und gewähren, ungeachtet sie für acht bis zehn Personen eingerichtet sind, doch hinreichende Bequemlichkeit für Jeden. Alles Gepäck liegt außerhalb des Wagens in zweien, vorn und hinten angebrachten sehr geräumigen Körben, und wird durch ein darüber gespanntes Leder vor der Nässe geschützt.

Hessen ist ein sehr bergiges Land; aber die Thäler und kleinen Ebenen zwischen den Bergen haben einen guten, fruchtbaren Boden, dem zur Ernährung des Landmanns weiter nichts, als fleißige Hände und eine geschicktere Bearbeitung zu fehlen scheint. Und hier zeigt sich zuvörderst das Nachtheilige, welches die kriegerische Verfassung dieses Landes für die vorzüglichste Quelle des öffentlichen Wohlstandes, den Ackerbau, mit sich führt, auf eine in die Augen fallende Weise. Denn da die meisten kraftvollen Hände des Mannsvolks die Waffen tragen müssen, so fällt, auch in Friedenszeiten, ein Theil der schweren Feldarbeit schwachen Greisen, Weibern und Knaben zu. Diese können nicht mehr Kräfte daran setzen, als sie besitzen; und eine Folge

davon ist, daß der Acker schwach und nachlässig bearbeitet wird, folglich auch weniger trägt, als er tragen könnte.

Von der in Holstein, und besonders in Mecklenburg so weit getriebenen Verbesserung der Landwirthschaft sieht man hier nicht viel. Nicht einmal den großen Nutzen der Abzugsgräben, wodurch man in den genannten Ländern die Saaten vor Ertränkungen schützt, scheint man hier zu kennen; oder wenn man ihn auch kennt, so fehlt es doch an Händen, um solche Gräben aufzuwerfen. An irgend eine andere Art von Befriedigung derjenigen Aecker, welche an die Landstraße stoßen, wird eben so wenig gedacht. Sie liegen größtentheils offen da, und ich bemerkte häufig, daß mehre Geviertruthen der schönsten Saaten abgefressen oder zertreten waren. Viele Aecker sind mit rothem und weißen Kohle, aber so ungeschickt bepflanzt, daß die meisten Köpfe nicht viel größer als ein paar an einander gehaltene geballte Fäuste werden können. Denn, statt die Pflanzen in derjenigen Weite, welche die Natur des Kohls erfodert, aus einander zu setzen, pflanzt man sie hier durchgängig so nahe an einander, daß die eine der andern die Nahrung stehlen muß, und keinen Raum behält, sich gehörig auszudehnen.

Auffallend ist die große Armuth des hiesigen Landvolks, und diese Bemerkung wird noch auffallender, wenn man die Spuren des Wohlstandes sieht, dessen diese Leute ehemahls sich erfreuen durften. Dergleichen Spuren fand ich besonders in der Bauart der hiesigen Landhäuser und in den vielen Zierrathen, womit man dieselben überflüssiger Weise auszuputzen suchte. Diese Häuser sind nämlich nicht bloß durchgängig zwei Stockwerke hoch, und mit Kalk beworfen, sondern man hat

auch selten ermangelt, den weißen Wänden allerlei Figuren einzugraben und, wo nicht mehre, doch wenigstens ein Fachwerk mit spaßhaften Reimereien zu bemahlen, welchen man es deutlich genug ansieht, daß sie in den Köpfen der Bauern selbst entstanden sein müssen. Hier sind ein paar dergleichen Reimsätze zur Probe, deren erste zugleich etwas von den Eigenthümlichkeiten der hiesigen Landessprache hören läßt:

Wer da will pauen (bauen),
Der muß den Peutel (Beutel) anschauen;
Hat er nit Batzen,
Werd er (wird er) von vorn und von hinten sich kratzen.

Die zweite:

Brot ohne Kümmel,
Korn ohne Blumen,
Spiegel ohne Glas:
Sagt, ihr Herrn was ist das?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in diesen und ähnlichen Verzierungen der Landhäuser einen Beweis von dem ehemahligen Wohlstande der hiesigen Bauern finde. Leute, welche gegen den Mangel zu kämpfen haben, und für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens ängstlich sorgen müssen, haben ordentlicherweise weder Zeit noch Lust, auf überflüssige Zierrathen zu denken und sind zum Spaßmachen wenig aufgelegt. Wo also Hang zum Verschönern und zum Witzeln wahrgenommen wird, da pflegt in der Regel auch Wohlstand und Ueberfluß zu herrschen.

Und wo mag denn dieser Wohlstand der Hessischen Landleute nun geblieben sein? So viel ich selbst darüber beobachten und durch Erkundigungen erfahren konnte, liegt die Schuld vorzüglich in drei Dingen, und diese

sind: Krieg, Kaffee und Mangel an Mannsvolk. Der letzte siebenjährige Krieg, dessen blutiger Schauplatz oft in Hessen war, hat diesem Lande mehrmahlige große Verheerungen zugezogen; der überhand nehmende starke Gebrauch des entnervenden Kaffeegetränks hat den Beutel und die Kräfte der Leute angegriffen, und den Trieb zur Arbeitsamkeit in ihnen geschwächt; und die vielen Tausende blühender Jünglinge und rüstiger Männer, welche theils jener langwierige Krieg dahingerafft, theils Amerika verschlungen, theils der Soldatendienst im Lande dem Ackerbau und dem Gewerbe entzogen hat, haben in den Dörfern einen Mangel an kraftvollen Mannsleuten zurückgelassen, den Weiberhände und Kinderarme nicht zu ersetzen vermochten. Es steht indeß zu hoffen, daß dieses erschöpfte Volk, unter einer milden und weisen Regierung und im Genuß eines ununterbrochenen vieljährigen Friedens sich nach und nach erholen und von neuen wieder zu Kräften kommen werde; ein Glück, welches der durchreisende Weltbürger ihm von Herzen wünscht.

Auf dem Wege von Kassel nach Marburg kommt man bei einem landgräflichen Lustschlosse, Wavern genannt, vorbei, welches zum Behuf der Reiherbeize angelegt worden ist. Es gibt nämlich in dieser Gegend eine große Menge Reiher, eine meinen jungen Lesern gewiß bekannte Vogelart von ansehnlicher Größe, die man durch andere, viel kleinere Vögel, durch Falken fangen läßt. Diese letzten hat man so abzurichten gewußt, daß sie sich von der Hand des Jägers in die Luft erheben, um eines Reihers ansichtig zu werden, alsdann wie der Blitz auf ihn herabschießen, und mit ihren Krallen so fest sich an ihn klammern, daß er weder entfliehen noch sich von ihnen losmachen

kann. Auf die Abrichtung und Unterhaltung dieser Falken wird viel Geld verwandt. Mir fiel hiebei der Gedanke ein, ob in unsern erfindungsreichen Zeiten sich nicht irgend ein Mittel ausfindig machen ließe, das ansehnliche Heer der Bettler, wovon die meisten Länder wimmeln, dergestalt abzurichten, daß sie, etwa wie Falken oder Jagdhunde, die großen Herren in denjenigen Stunden, in welchen sie von ihren großen Sorgen und Arbeiten ausruhen wollen, entweilen könnten, weil dieses unstreitig das sicherste Mittel zu ihrer Versorgung sein würde; oder ob nicht umgekehrt die großen Herren selbst so abgerichtet werden könnten, daß sie am Wohlthun, an der Beglückung ihrer Nebenmenschen und besonders ihrer Unterhanen, eben so viel Vergnügen fänden, als ihnen jetzt ihre Falken, Windspiele, Papageien und Affen gewähren? Ich überlasse die Auflösung dieser Aufgabe dem künftigen Nachsinnen Derjenigen unter meinen jungen Lesern, welche Lust und Trieb in sich fühlen, sich ein recht großes Verdienst um die Menschheit zu erwerben, und — fahre in meiner Erzählung fort.

Der nächste namhafte Ort, den man neun Meilen jenseits Kassel berührt, ist die Hessische Stadt Marburg. Diese Stadt hängt — gar artig anzusehn — an der Seite eines Berges, welcher nach oben zu so steil wird, daß die aufwärtslaufenden Straßen zu bloßen Treppen werden, welche nicht befahren werden können. Den Gipfel des Berges ziert ein altes, ehemahls befestigtes Schloß, und sein Fuß wird von der vorbeifließenden Lahn gewaschen. Die ganze kleine Gegend ist, beinahe wie die zu Münden, von Bergen eingeschlossen und übrigens mahlerisch. Kommt man vollends, wie dis der Fall auf meiner Rückreise war, hier zur

Nachtzeit an, so machen die erleuchteten Fenster der Häuser, von unten auf gesehn, eine sonderbare Wirkung. Es scheinen alsdann, weil man den Berg und die Stadt nicht zugleich mit sehen kann, die vielen Lichter, welche man erblickt, oben in der Luft zu schweben, welches einige Augenblicke lang eine angenehme Täuschung verursacht.

Marburg ist eine Hochschule. Auch wenn ich dieses vorher nicht gewußt hätte, so würde der Erste, der mir bei meiner Einfahrt in diese Stadt begegnete, mich wenigstens auf die Vermuthung gebracht haben. Es war ein Musensohn zu Pferde, der seine Gewaltspeitsche um nichts und wieder nichts unaufhörlich knallen ließ, um die Leute an die Fenster zu locken, damit sie ihn reiten sähen. Sein Gesicht, welches mit einer ungeheuern fingerbreiten Schmarre von oben bis unten gezeichnet war, kündigte einen von jenen jungen Donquischotten an, welche auf Abenteuer ausgehn, und nicht in der Absicht, zu lernen und sich auszubilden, sondern in der, sich zu raufen und herumzubalgen, dazusein glauben. Arme verblendete Jünglinge! wie werdet ihr einst, aber vergebens wünschen, die edle Zeit und die kostbare Gesundheit, die ihr jetzt so liederlich vergeudet, für einen Theil eures Lebens zurückkaufen zu können!

Die Ursache der vielen Katzebalgereien, welche hier, wie auf den meisten andern Deutschen Hochschulen im Schwange gehn, liegt auch hier, wie anderwärts, theils darin, daß die jungen Leute, nach einem alten, sehr schädlichen Herkommen, nicht der ordentlichen Obrigkeit des Orts, sondern einem eigenen Gerichte unterworfen sind, welches ihre Lehrer ausmachen, theils in der Gelindigkeit, womit ihre Raufereien und ihre anderweitigen Unthaten von diesen ihren Richtern bestraft

zu werden pflegen. Diesen Letzten liegt nämlich viel daran, daß die Zahl der Hochschüler nicht vermindert werde; auch liegt einem Jeden von ihnen insbesondere viel daran, sich einen Anhang unter den jungen Leuten zu machen, weil ihr Brot und ihr Ansehn davon abhangen; was Wunder, daß Verbrechen, welche man in jeder andern bürgerlichen Gesellschaft mit Festungsbau, Landesverweisung, oder mit dem Schwerte bestraft, hier gemeiniglich nur mit einer gar nicht beschwerlichen kurzen Gefangenschaft und mit einer Geldstrafe geahndet werden, welche nicht den jungen Verbrecher, sondern seine schuldlosen Eltern drückt? Wie lange wird es noch währen, daß unsere Fürsten diese höchstschädliche Einrichtung ihrer Hochschulen und das viele Unheil, welches daraus entspringt, gleichgültig betrachten?

Reisende, welche gern etwas Glänzendes sehn, pflegen nicht zu verabsäumen, in einer der hiesigen Kirchen das Grabmahl der heil. Elisabeth anzustaunen, welches aus geschlagenem und vergoldeten Silber bestehn und mit Perlen und Edelsteinen besetzt sein soll. Ich habe es nicht gesehn.

Der Zweck meiner Reise erlaubte mir überhaupt nicht, mich hier zu verweilen. Ich reisete daher mit der nämlichen Eilpost, mit welcher ich gekommen war, nach einer Stunde weiter, und kam noch an eben dem Tage, wiewol etwas spät, zu Gießen an. Auch hier gedachte ich mich nicht aufzuhalten, sondern erst in Frankfurt auszuruhen. Aber es geschah anders.

Ich fand nämlich in dem Posthause, wo ich abtrat, eine ziemlich zahlreiche und vergnügte Gesellschaft vor, die indeß anfangs eben so wenig von mir, als ich von ihr, Bemerkung zu nehmen schien. Jeder blieb für sich; jene bei ihrem Glase Wein, ich und meine Reisegesell-

schaft bei unserm Abendbrote. Unterdeß mochte man, ich weiß nicht wie, meinen Namen erfahren haben; und nun war ich auf einmahl mitten unter liebenden Freunden, die mich, da ich mich wieder nach dem Postwagen verfügen wollte, plötzlich umringten, mit liebreicher Gewalt mich zurückhielten, und, noch ehe ich eingewilligt hatte, meinen Koffer herunternehmen und ins Haus bringen ließen. Gegen Härte, Unbilligkeit und Ungerechtigkeit kann ich mich stemmen; aber gegen Wohlwollen und Güte vermag meine Seele nichts. Ich mußte mich also ergeben und bleiben, so wenig dis auch vorher in meinem Plane gewesen war.

Einer in dieser Gesellschaft war der berühmte Orgelspieler, der Abt und geistliche Rath Vogler, dessen seltene Fertigkeit auf der Orgel viele meiner jungen Leser kennen werden, weil er seit einigen Jahren an den vorzüglichsten Orten Deutschlands, so wie in Frankreich, England und Holland, sein Spiel öffentlich hören ließ. Das Verlangen, diesen Künstler, (um den es Schade ist, daß er seine Kunst seit einiger Zeit zu einer bloßen Künstelei oder Spielerei erniedrigen zu wollen scheint) hier spielen zu hören, trug zu der Veränderung meines Reiseplans nicht wenig bei. Hiezu kam ein anderer Umstand, welcher gleichfalls einen Beweggrund hergab. Man erzählte mir nämlich, daß sich dermahlen ein Mann in Gießen aufhalte, der die Kunst zu fliegen erfunden haben wolle, und, wo nicht morgen, doch spätestens übermorgen den ersten Versuch damit anstellen werde. Dis mit anzusehn schien mir gleichfalls der Mühe werth zu sein.

Unter allen Menschen sind mir diejenigen, welche die Masse der menschlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten durch neue Erfindungen vergrößerten, von jeher

die wichtigsten gewesen. Auch dann, wenn ihre Versuche mißlangen, bewunderte ich in ihnen noch die Kühnheit, mit der sie sich über das Bekannte und Gewöhnliche zu erheben strebten; und sie blieben mir daher, auch wann sie fielen, noch in ihrem Falle achtungswerth. Auch war ich immer der Meinung, daß man Geister dieser Art, selbst wenn sie sich in das Reich der Unmöglichkeit zu verirren scheinen, keinesweges abschrecken, sondern vielmehr auf alle Weise ermuntern und unterstützen müsse. Denn auch verunglückte Versuche können lehrreich werden, und man hat nicht selten gesehn, daß aus einer verfehlten Erfindung eine andere entstand, die der menschlichen Gesellschaft zu noch größerem Nutzen gereichte, als diejenige, auf die es eigentlich angesehen war.

Ich hatte daher am folgenden Tage nichts Angelegentlicheres, als den Mann, der die Kunst des Dädalus *) wiederherzustellen verhieß, von Person kennen zu lernen. Ich fand ihn bei einem der berühmtesten hiesigen öffentlichen Lehrer, dem Herrn Schlettwein, jetzigen Gutsbesitzer im Mecklenburgischen, dessen Anverwandter er war. Er hieß Meerwein, und ich lernte in ihm einen Mann von sehr lebhafter Einbildungskraft kennen, der seiner Sache so gewiß war, daß er sich so, wie er nächstens in der Luft zu erscheinen glaubte, schon in Kupfer hatte stechen lassen. Er zeigte mir die schon fertigen Flügel, deren er sich bedienen wollte; allein sobald ich diese gesehen hatte, konnte

---

*) Ein künstlicher Mann, der, wie die Fabel sagt, um sich und seinen Sohn Ikarus aus der Gefangenschaft zu befreien, für ihn und sich Flügel aus Wachs bildete, und so mit ihm davonflog.

ich es nicht mehr der Mühe werth halten, des damit anzustellenden Versuches wegen länger hier zu bleiben. Denn es war mit mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit, es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Sache unausgeführt bleiben werde, weil offenbare Unmöglichkeiten dabei vorausgesetzt waren, wie meine jungen Leser selbst finden werden, wenn ich ihnen eine Beschreibung dieser Flügel mache.

Jeder derselben war ein großes Eirund, ungefähr zwölf Fuß lang, und in der Mitte ungefähr sechs bis acht Fuß breit. Der äußere Rand bestand aus ziemlich schweren hölzernen Latten; der Zwischenraum war mit einem Netzwerke von Bindfaden ausgefüllt, und an demselben hatte er eine Menge papierner Lappen von gleicher Größe dergestalt befestiget, daß sie wie Schuppen über einander lagen, und, wie die Federn der Vögel, von der Luft bewegt werden konnten. Beide Flügel wurden durch ein Leder zusammen gehalten, doch so, daß die damit vorzunehmende Bewegung dadurch nicht gehindert wurde.

Seine Absicht war nun diese. Er wollte sich, auf einer Anhöhe stehend, durch Hülfe gepolsterter Riemen an diese Flügel festbinden lassen, und sich alsdann von der Höhe hinabwerfen. Dann hoffte er es nicht bloß in seiner Gewalt zu haben, sich schwebend zu erhalten, sondern auch durch eine leichte Bewegung der Flügel sich gemächlich fortzuschwingen. Allein man durfte das Gewicht dieser ungeheuern Flügel nur gefühlt haben, um mit völliger Gewißheit vorherzusehn, daß es ihm unmöglich sein werde, die geringste Bewegung damit vorzunehmen, sobald er keinen festen Standpunkt mehr haben, sondern in freier Luft schweben werde. Ich äußerte ihm diese Bedenklichkeit; allein er versi-

cherte dagegen, daß er Alles wohl berechnet habe und seiner Sache gewiß sei.

Auch hat er sich nachher, wie ich auf meiner Rückreise erfuhr, durch keine Vorstellungen abschrecken lassen, sondern den beschlossenen Versuch wirklich angestellt. Allein dieser Versuch fiel so aus, wie man vorhersehen konnte. Zum Glück war der Ort, von welchem er sich herabstürzte, eben nicht hoch, und die ausgebreiteten großen Flügel hielten seinen Fall doch so viel auf, daß er nicht gar zu unsanft niederstürzte. Er soll indeß die Hoffnung, seine Erfindung dennoch zu Stande zu bringen, keinesweges aufgegeben haben.

Ich brachte diesen Tag auf die angenehmste Weise zu, indem ich theils verschiedene der hiesigen verdienstvollen Lehrer kennen lernte, theils Hrn. Vogler die Orgel schlagen hörte, theils von einem meiner neuen Freunde, in Gesellschaft verschiedener würdigen Männer, auf einem sehr angenehm liegenden öffentlichen Landhause bewirthet wurde.

Gießen ist eine Hessendarmstädtsche Stadt und Hochschule an der Lahn, von ungefähr 700 Häusern und etwa 5000 Einwohnern. Die alte Befestigung dieses Orts ist sehr unbedeutend; aber die angenehme Lage desselben, die außerordentlich wohlfeilen Preise der meisten Bedürfnisse des Lebens, der gute gesellige Ton, welcher hier zu herrschen scheint, müssen diese Stadt zu einem angenehmen Aufenthalte machen. Es giebt hier z. B. Regierungsräthe, welche nur 200 fl. d. i. ungefähr 112 Thaler einzunehmen haben, und doch, so lange sie unverheirathet bleiben, so ziemlich damit fertig werden. Welch ein Abstich gegen das theure Hamburg, wo ein sogenannter Ochsenschreiber seine 2000 Thaler, ein sogenannter Zehnpfennigsknecht

seine 4000 Thlr. schwer Geld einzunehmen hat, und vielleicht kaum damit auszukommen weiß! — Was aber die Sitten der hiesigen Beflissenen betrifft, so war es mir, bei meinem dreimahligen Aufenthalte an diesem Orte ungemein auffallend, auch nicht Einen unter ihnen zu bemerken, der etwas Sonderbares auslegte, sich durch einen liederlichen oder abgeschmackten Anzug auszeichnete, oder durch Grobheiten gegen Fremde unkluger weise sich ein lächerliches Ansehn zu geben suchte. Aber freilich ist ihre Zahl auch nicht groß, die Mannszucht hingegen strenger, als sie auf andern Deutschen Hochschulen zu sein pflegt. —

Da ich den nächsten Posttag hier nicht abwarten wollte, so mußte ich mich schon entschließen, mich abermahls einem Miethpferde anzuvertrauen; und da hatte ich denn abermahls, weil ich mir selbst keins aussuchen konnte, das Mißvergnügen, mit einem der abgelebtesten und verbrauchtesten Thiere bedient zu werden, mit dem ich, auch bei der größten Vorsicht, nicht selten Gefahr lief, den Hals zu brechen.

Der Weg von hier nach Frankfurt, welcher sieben Meilen beträgt, geht durch die sogenannte Wetterau, eine fette lehmige Landschaft, an welcher viele Landesherrschaften Antheil haben, und die ihren Namen von dem kleinen Flusse Wetter erhalten hat, der unweit Laubach entspringt. Man kommt über Bützbach, eine Hessendarmstädtsche Landstadt mit einem Schlosse und Lustgarten, und über Friedberg, eine freie Reichsstadt, die auf einer Anhöhe liegt. Am Fuß derselben fließt ein kleiner Fluß, Usbach genannt, vorbei, der bei trockener Witterung sehr unbedeutend sein mag, bei anhaltendem Regen aber dergestalt anzuschwellen und schnell zu fließen pflegt, daß das Durch-

reiten und Durchfahren mit großer Gefahr verbunden ist. Dis war der Fall zu der Zeit, da ich hier ankam.

Ich erblickte indeß eine Brücke, und ritt darauf zu; allein diese war durch einen verschlossenen Baum gesperrt, und ich schaute vergebens umher, ob nicht jemand dawäre, der sie mir öffnete. Da war aber weder ein Haus in der Nähe, noch ein Mensch zu sehen, bis endlich jenseits der Brücke ein Mädchen erschien, welches Wasser schöpfte. Diesem rief ich zu, und bat sie, mir zur Oeffnung des Baums behülflich zu sein; allein das Mädchen antwortete: der Baum werde nicht geöffnet; für Pferde und Wagen solle diese Brücke verschlossen sein. „Aber, sagte ich, indem ich in das lehmige und schnell vorbeischießende Wasser blickte, wie soll ich denn hinüber kommen?" Er muß durchreiten, war die Antwort; und damit kehrte die Dirne mir den Rücken zu. „Aber wo? rief ich, wo ist der Ort, wo ich ohne Gefahr durchreiten kann?" Da schau der Herr selbst zu, antwortete die Undienstfertige, und ging ihrer Wege.

Ich hielt noch ein Weilchen still, um die Ankunft irgend einer andern menschenfreundlichern Seele zu erwarten; allein es kam Niemand. Nun war also kein anderer Rath, ich mußte entweder umkehren, oder mich der Gefahr aussetzen. Ich wählte das Letzte, weil ich im Nothfalle mich darauf verließ, daß ich schwimmen konnte. Meine matte Rosinante sank bis an den Sattel ins Wasser, und hatte Mühe, dem reißenden Strome zu widerstehen; doch brachte sie mich glücklich durch. Ich ritt hierauf den Berg hinan, und kam in die Stadt.

Meine erste Frage an den Wirth, bei dem ich abtrat, betraf die Ursache, warum man hier denn eigentlich Brücken baue, wenn man den Gebrauch derselben

nicht gestatten wolle? Seine Antwort war: man sei hier so arm, daß, wenn diese Brücke einmahl schadhaft würde, man keine neue wieder bauen könnte. Deßwegen müsse man sie, um sie nicht verbrauchen zu lassen, vor Jedermann verschlossen halten. Er gestand zwar ein, daß eine verschlossene Brücke so viel als gar keine, sei, und das Durchreiten und Durchfahren bei angelaufenem Wasser oft sehr gefährlich sei; allein die Sache stehe nun einmahl nicht zu ändern.

Die einzige Nahrung dieser verarmten freien Reichsstadt besteht in Ackerbau und Gastwirthschaft. Handel und Gewerke von einiger Bedeutung sind gar nicht hier. Auch ist die Stadt nicht ganz so frei, als andere Reichsstädte, sondern sie hängt gewissermaßen von einem sogenannten Burggrafen ab, dessen Burg an dem einen Ende der Stadt liegt. An diese Burg ist die Stadt vor mehren hundert Jahren für 10,000 Gulden verpfändet worden; wofür dem jedesmahligen Burggrafen gehuldigt werden muß. Dadurch erhält denn dieser auf die innern Angelegenheiten des kleinen und schwachen Freistaats einen starken Einfluß.

Der Weg von hier bis Frankfurt läuft durch ein sehr fettes und zähes Erdreich, und ist daher bei erhaltener Näße an den meisten Stellen unbeschreiblich elend. Aber trotz der ausnehmenden Fettigkeit des hiesigen Bodens fand ich die noch auf dem Felde stehenden Saaten und Gartengewächse viel kleiner und kümmerlicher, als diejenigen, welche man in Holstein und im Mecklenburgischen auf den leichtesten Aeckern baut. Die anhaltende Näße dieses Jahrs mochte hiezu wol viel beigetragen haben, aber auch in bessern Jahren kann der hiesige Landmann aus seinen fruchtbaren Kornfeldern nur einen sehr eingeschränkten Nutzen ziehen. Es fehlt

ihm nämlich an hinlänglicher Grasung, um so viel Hornvieh zu unterhalten, als er zu gehöriger Bemistung seiner Aecker nöthig hätte; und den Mangel der natürlichen Wiesen durch künstliche zu ersetzen, dazu fehlt es ihm an Freiheit. Denn da die Schäfereien hier durchgängig herrschaftlich sind, so darf der Bauer in seine Brach- und Stoppelfelder keine Futterkräuter säen, wenn er nicht den Verdruß haben will, sie von den herrschaftlichen Schafheerden abgefressen zu sehn. Er unterläßt dis also, und begnügt sich, nur so viel Vieh zu halten, als sein dürftiger Wiesenwachs ihm gestattet. Daher sein Mangel an Mist; daher der schlechte Ertrag seiner Aecker! —

Die erbärmliche Beschaffenheit des Weges, der Witterung und meines Pferdes machte, daß ich mich herzlich freute, als ich endlich Frankfurt erblickte. Ich kam zwar etwas ermüdet, aber doch wohlbehalten daselbst an, und genoß, indem ich ausruhete, des großen Vergnügens, welches die Zurückerinnerung an überstandene Mühseligkeiten gewährt.

10.

Aufenthalt zu Frankfurt am Main. Beschreibung dieses Orts.

Zu Frankfurt trat ich, weil auch hier gerade die Messe bevorstand, zu welcher Zeit jedes öffentliche Haus gar sehr besetzt und der Aufenthalt in demselben kostbar zu sein pflegt, in einem Bürgerhause ab, an welches ein Freund aus Gießen mich gewiesen hatte. Der Besitzer dieses Hauses, war Fähnrich unter der bewaffneten Bürgerschaft. Ich führe diesen unbedeutenden Umstand deßwegen an, um die Bemerkung hinzu-

zufügen, daß die hiesigen Bürger nach ihren soldatischen Ehrenstellen — Hr. Fähnrich, Hr. Kapitain u. s. w. — genannt werden, welches für einen Fremden etwas auffallend ist.

Frankfurt ist, nächst Hamburg, die größte, reichste und blühendste freie Reichs- und Handelsstadt in Deutschland. Büsching schätzt die Zahl der christlichen Einwohner derselben auf 36,000 und die der jüdischen auf 6600; in Frankfurt selbst glaubt man, jene auf 40,000, diese auf 10,000 ansetzen zu dürfen, welches denn auch, dem äußern Ansehen nach, gar nicht übertrieben zu sein scheint.

Die Stadt ist zwar alt und die Straßen, wie gewöhnlich, krumm und enge, indeß findet Derjenige, welcher an Licht und Luft gewöhnt ist, hier doch noch eher seine Nothdurft, als in Hamburg. Auch das Steinpflaster ist hier nicht völlig eben so schlecht, als dort*), vielleicht auch etwas weniger schmutzig, weil es von 40,000 Paar Füßen weniger betreten wird. Die einzige gerade, breite und mit ansehnlichen Gebäuden prangende Straße, die man hier sieht, ist die sogenannte Zeile, d. i. die Geradlinige, worauf der wirklich ansehnliche Gasthof, das rothe Haus genannt, und verschiedene andere große Gebäude stehn. Uebrigens haben die meisten ältern Häuser in Frankfurt ein gefängnißmäßiges und zugleich buntscheckiges geschmackloses Ansehn, indem sie mit allerlei, oft schlecht zusammenpassenden Farben bemahlt und die Fenster des unteren Stockwerks mit starken eisernen, und zwar weit vorspringenden Gittern versehn sind.

---

*) So wie es nämlich damals war.
Anmerk. z. neuen Ausgabe.

Um die Stadt und die große und reiche Gegend, worin sie liegt, zu überschauen, ließ ich mir einfallen, den höchsten hiesigen Thurm zu ersteigen. Allein diese Neugierde wäre mir beinahe theuer zu stehen gekommen. Der Aufgang geschieht nämlich vermöge einer Windeltreppe, welche immer schmaler und steiler wird, je höher man kommt, so daß sie zuletzt beinahe senkrecht aufwärts läuft, und so schmale Stufen hat, daß nur die Hälfte des Fußes Platz darauf findet. Dazu kommt, daß diese Treppe von Zeit zu Zeit hart an einem Gitter vorbeiführt, wodurch man jedesmahl in den Abgrund hinabschaut und die Höhe gewahr wird, die man nunmehr schon erstiegen hat, wobei denn Dem, der zum Schwindel geneigt ist, gar sonderbar zu Muthe wird. Dis war bei mir der Fall. Dennoch kam ich glücklich hinauf, und genoß nunmehr des Lohns meiner Anstrengung — einer in der That großen und herrlichen Aussicht.

Die ansehnliche Stadt lag, wie ein verjüngtes Modell, zu meinen Füßen. Lachende Gärten, voll von Weingeländen und mit niedlichen Lusthäusern besäet, machen weit und breit die Einfassung derselben aus. Auf diese folgen fruchtbare Kornfelder, überall mit Obstbäumen durchpflanzt, welche der ganzen weiten Gegend das Ansehn eines einzigen unermeßlichen Gartens geben, durch welchen der prächtige Main sich bloß deßwegen so feierlich langsam fortzuwinden scheint, weil er in dieser wohlangebauten Gegend sich gern noch etwas länger verweilen möchte. Von fern erblickt man auf der einen Seite die sogenannte Höhe, einen stattlichen Berg, an welchem Homburg liegt, auf der andern, in einer weitern Entfernung, den Spessart, wie auch den Anfang der jenseits Darmstadt anhebenden langen

Bergreihe, welche den Odenwald begrenzt, und an welcher die bekannte Bergstraße hinläuft. Gegen Westen sieht man in die weinreiche Gegend von Hochheim und Mainz.

Jetzt war die Frage: wie ich nun wieder hinab kommen solle? welches in jeder Betrachtung mißlicher und schauderhafter, als das Hinaufsteigen war. Fast hatte es das Ansehn, daß ich mich würde entschließen müssen, mich für immer und ewig der Familie des Glöckners einverleiben zu lassen, welche hier nahe unter den Wolken ihre luftige Wohnung hat; denn so oft ich mich der kleinen Windeltreppe näherte, um wieder hinabzusteigen, drehte sich Alles mit mir um. Aber man sehe, wie viel ein ermunterndes Beispiel vermag! Indeß ich so dastehe und zaudere, läuft der acht- oder zehnjährige Sohn des Glöckners bei mir vorbei, springt auf die Windeltreppe und — steigt nicht — sondern hüpft mit einer Sorglosigkeit und Geschwindigkeit hinab, als wenn er auf ebener Erde kindische Luftsprünge mache. Ich erröthe. Wie? denke ich, sollte dieser kleine rohe Bube dich an Muth und körperlicher Geschicklichkeit übertreffen? Auf einmahl fühle ich mich beherzt, trete meine halsbrechende Reise muthig an — und daß ich glücklich sie vollendete, brauche ich nicht erst zu sagen, weil dis schon aus dem Umstande erhellet, daß ich sie jetzt noch zu beschreiben vermochte.

Ich besuchte an ebendiesem Tage die katholische Domkirche, in welcher gerade ein Hochamt oder eine feierliche Messe gehalten wurde. Diejenigen meiner jungen Leser, welche einem katholischen Gottesdienste noch niemahls beigewohnt haben, werden es vielleicht gern sehn, wenn ich ihnen hier eine kurze Beschreibung davon mache.

Alles, was man hier sieht und hört, ist weit sinnlicher, prachtvoller und pomphafter, als was man in protestantischen Kirchen wahrzunehmen gewohnt ist. Da ist zuvörderst ein sogenannter Hochaltar prächtig geschmückt und an einem erhabenen, von dem übrigen Raume der Kirche durch Stufen, gemeiniglich auch durch Gitterthore abgesonderten Orte, welcher das Kor genannt wird. Hier haben bloß die Korherren, d. i. die Geistlichen des Doms, ihren Sitz, welche lateinische Lieder singen. Vor dem hohen Altare erblickt man drei Priester, wovon der eine das sogenannte hohe Amt verrichtet, indeß die andern beiden ihm dabei behülflich sind, und hundert kleine sonderbare Feiergebräuche verrichten. Alle drei sind nicht, wie unsere Geistlichen, schwarz, sondern ungemein prächtig und mannichfaltig gekleidet, indem sie bald in Sammt und Seide, mit Gold und Silber reich durchwirkt, bald ganz weiß, bald in dieser bald in jener Farbe erscheinen. Der öftere Wechsel der Kleidung macht nämlich einen Theil dieser Gottesverehrung aus.

Nun wird abwechselnd bald von einer, bald von verschiedenen Stimmen, bald vom Geistlichen, bald von der Gemeinde lateinisch gesungen; dann wieder murmelnd ein Gebet verrichtet; dann gekniet und wieder aufgestanden; dann eine tiefe Verbeugung gemacht; dann durch Schwingung silberner Rauchgefäße geräuchert; dann von zwei Knaben in Korhemden am Fuße des Altars mit kleinen Glöckchen geklingelt, da denn jedesmahl die ganze Versammlung das Zeichen des Kreuzes, Jeder vor seiner Stirn und Brust macht, auch wol Stirn und Brust mit Fäusten schlägt.

In einer Blende des Altars steht das sogenannte Venerabile oder die Monstranz. Dis ist eine

von Gold, Silber und Edelgesteinen glänzende und, gleich einer gemahlten Sonne, mit Strahlen versehene Maschine, in welcher eine Hostie, d. i. eine der geweihten Oblaten befindlich ist, deren man beim Abendmahle sich bedient, und von der man glaubt, daß sie zu Fleisch und Bein geworden und in den wirklichen Leib Christi verwandelt sei. So oft nun der Priester dieses Allerheiligste ergreift und es dem Volke vorzeigt, wirft sich Alles, wie vom Blitze gerührt, auf die Knie, kreuzigt sich und murmelt unverständliche Worte.

Außer dem hohen Altare gibt es in einer solchen Kirche verschiedene kleinere, vor welchen andere Priester ähnliche Gebräuche verrichten und hierauf das Abendmahl austheilen.

Für einen Freigläubigen oder Protestanten, der seinen Gott, nicht durch sinnliche Gebräuche, sondern — wie Christus wollte — im Geist und in der Wahrheit anzubeten gelehrt worden ist, hat dis Alles viel Sonderbares und Auffallendes. Am wunderbarsten kommt einem solchen hierbei das widersprechende Betragen der versammelten Gemeinde vor, bei der man die heißeste Andacht und Zerknirschung des Herzens mit dem größten Leichtsinn und einer auffallenden Flatterhaftigkeit unaufhörlich abwechseln sieht. Die Kirche gleicht einem Bienenstocke, wo beständig aus- und eingegangen wird. Hier drängt sich einer rauschend durch, als wenn's ins Schauspielhaus gälte; dort liegen Dutzende auf den Knien und beten mit der bußfertigsten und frömmsten Miene ihren Rosenkranz*) ab, und

*) Der Rosenkranz oder das Paternoster ist eine

einen Augenblick nachher sieht man sie lachen und schäkern, als wenn sie in der lustigsten Gesellschaft wären; da lustwandeln Andere längs der Seitenwände hin, um die schönen Gemählde zu besehn; und wiederum Andere scheinen nur dazusein, um ihr Ohr an dem lieblichen Tonspiele zu weiden. Und Ebendiese, welche jetzt bloß ihres Vergnügens wegen hier zu sein scheinen, sah man einige Augenblicke vorher, als bußfertige Sünder, im Staube liegen, die Augen verdrehen, und mit einer Inbrunst beten, als wenn ihre ganze Seele der Sinnlichkeit entflohen und in Andacht und Frömmigkeit versunken wäre.

An den Thüren solcher Kirchen sieht man einen Kessel, oder ein steinernes Gefäß mit Wasser, worüber der Priester gewisse geheiligte Worte ausgesprochen hat, und welches deßwegen W e i h w a s s e r, d. i. geweihtes oder geheiligtes Wasser genannt wird. Diesem Wasser schreibt man eine außerordentliche Kraft zur Reinigung der Seelen und zur Bewahrung vor allem Bösen zu. So oft daher der Katholik zur Kirche geht, versäumt

---

Schnur mit aufgereiheten kleinen und großen Kügelchen von Holz, Bernstein oder Elfenbein, nach welchen die Katholiken die von ihnen täglich zu verrichtenden Gebete abzählen. Der Rosenkranz hängt ihnen auf der Hand, und indem sie ein Kügelchen nach dem andern zwischen die Finger nehmen, murmeln sie mit größter Geschwindigkeit dasjenige Gebet her, welches ihnen dabei vorgeschrieben ist. Ein kleines Kügelchen deutet auf ein Ave Maria (Gegrüßt seist du, Maria) ein größeres auf ein Pater noster, d. i. auf ein Vater unser. Wie hiebei der Befehl Christi: w e n n i h r b e t e t, s o l l t i h r n i c h t v i e l p l a p p e r n, erfüllt werde, überlasse ich dem eigenen Urtheile meiner nachdenkenden jungen Leser.

er nie, sich damit zu besprengen, fest überzeugt, daß ihm das wohlthun werde an Leib und Seele.

Ich bitte meine protestantischen jungen Leser, welche sich hiebei vielleicht des Lächelns nicht enthalten können, zu bemerken, wie groß die Wirkungen der Erziehung und des jugendlichen Unterrichts sind! Unter den Katholiken, welche diese und ähnliche Gebräuche, die uns Andern läppisch vorkommen, mitmachen, gibt es viele sonst kluge und sehr verständige Leute; aber ihr Verstand wagt es nur nicht, über Dinge nachzudenken, an welchen zu zweifeln ihnen von Jugend auf als das größte Verbrechen geschildert wurde. Sie drücken daher die Augen ihres Geistes herzhaft zu, um blindlings zu glauben, was man zu prüfen und zu untersuchen ihnen bei Verlust der ewigen Seligkeit verboten hat. Würden wir, welchen dis Alles jetzt so abgeschmackt vorkommt, es anders machen, wenn wir, so wie sie, von katholischen Eltern geboren und in den Grundsätzen dieser Kirche erzogen wären? Ich zweifle.

Es sei mir daher vergönnt, meine jungen Leser zu erinnern, daß es unverständig und lieblos gehandelt sein würde, wenn wir unsere katholischen Brüder deßwegen, daß sie das Unglück haben, minder aufgeklärt als wir zu sein, belachen oder verspotten wollten. O meine jungen Freunde! laßt uns das Licht der bessern Erkenntniß, welches die gütige Vorsehung uns vor so vielen Millionen unserer Zeitgenossen so vorzüglich leuchten läßt, mit Freude und Dankbarkeit gebrauchen, wozu es uns verliehen wurde — nämlich dazu, immer bessere, weisere, duldsamere und glücklichere Menschen zu werden, und gute Gesinnungen und Glückseligkeit verbreiten zu helfen, wo und wie wir können — aber laßt uns nie so unbillig und grausam sein, Jemand zu

verspotten oder gar zu hassen und zu verfolgen, weil ihm Vorurtheile ankleben, die man uns nie eingeflößt hat, und von welchen also frei zu sein, uns auch zu keinem Verdienste angerechnet werden kann.

Ungeachtet ich jetzt von einer katholischen Kirche in Frankfurt geredet habe, wissen meine Leser doch wol schon ohne mein Erinnern, daß die Einwohner dieses Orts größtentheils Lutherisch sind. Indeß gibt es hier, außer den Katholiken, welche einige der vornehmsten Kirchen und Klöster besitzen, auch zwei reformirte Gemeinen, eine Deutsche und eine Französische, nur daß diese, so oft sie Gott auf ihre Weise öffentlich verehren wollen, es nicht in der Stadt thun dürfen, sondern jedesmahl nach Bockenheim, einem in der Nähe gelegenen Hanauischen Flecken, wandern müssen. Warum dieses? Das mögen meine jungen Leser in Frankfurt selbst erfragen, weil ich einen vernünftigen Grund davon anzugeben nicht vermögend bin*).

Die sämmtlichen Juden der Stadt Frankfurt sind in eine einzige schmale und gar nicht lange Gasse verbannt, von der man zuversichtlich behaupten darf,

---

*) Bald nach der Erscheinung der ersten Auflage dieser Reisen wurde mir aus Frankfurt gemeldet, daß man allerdings vernünftige Gründe zu diesem Verfahren habe, und berief sich auf ein Werk, Frankfurtsche Religionshandlungen genannt. Ich zeigte dis in der Vorrede zum dritten Theile dieser Sammlung an, hatte aber kurz darauf die Freude, in öffentlichen Blättern zu lesen, daß der weise Magistrat der Stadt Frankfurt, nach nochmaliger Erwägung jener Gründe, sie nun nicht weiter statthaft gefunden und, dieser Ueberzeugung gemäß, seinen reformirten Mitbürgern erlaubt habe, sich ein Bethaus innerhalb der Stadt zu erbauen.

daß sie die volkreichste in der Welt sei. Man stelle sich vor: zehn tausend Menschen in einer einzigen engen Gasse von sehr mittelmäßiger Länge*)! — Nicht genug; diese zehn tausend Israeliten werden nun auch überdas alle Sonntage, und überhaupt an jedem andern feierlichen Tage, an welchem es etwa dieses oder jenes Ungewöhnliche zu sehen gibt**), in dieser ihrer vollgepfropften Gasse, wie Missethäter, eingesperrt; zu welchem Ende man diesen Judenkerker mit einem Thore versehen hat. Ich sah an einem solchen Tage durch dis Thor hinein, und erschrak über den Anblick. Das Steinpflaster war mit Kindern bedeckt; die Treppen, Schwellen und Dielen konnten vor Menschen kaum gesehen werden, und aus den Fenstern von unten bis unters Dach ragte eine unzählbare Menge von Köpfen hervor, welche alle nach Luft zu schnappen schienen.

Ich gestehe, daß dieser Anblick einen sonderbaren Eindruck auf mich machte. Was in aller Welt, dachte ich, mag doch wol die Ursache sein, warum diese Leute an denjenigen Tagen, an welchen sich die Christen am meisten den Vergnügungen überlassen, auf eine so harte Weise behandelt werden? Und was meinen meine jungen Leser, daß auf diese Frage mir geantwortet wurde?

---

*) „Die Häuser dieser ringsum vermauerten Straße sind bis unter das Dach mit Leuten angefüllt, und in sieben Häusern, die vor einigen Jahren in derselben abbrannten, und zusammen kaum funfzig Schritte in die Länge hatten, fanden sich gegen tausend Seelen.“ Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

**) Wie z. B. an dem, da Blanchard eine Luftreise bei Frankfurt anstellte.

Dieses: die Juden, sagte man, sind ein so zudringliches und unbeschreiblich unbescheidenes Geschlecht, daß, wenn sie die Freiheit hätten, an feierlichen Tagen auszugehn, die Christen auf das Vergnügen des Lustwandelns an solchen Tagen gänzlich Verzicht thun müßten, weil diese Leute ihnen überall haufenweise den Weg versperren würden. Ich glaubte anfangs, man scherze; allein so oft ich die nämliche Frage in andern Gesellschaften aufwarf, erhielt ich jedesmahl die nämliche Antwort. Indeß kann ich noch immer mich nicht überreden, daß dis die wahre Ursache einer so harten Verfügung sei; und ich wünschte daher wol, eine andere zu erfahren, die sich mit den Begriffen, die ich mir von der Weisheit und Menschenfreundlichkeit des Frankfurter Magistrats aus anderweitigen Anstalten abgezogen habe, besser reimen ließe*).

Weil ich aus dem feuchten, trüben und windigen Holstein gekommen war, so fand ich den Luftkreis von Frankfurt schon ungemein milde und angenehm. Auch bemerkt man in der Lebensart der hiesigen Einwohner Eins und das Andere, welches unter einem rauhern Himmelsstriche nicht Statt finden kann, und welches mir daher neu und sonderbar vorkommen mußte. Als ich z. B. am zweiten Tage meines Hierseins aus einer Abendgesellschaft zwischen zehn und elf Uhr nach mei-

*) Man hat mir nach der ersten Erscheinung dieses Werks solche Gründe aus Frankfurt mitgetheilt. Sie laufen darauf hinaus: daß, wenn man diese Schützlinge nicht auf alle Weise zu beschränken fortführe, die Christen endlich von ihnen aus dieser Stadt verdrängt werden würden.

Anm. z. neuen Ausgabe.

ner Wohnung ging, und in die Gegend eines mit Bäumen bepflanzten öffentlichen Platzes auf dem Roßmarkte kam, so wallte mir durch die Dunkelheit der Nacht ein verwirrtes dumpfes Getöse und Gemurmel entgegen, welches in eben dem Maße stärker und lauter ward, in welchem ich dem Platze näher kam. Ich stutzte, und fragte meinen Begleiter, was dieses Getöse zu bedeuten habe? „Man lustwandelt hier," war seine Antwort. Wie? fragte ich abermahls, um diese Zeit? in dieser nächtlichen Finsterniß? „Allerdings, antwortete mir mein Freund; es ist die gewöhnliche Zeit zum Lustwandeln im Sommer, weil in einer frühern Stunde es hier noch zu warm zu sein pflegt." Wir betraten in diesem Augenblick die Wandelbahn selbst. Ich vermuthete, daß die Gesellschaft aus lauter jungen Leuten und aus schwärmendem Pöbel bestehen würde; aber ich wurde durch den Anblick einiger hundert Menschen von jedem Alter und aus allen Ständen überrascht, welche hier in bunter Vermischung, bald in kleinern, bald in größern Haufen, auf und nieder gingen und sich einander durchkreuzten. Das Gemurmel der sich unterhaltenden Gänger glich dem Börsengetöse in Hamburg, nur daß es in der Finsterniß und bei der sonstigen Stille der Nacht eine weit sonderbarere Wirkung that.

Eine anderweitige Folge des wärmern hiesigen Himmelsstrichs ist die Gewohnheit, im Sommer Mittags und Abends bei offenen Thüren und Fenstern zu sitzen, zu arbeiten und zu speisen, um der erfrischenden Zugluft zu genießen, welche in Hamburg, unter dem Namen der H o h l u n g, wie die Pest vermieden wird. Um dabei die Lichter brennend zu erhalten, pflegt man sie mit hohen gläsernen Glocken zu umgeben, welche oben offen sind. Ich habe übrigens hier Niemand über

Flüsse oder ähnliche Zufälle klagen hören, welche in den nördlichern Gegenden die gewöhnliche unangenehme Wirkung der Zugluft zu sein pflegen.

Ueberhaupt muß ich aus eigener Beobachtung bestätigen, was der scharfsinnige Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland bemerkt und durch treffende Beispiele aus der ältetn und neuern Völkerkunde, wie mir dünkt, außer allen Zweifel gesetzt hat: daß es ein irriges Vorurtheil ist, nach welchem wir nördlichen Europäer uns selbst zu schmeicheln pflegen, indem wir annehmen, daß die Natur Gesundheit, Kraft und Stärke des Leibes und der Seele den Bewohnern des kalten und rauhen Nordens in einem reichern Maße ausgespendet habe, als denen, welche unter einem mildern und wärmern Himmelsstriche leben. Die Erfahrung älterer und neuerer Zeit zeigt offenbar das Gegentheil, und beweist, daß unter gleichen Umständen, d. i. bei gleicher Erziehung, gleicher Lebensart, gleicher Gesetzgebung und Regierungsform, die Kinder des wärmern Südens den Kindern des kalten Nordens an Leibes- und Seelen-Stärke in der Regel überlegen sind. Man vergleiche nur einen Franzosen aus der Provence mit einem Deutschen aus Holstein, einen Ungar mit einem Dänen u. s. w. Aber es ist hier der Ort nicht, dis weitläufiger auseinanderzusetzen.

Unter die Merkwürdigkeiten von Frankfurt, welche die Aufmerksamkeit eines wißbegierigen Reisenden verdienen, gehört vornehmlich das sogenannte Senkenbergische Institut, eine sehr wohlthätige Stiftung eines ehemahligen begüterten Arztes dieses Namens, welche eine doppelte, gleich schätzbare Absicht hat. Sie soll zur Beförderung der Arzneikunst, und zugleich zur

sorgfältigen Verpflegung alter, schwacher und kranker Menschen dienen. Zu diesem Behufe legte der menschenfreundliche Mann einen sogenannten medizinischen oder botanischen Garten an, und führte um und in demselben verschiedene zweckmäßig eingerichtete Gebäude auf. Eins derselben bestimmte er zu einem Verpflegungshause für Schwache und Kranke; ein zweites zu einer Zergliederungsbühne, d. i. zu einem bühnenmäßig eingerichteten Gebäude, worin die Zergliederungskunst zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers gelehrt wird; ein drittes zu einem Gewächshause für ausländische Pflanzen; ein viertes, welches zugleich zu seiner eigenen Wohnung bestimmt war, zu einer ärztlichen Büchersammlung, zu einem Verwahrungsorte für mancherlei dem Arzte und Wundarzte nöthige Werkzeuge, und zu Vorlesungen, welche die jedesmahligen erfahrnen und geschickten Aerzte der Stadt über ihre Wissenschaft geben sollten. Alles dieses zusammengenommen macht ein sehr schönes, zweckmäßiges und wohlthätiges Ganze aus.

Besonders entzückte mich die Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit und Nettigkeit des Krankenhauses: Eigenschaften, die ich in einem so hohen Grade in keinem andern Verpflegungshause jemahls gesehen hatte. Treppen, Fußböden, Wände, Fenster, Vorhänge, Betten — Alles schien erst eben gescheuert und gewaschen zu sein; und durch das ganze Gebäude herrschte eine so vollkommen reine Luft, daß man durchaus nicht merken konnte, man sei in einem Krankenhause. Schmerzhaft rührend war mir die Erzählung, daß der menschenfreundliche Mann, dem Frankfurt diese Stiftung verdankt, ein unglückliches Opfer seiner wohlthätigen Bemühungen werden mußte. Das Krankenhaus war errichtet, aber

noch nicht ausgebaut; er wollte selbst nachsehn, ob die innere Abtheilung mit seinem Plane übereinkäme, mußte hiebei über einen bloßen Balken gehn, verlor das Gleichgewicht, stürzte hinab und brach den Hals!

Ich lernte in Darmstadt den Neffen dieses Opfers der Mildthätigkeit, den Freiherrn von Senkenberg, kennen, einen Mann, dessen Name einst unter den Wohlthätern der Menschheit in der Geschichte glänzen wird. Der Umstand, wodurch er diese Ehre verdient hat, ist zu merkwürdig, als daß ich ihn meinen jungen Lesern vorenthalten könnte.

Als der vorige Kurfürst von Baiern ohne Kinder starb, machte das Haus Oesterreich Ansprüche auf sehr beträchtliche Theile dieses Landes, und war in Begriff, dieselben in Besitz zu nehmen. Allein der König von Preußen, Friedrich der Einzige, dieser großmüthige Schutzgeist der Deutschen Reichsverfassung, behauptete, daß das Oesterreichische Haus schon längst auf diese Erbschaft durch einen feierlichen Vertrag, und gegen anderweitige dafür erhaltene Vortheile, Verzicht gethan hätte, folglich diese Länder dem Kurfürsten von der Pfalz, als dem einzigen rechtmäßigen Erben, allein zufallen müßten. Dis wurde geleugnet; und unglücklicherweise fand man in der Baierschen Urkundensammlung zu München, wo der Beweis jener Verzichtthuung liegen sollte, eine leere Stelle. Es kam also vom Wortwechsel zum Schwertschlage, indem die Oesterreichischen und Preußischen Heere in Böhmen und Schlesien gegen einander ausrückten, und das Trauerspiel eines Krieges eröffneten, welcher ganz Europa in Flammen zu setzen drohte.

Nun war der Vater des Freiherrn von Senkenberg Reichshofrath in Wien gewesen, und hatte, als solcher,

oft die wichtigsten Papiere und Urkunden, welche das Deutsche Reich betreffen, in Händen gehabt, und einige derselben mochten zufälligerweise sich unter seine eigenen Papiere verloren haben. Diese waren nach des Vaters Tode dem Sohne zugefallen, und dieser fand darunter, da er sie in Ordnung bringen wollte, glücklicherweise auch eine Abschrift der oberwähnten Verzichtthuungs-Urkunde. Ohne alle eigennützige Absichten, und lediglich um die vielen Tausende von Menschen zu retten, welche der entstandene Krieg dahin zu raffen drohete, eilte er, eine Abschrift dieser wichtigen Schrift nach München an den Kurfürsten von Pfalz-Baiern zu schicken, und dieser theilte sie dem Berliner Hofe mit. Von Berlin aus berief man sich nun auf diese Urkunde mit Zuversicht; und da der Wiener Hof fortfuhr, dis Alles für eine Erdichtung auszugeben, so sah man sich genöthiget, den Mann, der diesen wichtigen Fund gemacht hatte, zu nennen, um die Art und Weise, wie man daran gekommen wäre, aufzuklären und begreiflich zu machen.

Alles dessen ungeachtet beschloß der biedere Senkenberg gerade in dieser Zeit, eine Reise zu seiner noch lebenden Mutter nach Wien zu machen. Seine Freunde widerriethen ihm diesen gewagten Schritt; selbst die Preußische Regierung ließ ihn warnen, auf seiner Hut zu sein, und bot ihm Schutz und einen ansehnlichen Posten an, wenn er nach Berlin kommen wolle. Allein der gutmüthige Mann wollte für Das, was er lediglich aus Menschenpflicht gethan hatte, keine Belohnung haben; und da er, nach seiner eigenen rechtschaffenen Denkart, es nicht möglich fand, daß man ihm ein Verbrechen daraus machen könnte, Etwas gethan zu haben, was Gerechtigkeit und Menschlichkeit

von ihm gefodert hatten, so reisete er in Gottes Namen ab, und trug, da er in Wien angekommen war, kein Bedenken, sich für Den auszugeben, der er war.

Die Warnung seiner Freunde schien indeß nur allzugegründet gewesen zu sein; er wurde wirklich wie ein Gefangener behandelt. Allein Senkenberg blieb, seiner Unschuld sich bewußt, dabei ganz ruhig. Man befragte ihn, und er erzählte den ganzen Vorgang mit unbefangener Aufrichtigkeit. Man wiederholte das Verhör zu verschiedenen Zeiten, und immer erhielt man die nämlichen Antworten, weil er immer bei der Wahrheit blieb. Man wollte von ihm wissen, warum er die Urkunde nicht vielmehr dem Wiener, als dem Baierschen Hofe zugeschickt habe; und er antwortete: weil sie diesem, nicht jenem zugehört habe, und weil es diesem vor allen andern daran gelegen gewesen sei, einen verlornen Beweis seines rechtmäßigen Eigenthums wieder zu bekommen. Endlich, da man sah, daß man den Mann mit keinem Scheine von Gerechtigkeit eines Verbrechens in dieser Sache zeihen konnte, so setzte man ihn — Dank sei der Gerechtigkeit der glorreichen Maria Theresia und ihres großen Sohns! — wieder auf freien Fuß; doch mit dem Bedeuten, daß er binnen 24 Stunden die Oesterreichischen Staaten räumen sollte. Senkenberg gehorchte, nahm Postpferde, und fuhr nach Gießen zurück, wo er seitdem ein den Wissenschaften geweihtes unabhängiges Leben führte.

11.

Fortsetzung von Frankfurt am Main.

Frankfurt besteht eigentlich aus zwei Städten, wovon die kleinere, die von der größern, als dem eigentlichen Frankfurt, durch den Main getrennt wird, Sachsenhausen heißt. Beide hängen durch eine prächtige steinerne Brücke zusammen, welche beinahe 400 Schritte lang ist und zu den öffentlichen Ergehungsplätzen gehört. Dißseits der Brücke ist an dem Ufer des Mains der große Weinmarkt, wo alle Frankenweine, welche den Strom herab nach Frankfurt kommen und von da aus weiter versandt werden, bis zu ihrem Abgange liegen bleiben müssen. Man sieht hier einige tausend Fässer theils unter Schuppen, theils unter freiem Himmel liegen, oft auch, wann der Main aus seinen Ufern getreten ist, im Wasser schwimmen. Man hat sie auf diesen Fall mit Tauen fest gebunden, damit der Strom sie nicht fortführen könne.

Die Einrichtung, allen Frankenwein hier zu verwahren, hat man zum Vortheil des Rheinweinhandels für nöthig erachtet. Denn da jener schlechter als dieser ist, beide aber einige Aehnlichkeit mit einander haben, so könnte von gewinnsüchtigen Weinhändlern leicht eine Vermischung derselben vorgenommen werden, wodurch denn der Rheinwein auswärts in Mißruf kommen und minder Abgang haben würde. Um nun, sowol eine solche Verfälschung selbst, als auch den Verdacht derselben zu vermeiden, hat man weislich verordnet, daß die ankommenden Frankenweine nicht in die Stadt gebracht, sondern auf dem jetzt beschriebenen Platze an dem Ufer des Mains, bis zu ihrem Abgange in andere Gegenden, liegen bleiben sollen. Ob indeß

diese gute Absicht hiedurch so ganz erreicht werde, lasse ich dahin gestellt sein.

Jetzt bitte ich meine jungen Leser, mich über die schöne lange Brücke nach Sachsenhausen zu begleiten.

Hier glaubt man, nicht bloß in eine ganz andere Stadt, sondern auch in ein ganz anderes, von einem fremden Volke bewohntes Land zu treten; so viel Eigenthümliches und Unterscheidendes haben die Bewohner dieses Anhängsels von Frankfurt in ihrer Sprache, in ihrer Tracht, in ihrer Lebensart und in ihren Sitten! So wie die Juden unter den Christen, die Hallischen Halloren unter den Obersachsen ihre Eigenthümlichkeiten zu behaupten wissen, eben so haben auch die Sachsenhäuser, ungeachtet sie neben und unter Frankfurtern leben, ihr Unterscheidendes bisher immer zu erhalten gewußt. Versteht sich, daß dis nur von der niedrigsten Volksklasse zu verstehen ist; denn die höhern Stände haben auch hier, wie überall, ihre Unterscheidungszeichen abgelegt. Sollte Jemand sein, der da zweifelte, ob Aufklärung und Veredelung der Menschheit wirklich für etwas Gutes und Wünschenswürdiges zu halten sei oder nicht, dem müßte man rathen, eine Zeitlang unter dem Sachsenhäuser Pöbel zu leben; und es stände zu erwarten, daß sein Urtheil nicht lange unentschieden bleiben würde. Die Mainbrücke, wodurch dieselben von den gesitteten Frankfurtern abgesondert werden, ist vielleicht der bequemste Standpunkt in Deutschland für Den, der über die Vortheile und Nachtheile der Sittenveredelung auf der einen, und der altdeutschen Rohheit auf der andern Seite, aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen richtig urtheilen will. Es ist wahr, die Sachsenhäuser, als eine ganz unverfeinerte Men-

schenart, äußern in ihren Reden und Handlungen eine Freimüthigkeit, eine Offenherzigkeit, eine Geradheit, einen Muth und eine Stärke des Leibes und der Seele, welche man in solcher Allgemeinheit unter gesitteten und verfeinerten Menschen vergebens sucht; und das sind herrliche Ueberbleibsel wahrer und unverderbter Menschheit, welche dem unbefangenen Beobachter nicht anders als sehr schätzbar vorkommen können. Aber eben diese Leute sind nun auch grob, unbändig, jachzornig, widerspenstig und aufrührerisch gegen ihre Obrigkeit, unbeugsam, tückisch, rachsüchtig und grausam bei der mindesten Beleidigung, welche ihnen widerfährt; und das sind scheusliche Auswüchse der ungebildeten Menschheit, wodurch jene guten Eigenschaften gar sehr verdunkelt werden. Folgende kleine Beobachtungen, welche hier Jeder machen kann, mögen diesem Urtheile zum Belege dienen.

Ein Sachsenhäuser aus der niedrigsten Volksklasse redet fast nicht anders als mit unaufhörlicher Einmischung pöbelhafter Schimpfwörter und gräulicher Flüche. Selbst seine zärtlichsten Liebkosungen werden damit aufgestutzt. Wenn z. B. eine Mutter zu ihrem lieben Kinde sagen will: komm her, kleiner Engel! so heißt das in ihrer Sprache: komm, kleiner Karnalje! (Canaille). Will der Vater in einem scherzhaften Tone etwa Folgendes ausdrucken: ei wie kommst denn du hieher, mein liebes Söhnchen? so lautet das in der Sachsenhäusischen Kraftsprache ungefähr so: i tu kleiner Karnalje! Tu Pulverhornsnooß! (Pulverhornsnase) Schlag tich das Tunderwetter zehntausen Klafter tief unter die Erd, wie kömmst denn du hierher?

Der Krautmarkt in Frankfurt wird großentheils

von Sachsenhäusern versorgt. Da sieht man einige hundert alte Weiber mit allerlei Gartengewächs auf dem Steinpflaster sitzen, wodurch der Weg so versperrt wird, daß man Mühe hat, sich hindurchzuarbeiten. Hat nun Jemand das Unglück, im Vorbeigehen etwa einen Kohlkopf umzustoßen, dann wehe ihm! Da fliegt eine Karnalje, ein Pulverhornsnooß nach dem andern und eine Menge anderer schmutziger und pöbelhafter Schimpfnamen hinter ihm her; und zehnmal wehe ihm, wenn er sich einfallen läßt, darauf zu antworten, und Schimpf mit Schimpf erwiedern zu wollen! In diesem Falle geräth der ganze Kohlmarkt in Aufruhr; das ganze Kor der Sachsenhäuser Holdinnen nimmt Partei gegen ihn, und er kann von Glück sagen, wenn er bloß von hundert Stimmen geschimpft und verflucht, und nicht auch auf eine fühlbarere Weise gemißhandelt davonkommt!

Frankfurt ist nächst Hamburg unstreitig die wichtigste Handelsstadt in Deutschland: ein Vorzug, den dieser Ort, nicht bloß seiner ungemein vortheilhaften Lage, sondern vornehmlich auch der Freiheit verdankt, deren er noch als Reichsstadt genießt. Denn wenn die Lage allein hinlänglich wäre, eine Stadt zu einem großen Handelsplatze zu erheben, so müßte Frankfurt von dem vier Meilen davon gelegenen Mainz bei weiten übertroffen werden, weil dieses zwei Ströme, den Rhein und Main, die allda zusammenfließen, Frankfurt hingegen nur bloß den Main beherrscht; und was ist gleichwol Mainz gegen Frankfurt? Das, was Altona gegen Hamburg ist, und nicht dieses einmahl. Aber Freiheit, Freiheit ist die Seele der Handlung! Wo diese fehlt, da stocken die Säfte des Staatskörpers, wie die des menschlichen Körpers, wenn er in Fesseln

gelegt wird; da schwinden seine Kräfte; da verlieren sich nach und nach Lust, Muth und Gelegenheit zu kühnen und großen Unternehmungen. Alles sinkt zu eingeschränkten, bloß mechanischen Beschäftigungen hinab. Die Handlung wird Krämerei, und aus großen Gewerkshäusern werden kleine Werkstätte einzelner Handwerksleute.

12.

Fortsetzung von Frankfurt. Kleiner Abstecher nach Hanau und Wilhelmsbad.

Frankfurt hat jährlich zwei große Märkte oder Messen, welche vielleicht die beträchtlichsten in Deutschland sind, oder doch wenigstens mit denen, welche in Leipzig und Braunschweig gehalten werden, um den Vorzug streiten. Denn hier strömen Käufer und Verkäufer nicht bloß aus allen Deutschen Kreisen, sondern auch aus verschiedenen benachbarten Ländern, besonders aus der Schweiz und aus Frankreich, zusammen. Wer Frankfurt in dieser Zeit zum erstenmahl sieht, der sollte glauben, daß die Volksmenge dieser Stadt sich eben so hoch, als die von Hamburg beliefe. Aber ein Drittel, wenigstens ein Viertel besteht alsdann aus Fremden.

Dismahl war der Zusammenfluß von Menschen, einer besondern Ursache wegen, ganz ungewöhnlich groß, ja sogar noch größer, als sie zur Zeit einer Kaiserkrönung zu sein pflegt. Das machte Herr Blanchard, der gerade in dieser Zeit von hier aus eine Luftreise anzustellen versprochen hatte, die erste, welche in Deutschland Statt gefunden hat. Ein so neues und niegesehenes Schauspiel zog eine erstaunliche Menge von Neugierigen aus der Nähe und aus der Ferne herbei. Nicht bloß alle Gasthöfe und Bürgerhäuser der Stadt, sondern

auch die umliegenden Dörfer und Flecken waren voll davon, weil in den öffentlichen Häusern der Stadt kein Zimmerchen mehr für Geld zu haben war. Die Straßen wimmelten; aus allen Fenstern kuckten Menschenköpfe hervor; die öffentlichen Plätze waren wie besäet mit Menschen aus allen Ständen. Auch der Prinzen, Prinzessinnen und der Bebänderten waren so viele angekommen, daß man sie nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich zu behaupten mir getraue, daß Herr Blanchard der Stadt Frankfurt und der umliegenden Gegend ein paar Tonnen Goldes zugeführt habe. Es ist nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß bloß einzelne Gastwirthe, wie z. B. der im rothen Hause, über zwei bis drei tausend Thaler bei dieser Gelegenheit gewonnen haben. Dieser Mann stellte unter andern damahligen Lustbarkeiten auch von Zeit zu Zeit ein sogenanntes Vauxhall an, welches aber wol schwerlich für Jemand anders, als für ihn selbst, eine wirkliche Lustpartie zu nennen war. Man stelle sich vor, daß in einem einzigen Saale von mäßigem Umfange und in einem danebenliegenden länglichen Zimmer jedesmahl gegen 7 bis 800 Menschen zusammenflossen, wovon ein Theil sich durchzuarbeiten suchte, um nur wieder hinauszukommen, indeß ein anderer, vielleicht in der ungegründeten Hoffnung, weiter hin mehr Raum und Luft zu finden, sich aus allen Kräften vorzudrängen bestrebte. In der Mitte dieses zum Sticken erhitzten und vollgepfropften Saals wurde von einigen Paaren getanzt, aber so, daß man die Tänzer in dem Getümmel der Uebrigen beinahe gar nicht zu unterscheiden vermochte. Für den bloßen Eintritt in diesen Saal, den man wol recht eigentlich

einen Drangsaal hätte nennen können, mußte ein Gulden bezahlt werden, wofür man, glaube ich, eine Tasse Thee und den scheuslichsten Geruch aus einem geheimen Verschlage beim Eingange unentgeltlich hatte.

Ich hatte mich hinbegeben, um Menschengesichter zu beobachten, und einen und den andern merkwürdigen Menschen kennen zu lernen. Aber ich fand bald, daß ich am unrechten Orte dazu war, auch wenn es mir möglich gewesen wäre, das Gedränge und die bis in die Mitte des Saals durch den eben erwähnten unentgeltlichen Weihrauch vergiftete Luft länger als eine halbe Stunde auszuhalten. Denn alle Gesichter waren von Drang und Hitze aufgeschwollen und verzerrt, und an Unterhaltung durch Gespräch war in diesem unordentlichen Getümmel gar nicht zu denken. Ich arbeitete mich daher, so geschwind ich konnte, wieder hinaus, und freute mich, da ich endlich glücklich die Thür erreicht hatte, wie ein Fisch, der dem engen Kasten entschlüpft ist und nun wieder frisches Wasser im freien Strome athmet.

Die Geschichte von der damahligen, das erste Mahl verunglückten, nachher aber mit desto glücklicherem Erfolge vollzogenen Luftreise des Herrn Blanchard hat in allen Zeitungen gestanden.

Bei dieser Gelegenheit konnte man deutlich sehn, wie sehr auch hier, wie anderwärts, eine freiere Art in Glaubenssachen zu denken überhand genommen haben müsse. Denn, man erlaubte nicht bloß, um die Meßgeschäfte nicht zu stören, daß die Luftreise an einem Sonntage vor sich gehen durfte, ungeachtet vorauszusehen war, daß der gewöhnliche Gottesdienst dabei gänzlich wegfallen würde, sondern man verstattete auch sogar, wiewol zum ersten Mahle und als eine durch die

Umstände gerechtfertigte Ausnahme, daß an eben diesem Tage auf der Bühne gespielt wurde; und ich habe nicht gehört, daß weder das Eine noch das Andere auf den Kanzeln wäre geahndet worden.

Ich genoß auch hier, wie an andern Orten, durch welche mein Weg mich führte, des süßen Lohns meiner geringen Arbeiten für die Kinderwelt, mich von einer Menge junger Menschen aufgesucht zu sehen, die auf eine gewiß unverdächtige und daher für mich sehr rührende Weise mir ihre Liebe und Dankbarkeit bezeigten. Eines Tages, da ich einen kleinen Abstecher nach Wilhelmsbad und Hanau machen wollte, fand sich wol ein Dutzend derselben, aus den ersten hiesigen Häusern, begleitet von ihren Führern, bei mir ein, um mich zu bitten, mich von ihnen nach einem Garten vor dem Thore führen zu lassen, wo ich die Eilpost, deren ich mich zu dieser Seitenfahrt bedienen wollte, erwarten könnte. Ich erfüllte ihr Verlangen; und so zog ich denn, wie der berühmte Ratzenfänger zu Hameln, an der Spitze dieses lieben Völkchens, durch die Straßen der Stadt, indem je zwei und zwei meiner jungen Freunde sich an mich hingen, bis ihnen meine Hände oder meine Schöße von zweien Andern streitig gemacht wurden. Unser Zug erregte Aufmerksamkeit, und ich darf wol sagen, daß ich eben so viel, vielleicht mehr und reineres Vergnügen, auch wol nebenher eben so viel Stolz und Eitelkeit dabei empfand, als Cäsar, wenn er auf seinem Triumphwagen durch die Straßen von Rom zum Kapitole fuhr.

An den Erziehern dieser Kinder lernte ich brave, liebe und aufgeklärte Männer kennen, welche die Bemerkung bestätigten, die ich auf meiner bisherigen Reise fast überall zu machen Gelegenheit hatte, daß Das,

was seit einiger Zeit zur Verbesserung des Erziehungswesens geschrieben und gethan worden ist, keinesweges vergeblich gewesen sei.

Der Weg von Frankfurt nach Hanau ist bis auf die Hälfte eine vortrefflich angelegte und sehr wohl unterhaltene Kunststraße. Auch alle andere Straßen, die ich in der Grafschaft Hanau sah, waren musterhaft angelegt. Ueberhaupt glaubte ich in diesem kleinen Lande unverkennbare Spuren einer aufmerksamen und thätigen Regierung wahrzunehmen. Der bisherige Regent desselben war damahls noch Erbprinz, und ist nunmehr bekanntlich regierender Landgraf von Hessen-Kassel.

Die Felder von Frankfurt bis Hanau, so wie von hier bis in die Schweiz, haben das Ansehn eines ununterbrochenen großen Gartens, welcher Obst, Gartengewächs aller Art und Getreide in gleicher Menge und Vortrefflichkeit trägt. Einen solchen Segen an Obst, als ich von hier an bis nach Basel überall erblickte, hatte ich nie gesehn. Die Bäume waren mit Früchten dergestalt belastet, daß sie unter ihrer Bürde erliegen wollten, und daß bei jedem derselben zwanzig und mehr Stützen nöthig waren, um die Aeste aufrecht zu halten. Es war ein wunderschöner und ungemein erfreulicher Anblick!

Man bauet von hier an durchs ganze Reich sehr viel sogenanntes welsches Korn oder türkischen Weizen, ein sehr ergiebiges Getreide, welches zwar größtentheils für's Vieh, zum Theil aber auch zu Brot gebraucht wird. Da diese Getreideart sehr weitläufig gepflanzt werden muß, so nützt man die vielen Zwischenräume zu allerlei Gartengewächs, als Kohl, Bohnen, rothe Rüben, Kürbisse u. s. w., wodurch ein so bepflanzter Acker ein gar mannichfaltiges und artiges An-

sehn gewinnt. Statt der Pferde bedient der Landmann sich hier, wie in der ganzen Wetterau, sowol zum Ackern als auch zum Fahren, einer wohlbeleibten und starken, obgleich eben nicht sehr großen Art von Kühen, welche eben so viel, als in andern Ländern die Ochsen arbeiten und den Nutzen der Milch noch obenein gewähren.

Hanau, die Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens, ist ein Ort, der sich sowol durch seinen Umfang, als auch durch sein Ansehn über die Mittelmäßigkeit erhebt, und den vorzüglichsten Städten Deutschlands vom zweiten Range an die Seite gesetzt zu werden verdient. Er ist etwas befestiget, doch ohne Außenwerke. Die Neustadt zeichnet sich durch eine ziemlich hübsche und regelmäßige Bauart aus. Auch hier, wie in allen andern Orten, wo man ehemahls reformirte Flüchtlinge aufgenommen hat, scheint ein vorzüglicher Kunstfleiß zu herrschen. Außer vielen wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, welche hier verfertigt werden, gibt es auch so vortreffliche Arbeiter in Gold und Silber hieselbst, daß die hiesigen Kunsterzeugnisse dieser Art mit denen, welche in Paris verfertigt werden, um den Vorzug streiten. Eine seit einiger Zeit hier angelegte Zeichenschule bildet für die Werkstätte dieser Künstler brauchbare Zöglinge.

Ich lernte hier unter Andern den berühmten Herrn Konsistorialrath Bergsträßer kennen, der uns die Bekanntmachung einer besondern Art, seine Gedanken auf eine weite Entfernung ohne Brief und Boten mitzutheilen, verheißen hat, und mit der Erfüllung dieses seines Versprechens noch immer beschäftiget ist. Wir leben in erfindungsreichen Zeiten. Eben, da ich Hrn. Bergsträßers Bekanntschaft gemacht hatte, und in einen Buchladen trat, fiel mir ein kleines Französisches

Heft in die Hände, worin von einer noch viel wunderbarern Erfindung Nachricht gegeben wird. Sie führt den Titel: kurze Nachricht von der Entdeckung eines Naturmittels, ankommende Schiffe, wie auch Land in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen anzumelden, von E. Bottineau*). Französischer Wind! dachte ich, und wollte das Ding schon wieder aus der Hand legen, als mir beim Umschlagen eines Blattes die Versicherung in die Augen fiel, daß der Erfinder dieser unglaublich scheinenden Kunst auf der Französischen Insel Isle de France unzählige Proben von der Zuverlässigkeit derselben, zum Theil vor den Augen der ersten Personen der dortigen Regierung, angestellt und glaubhafte Zeugnisse darüber mitgebracht habe. Ich las weiter, und fand wirklich viele Zeugnisse abgedruckt, worin angesehene Männer des Kriegs- und Bürgerstandes, ja sogar der Statthalter der Insel selbst, bezeugen, daß der Mann unter hundert und mehr Mahlen, da er die Ankunft der Schiffe drei bis vier Tage früher angesagt, als man ordentlicher Weise etwas von ihnen wissen konnte, sich kaum drei oder vier Mahl geirrt habe. Ich erstaunte, und das noch mehr, da ich die Zuversicht wahrnahm, mit welcher der Mann den Französischen Seeminister auffodert, ihn in Begleitung einiger Beamten entweder nach Kadix oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu senden, um an dem einen oder dem andern Orte die Untrüg-

*) Précis historique de la découverte d'un moyen physique, qui annonce les Vaisseaux et les Terres jusqu'à deux cent cinquante lieues de distance, par *E. Bottineau*. 1785.

lichkeit seiner Kunst mit so vielen Beweisen zu belegen, als man nur verlangen würde.

Was soll man nun dazu sagen, meine lieben jungen Leser? Eine so unglaubliche Erfindung auf das bloße Wort des Mannes, der sie gemacht haben will, sogleich zu glauben, dürfte wol zu voreilig sein. Aber die Zeugnisse der angesehenen und glaubwürdigen Männer, auf die er sich beruft, und die er drucken läßt? — Auch diese können untergeschoben, können von ihm selbst geschmiedet sein. Dennoch sollte es mir leid thun, wenn die Französische Regierung ganz und gar nicht darauf achtete, nicht den Mann beim Worte hielte, und ihn hinschickte, wo er die Wahrheit seiner Erfindung zu beweisen versprochen hat. Denn wer vermag der wunderbaren menschlichen Erfindungskraft Grenzen anzuweisen und zu sagen: so weit kannst du kommen und nicht weiter? besonders in unsern Tagen, wo wir der unglaublichen Erfindungen schon so viele erlebt haben! — Aber es ist Zeit, daß ich wieder einlenke.

Wilhelmsbad, wo ich in Gesellschaft einiger Freunde einen sehr angenehmen Nachmittag zubrachte, ist ein so reizender und von dem jetztregierenden Herrn Landgrafen so ungemein verschönerter Lustort, daß ich, wenn ich mich auf eine umständliche Beschreibung desselben einlassen wollte, viele Bogen damit anfüllen müßte. Die neuen, schönen und lachenden Gebäude, der Englische Garten voll artiger und überaus sinnreicher Anlagen, das Fasanengehege, die Sommerwohnung des Hrn. Landgrafen, welche von außen ein altes Gemäuer zu sein scheint, und gleichwol sehr prächtige, bequeme und geschmackvolle Zimmer in sich faßt — dis Alles macht ein wunderschönes Ganzes aus, an dem man sich nicht satt sehen kann. Man sagt, daß der Ur-

heber dieser niedlichen Anlagen sie von dem Gelde gemacht habe, welches er für die nach Amerika geschickten Hanauischen Truppen erhielt. So mußten also aus den Verwüstungen, welche der Alles verheerende Krieg in dem einen Welttheile anrichtete, in dem andern neue Paläste und bezaubernde Lustörter entstehen! Wie sonderbar! —

Ich bin nun wieder in Frankfurt.

Von den hiesigen Schulen machten einige junge Leute, welche Unterricht darin genossen hatten, mir eine traurige Beschreibung. Ihrer Erzählung nach laufen die meisten darin angestellten Geistesübungen auf bloßes Gedächtnißwerk hinaus. Die Geschichte, die Erdbeschreibung, die Sprachlehre, die Gotteslehre — Alles wird hier wörtlich und sklavisch auswendig gelernt. Von der Erdbeschreibung versicherten sie sogar, daß sie dieselbe ohne Landkarten gelernt hätten. Vier Wochen vor jeder öffentlichen Schulprüfung, sagten sie, habe man ihnen alle Fragen und Antworten, die dabei vorkommen sollten, in die Feder gesagt, um sie auswendig zu lernen u. s. w. Die Wahrheit dieser Erzählung, die in unsern Zeiten beinahe unglaublicher scheinen mag, als die von Bottineau's Erfindung, kann ich nicht verbürgen, ungeachtet die Jünglinge, von welchen ich sie habe, allen Glauben zu verdienen, und im geringsten nicht die Absicht zu haben schienen, den Ort, wo sie unterrichtet worden waren, verläumden zu wollen.

Aber angenommen, daß sich Alles wirklich so verhalte, so folgt daraus keinesweges, daß die Schuld einer so erbärmlichen Schulverfassung lediglich den hiesigen Schulmännern beizumessen sei. Ach, es mag vielleicht mancher einsichtsvolle und rechtschaffene Mann

darunter sein, dem das Herz blutet, so oft er sich gezwungen sieht, seine jungen Leute, dem Herkommen und der Schulverordnung gemäß, auf eine zwecklose, unnütze und verderbliche Art zu behandeln! Aber was soll er thun? Der hochweise Rath, oder die Herren Oberalten, oder die Herren Geistlichen und — ich weiß nicht was für andere hochweise, hochwürdige und hochgelahrte Männer, welche über die Schulen gebieten, ungeachtet sie selbst nie Schulmänner waren, folglich das Schulwesen nie gehörig kennen lernten, haben nun vielleicht einmahl für allemahl verordnet, daß so und nicht anders gelehrt werden soll! Und da muß ja denn wol auch so und nicht anders gelehrt werden! In jedem anderen Fache der menschlichen Thätigkeit wird es anders gehalten; daher sieht es denn auch gemeiniglich in jedem andern Fache besser aus, als in unsern Schulen. Man hat kein Beispiel, daß der König von Preußen seinen Konsistorialräthen und Superintendenten, Pastoren, oder irgend einem der hochweisen Herren des Raths die Aufsicht über seine Kriegsscharen aufgetragen habe. Er wählt vielmehr hiezu gerade die erfahrensten und verdienstvollsten Heerführer, und seine Heere haben der Welt schon lange bewiesen, daß diese Verfahrungsart besser sein müsse, als diejenige, welche bei der Aufsicht über unsere Schulen beobachtet wird. Dennoch hat man bisher in diesem Stücke für gut gefunden, es bei dem Alten zu lassen! *)

---

*) Es versteht sich wol von selbst, daß seit dem Jahre 1786, da dieses geschrieben wurde, auch zu Frankfurt, wie überall, die Schulen sehr verbessert worden sind.

Anmerk. z. neuen Ausgabe.

Es hält übrigens in jeder freien Reichsstadt schwerer, als anderswo, das fehlerhafte Alte abzuschaffen und Verbesserungen einzuführen; weil hier unter funfzig guten Köpfen oft nur ein einziger Querkopf zu sein braucht, um die besten Vorschläge auf einmahl unkräftig zu machen. Sei also billig, junger Leser, und schließe, wenn du alte fehlerhafte Einrichtungen in einem solchen Staate wahrzunehmen glaubst, nicht zu rasch, daß er von lauter Dummköpfen regiert werden müsse. Oft liegt die Schuld an einem Einzigen, indeß die Uebrigen mit den Zähnen knirschen, daß dieser Einzige sie hindert, bekannte Mißbräuche abzuschaffen und bessere Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen.

Wenn man Menschenkenntniß erwerben will, so ist es nützlich, die Leute in jeder Lage, besonders aber auch an solchen Orten zu beobachten, wo das Vergnügen sie zusammenführt. Deßwegen ging ich an einem angenehmen Nachmittage, von einem Freunde begleitet, nach dem sogenannten Sandhofe, einem öffentlichen Gasthofe jenseits des Mains, welcher einer der vorzüglichsten öffentlichen Vergnügungsörter der Frankfurter ist. Er liegt an einem kleinen Walde, dem man durch einige Schneizen, — so nennt man hier einen ausgehauenen Weg im Walde — das Ansehn eines Lustwaldes gegeben hat. Der Weg dahin geht über Sachsenhausen und ist mit Bettlern in fast ununterbrochener Reihe besetzt. Eine solche Menge derselben hatte ich vorher nie gesehen; aber ich war auch noch nicht in der Gegend der vier Waldstädte gewesen, wo ich fünf Wochen nachher, auf Oesterreichischem Grund und Boden, eine noch viel größere Anzahl wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Auf dem Sandhofe und in dem daran stoßenden

Wäldchen fand ich es ziemlich lebhaft. Gesellschaften aus allen Klassen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, waren hier bunt durch einander gemischt. Es wurde getanzt; und auch hieran nahm, ohne Unterschied des Standes, Theil wer wollte, die Tochter des Schneiders, wie die des Rathsherrn, der Kaufmann und der Bürstenbinder. Dis schien mir der Verfassung dieses kleinen Freistaats ganz gemäß zu sein, und ich sah daher eine Zeitlang mit Vergnügen zu. Auch konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß die niedrigen Stände hier schon weit mehr Verfeinerung äußern, als man im nördlichen Deutschland unter ihnen wahrzunehmen gewohnt ist. Denn unter den Weibern, Töchtern und Söhnen der Handwerker und gemeinen Bürgerleute, die ich hier tanzen sah, war Niemand, der die jedesmahligen Tänze, so bunt sie auch sein mochten, nicht eben so kunstmäßig gelernt hatte, als in jenen nördlichen Gegenden bloß die Vornehmen und Reichen sie zu lernen pflegen. Auch in Ansehung der Kleidung ist hier der Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen nicht so groß und merklich, als in andern Ländern. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Leute aus den niedrigen Ständen hier viel leichteres Blut, einen freiern Sinn, und bei weiten nicht so viel Schwerfälliges und Plumpes in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Benehmen äußern, als man in Westfalen, Holstein, Mecklenburg und Pommern findet. Ob dis von dem mildern Himmelsstriche und von dem täglichen Genusse des Rheinweins, statt des in jenen Ländern gebräuchlichern Biers und Brantweins herrühre; und ob die größere Gewandtheit und Feinheit der hiesigen gemeinen Bürger und Handwerksleute ein hinreichender Ersatz für die Westfälische und Niedersächsische Treuherzigkeit,

Einfachheit und Ehrlichkeit sei, lasse ich dahin gestellt sein.

Wenn man während der Messe nach Frankfurt, oder aus Frankfurt in die umliegenden Länder reiset, so muß man sich mit einem Geleitszettel versehn. Dis ist eine Art von Paß, die heutiges Tages wol keinen andern Endzweck hat, als den Reisenden eine Abgabe aufzulegen. Man muß ihn nämlich kaufen; und wer dieses unterläßt, der läuft Gefahr, unterwegs in Verhaft genommen und genöthigt zu werden, seine Loslassung durch eine weit beträchtlichere Summe zu bewirken. Der Ursprung dieses Gebrauchs ist folgender.

Ehemahls übten die Ritter und Fürsten eine Art von ehrlicher und gesetzmäßiger Straßenräuberei in Deutschland aus. In diesen Zeiten des Faustrechts waren besonders die Kaufleute, welche mit ihren Waaren auf die Jahrmärkte und Messen zogen, den gewaltsamen Beraubungen auf öffentlicher Landstraße häufig ausgesetzt, und es gab kein anderes Mittel, sich davor zu sichern, als daß sie sich von einer Anzahl bewaffneter Leute begleiten und beschützen ließen. Diese öffentliche Unsicherheit hat nun zwar Gottlob! schon lange lange aufgehört, aber der Gebrauch der Begleitung zur Frankfurter Messe dauert fort. Die Kaufleute von Bamberg, Nürnberg u. s. w., die zur Messe wollen, reisen karavanenweise, werden unter einer Bedeckung von Reitern bis an die nächste Grenze gebracht, wo andere Reiter sie in Empfang nehmen, und so werden sie aus einem Lande in das andere bis an das Gebiet der Stadt Frankfurt begleitet. Hier kommt ihnen eine Gesandtschaft der Stadt entgegen und führt sie in die Thore.

Mit den Abgeordneten der drei Städte Worms,

Alt-Bamberg und Nürnberg wird zur Zeit der Michaelismesse eine Feierlichkeit vorgenommen, welche man das Pfeifergericht nennt, und wodurch die Zollfreiheit erneuert wird, deren die Bürger der genannten Städte auf den Frankfurter Messen genießen. Besagte Abgeordnete ziehen alsdann feierlich nach dem Römer*), wobei sie in blauen und rothen Mänteln erscheinen, und sich von einem Trupp Tonkünstlern vorblasen lassen. Wann sie nun auf einem dazu bestimmten Saale des Römers angekommen sind, so überreichen sie den daselbst versammelten Abgeordneten des Raths einen hölzernen Becher mit Pfeffer, ein Stäbchen, ein paar lederne Handschuh und einige Münzen. Auf was eigentlich ein jedes dieser sonderbaren Opfer deuten soll, habe ich nicht erfahren können.

So lange nun die Messe währt, läßt jeder benachbarte Staat, zur Beförderung der öffentlichen Sicherheit, Husaren oder Reiter auf den Landstraßen reiten. Diese halten jeden Reisenden an, und verlangen den Geleitszettel zu sehn. Hat man ihn, so darf man ungehindert seiner Wege ziehn; hat man ihn aber nicht, so wird man in Verhaft genommen und sieht sich allerlei Beschwerden, Geldkosten und Weitläufigkeiten ausgesetzt, bevor man wieder auf freien Fuß kommt.

Da ich nicht weiß, ob meine Rückreise über Mainz gehen wird, dieser Ort aber allerdings verdient, daß meine jungen Leser ihn, da ich sie in die Nachbarschaft desselben geführt habe, etwas genauer kennen lernen, so halte ich für nützlich, bevor ich weiter gehe, hier erst eine diese Stadt betreffende und aus den Briefen

---

*) So heißt das Rathhaus in Frankfurt.

eines reisenden Franzosen über Deutschland entlehnte Nachricht einzuschalten.

Von Mainz.

„Die Dörfer und Flecken, welche man auf dem Wege von Frankfurt nach Mainz erblickt, würden in Baiern oder Nord-Deutschland Städte heißen. Alle sprechen von einem hohen Wohlstande der Einwohner. Der Bauer findet sich, überhaupt genommen, in diesem Striche Landes äußerst wohl. Er ist fast durchaus ein freier Eigenthümer, der von keinen zu harten Auflagen gedrückt wird. In den benachbarten Darmstädtischen Landen ist der Bauer im Ganzen nicht so reich, als der Mainzische, weil ihm die Natur nicht so günstig war, und er vielleicht auch etwas mehr Auflagen hat; allein er ist reinlicher und emsiger. Auch sieht man im Darmstädtischen fast gar keine Bettler.“

„Bis auf zwei Stunden von Mainz beruht die Nahrung der Einwohner des Landes hauptsächlich auf dem Ackerbau, der außerordentlich ergiebig ist; und das Korn dieser Gegend wird weit und breit am Rheinstrom für das schwerste und beste gehalten. Nebst dem zieht man eine unbeschreibliche Menge Obst und Zugemüse. Feiner Blumenkohl und vortrefflicher Spargel sind hier zu Lande das Essen des gemeinsten Bürgers, und ein Liebhaber von Zugemüse und Küchenkräutern befindet sich in Deutschland nirgends besser als hier; der Kappes*) wird aus dieser Gegend sowol roh als eingemacht in großen Schiffsladungen an den Niederrhein, ja sogar

*) So heißt in einigen Gegenden der weiße Kopfkohl.

bis nach Holland verführt. Das kleine Städtchen Kronberg, welches ungefähr zwei Stunden von der Landstraße entlegen ist, und welches man auf seiner Anhöhe thronen sieht, verkauft jährlich für ungefähr 8000 Gulden Obst, Obstwein, Obstessig und Kastanien, von welchen letztern es wirklich einen ganzen Wald hat, und die schiffsvollweise nach Holland geführt werden. Alle Dörfer dieser Gegend liegen in einem Walde von Obstbäumen, und beherrschen außer demselben ungeheure Getreidefelder. Das Land ist übrigens vortrefflich angebaut. In dem Striche von Frankfurt bis Mainz, und vom Main bis an das nahe Gebirge gegen Norden, welcher ungefähr vier Meilen in die Länge, und zwei in die Breite hat, zählt man 8 Städtchen, 5 große Marktflecken und 80 Dörfer, worunter wenige unter 60 Familien stark sind."

„Zu Wikert, zwei Stunden von Mainz, verändert sich die Natur des Landes. Von der durch die Wetterau laufenden Bergreihe erstreckt sich hier ein Arm bis an das Ufer des Mains herab, und bildet unfern desselben zwei breite Hügel, auf deren einem Wikert, auf dem andern Hochheim liegt. Der südliche und westliche Abhang des erstern trägt einen vortrefflichen Wein. Der östliche Abhang des zweiten ist ein unvergleichliches Getreidefeld, und seine Abhänge gegen Süden und Westen tragen ohne Vergleich den edelsten Wein von Deutschland. Der Flecken Hochheim, von welchem die Engländer allen Rheinwein Hock benennen, soll über 300 Familien stark sein. Einen schönern und reichern Bauernort habe ich nicht gesehn. In einem guten Jahre gewinnt man hier für 12 bis 15 tausend Gulden Wein. Das Stückfaß zu 600 Maß wird in guten Jahren für 900 bis 1000 Gulden von der Kel-

ter weg verkauft. Dieser Wein gehört also unter die theuersten in der Welt."

„Wir waren begierig, diesen seltenen Wein zu kosten, und mußten im Orte selbst die gewöhnliche grüne Flasche mit einem Reichsthaler bezahlen. Dieser war aber vom besten Jahrgange in diesem Jahrhundert, nämlich von 1766. Auch hätten wir ihn nicht bekommen, wenn nicht ein Anwalt von Mainz bei uns gewesen wäre, dem der Wirth zu Gefallen sein mußte. Dis war der erste Deutsche Wein, den ich ganz ohne Säure gefunden habe. Er war auf der Zunge bloßes Gewürz. Der übrige Hochheimer Wein, so gut er auch sein mag, ist doch nicht von Essig frei, ob man schon die Flasche vom geringsten desselben, wenn er seine Jahre hat, mit einem halben Gulden im Orte selbst bezahlt."

„Die starke Stunde Wegs von Hochheim bis Mainz, war eine der angenehmsten auf meinen Deutschen Reisen. Erst geht es den goldenen Hügel auf eine Viertelstunde durch ununterbrochene Weingärten hinab, die an der Straße stark von Obstbäumen beschattet werden. Auf diesem Abhange beherrscht man eine unvergleichliche Aussicht über ein kleines, aber ungemein reiches Land, welches die nördliche Erdzunge bei dem Zusammenflusse des Rheins und Mains bildet. Die Blume*) des Hochheimer Weins wächst nicht auf dieser Seite des Hügels, die gegen die Morgensonne zu sehr gedeckt ist, sondern gerade gegen Süden. Hierauf kommt man in eine Tiefe, welche von einem kleinen Bach bewässert wird, und wo Wiesen, Felder und Obst-

*) d. i. die allerbeste Art.

gärten die schönste Landschaft bilden. Zur Linken schimmert nahe bei, durch einen Wald von Obstbäumen, das wirklich prächtige Dorf Kostheim hervor. Die schöne Straße windet sich sodann durch die Obst- und Weingärten des großen Fleckens Kassel, welcher gerade gegen Mainz über, hart am rechten Rheinufer liegt."

So wie man die Schiffbrücke erreicht, welche über den Rhein führt, wird man von dem prächtigsten Anblick überrascht, den man sich denken kann. Der stolze Strom, welcher so eben das Gewässer des Mains verschlungen hat und hier gegen 1400 Fuß breit ist, kommt aus einer Ebene herab, die am Gesichtskreise den Himmel berührt. Abwärts stellen sich hohe Berge seinem Lauf entgegen, und zwingen ihn, indem er einige Inseln bildet, sich gegen Westen zu wenden, währen er von Basel her immerfort gegen Norden geflossen ist. Diese Berge, zu deren Füßen und auf deren Abhange man einige Oerter schimmern sieht, bilden das sogenannte Rheingau, welches der Thron des Deutschen Bacchus ist*). Der Rhein hat hier immer noch einen Theil der schönen grünen Farbe, die man in der Schweiz an ihm bewundert, und noch auf eine weite Strecke hinab unterscheidet er sein Gewässer von dem des trüben Main. Gerade vor den Augen hat man die Stadt Mainz, die sich hier mit einer unbeschreiblichen Majestät darstellt. Die unzähligen Schiffe, welche die Rheden derselben bedecken, spiegeln sich, so wie die vielen und prächtigen Kirchthürme, im Kristallwasser des Rheins. Die Länge der Stadt am Rhein hinab, beträgt, die weit-

*) Wo der meiste vorzügliche Deutsche Wein wächst.

läufigen Festungswerke mit eingeschlossen, wenigstens eine gute halbe Stunde. Durch die große und etwas finstere Masse der alten Gebäude sieht man hier und da einige neuere hervorblicken, die sich im Abstich um so besser ausnehmen. Sowol längs des Rheins hinab, als auch zu beiden Enden ist der Häuserhaufen abwechselnd mit reichem Grün geschmückt.“

„Die Reize dieses Anblicks verschwinden, wenn man in die Stadt selbst kommt. Der Reisende, welcher nicht die Mühe nehmen mag, sich weit von seinem Absteigequartier zu entfernen, nimmt keine gute Meinung von dieser Stadt mit sich. Der bessere Theil derselben ist gerade der abgelegenste und der, wo die wenigsten, und fast gar keine Gasthöfe sind. Besonders liegt das Gasthaus zu den drei Kronen, welches am häufigsten besucht wird, in der finstersten und abschreckendsten Gegend, so gut auch die Bewirthung darin ist. Von da kann man einen beträchtlichen Theil der Stadt durchwandern, ohne etwas Andres, als eine düstere Häusermasse zu sehn, die über die engen Straßen hier und da den Einsturz drohen. Ich habe deßwegen von dieser Stadt die widersprechendsten Nachrichten bekommen, ehe ich sie selbst besichtigt hatte. Einige hatten sie mir als eine der häßlichsten, Andere als eine der besten Städte Deutschlands beschrieben. Erst vor einigen Tagen traf ich einen unserer Landsleute*), die als Abenteurer jeder Art, besonders in dieser Gegend ihre Rechnung finden, der mir im vollen Ernste versicherte, Mainz sei die einzige erträgliche Stadt in Deutschland. Der gute Mann hatte nichts als das Kölnische und Triersche,

*) Franzosen.

und einen Theil von Westfalen gesehen. Ich konnte ihm nichts anders antworten, als daß Deutschland merklich groß sei."

„Der nördlichste Theil der Stadt, wo das Wohnschloß des Fürsten liegt, ist wirklich sehr schön gebauet. Hier ziehn sich drei schnurgerade Straßen, die Bleichen genannt, vom Ufer des Rheins bis auf 700 Schritte landeinwärts in gleichlaufenden Linien hin, die fast regelmäßig von hübschen Querstraßen durchschnitten werden. Das Kurfürstliche Schloß beherrscht sowol durch diese Straßen, als auch über den Rhein und einen Theil des Rheingaus, eine unvergleichliche Aussicht. Von diesem neuen Theile der Stadt ziehen sich einige sehr schöne Straßen und Plätze in die Stadt hinein. Der sogenannte Thiermarkt, an der nordwestlichen Seite der Stadt, ist besonders sehenswürdig. Auch zwischen den alten Häusermassen findet man hier und da einige lachende Gegenden."

„Auf dem Marktplatze nimmt sich die Domkirche vorzüglich gut aus. Sie ist ein ungeheures, vortreffliches, gothisches Gebäude, dessen erstaunlicher Hauptthurm vor ungefähr 17 Jahren vom Blitz in die Asche gelegt wurde *). Er war von einem Walde von Holz gebaut, und stand gegen 14 Stunden in vollen Flammen, eh er verzehrt wurde. Um diesem Schicksale in Zukunft vorzukommen, ließ ihn das Domkapitel nun von bloßen Steinen, beinahe in gleicher Höhe erbauen,

*) Und dessen neuere Thürme in der letzten harten Belagerung so zerschossen worden sind, daß sie den Einsturz drohen.

Anm. z. neuen Ausgabe.

welches Unternehmen gegen 400,000 Gulden gekostet hat. Schade, daß dieser bewunderungswürdige Dom mit kleinen Bürgerhäusern und Buden umgeben ist, die ihn zur Hälfte verdecken! Allein da die Häuser und Buden in dieser Gegend der Stadt an theuersten sind, so kann man es dem Domkapitel nicht verübeln, wenn es sich lieber seinen Grund und Boden bezahlen, als seine Kirche in höherem Glanze prangen läßt."

„Schwerlich findet man in Deutschland eine Kirche von der Länge und Höhe dieses Doms*). Verschiedene prächtige Denkmähler von Kurfürsten und andern Standespersonen verschönern das Innere desselben. Unter andern bewunderte ich das Denkmahl eines verstorbenen Domprälaten, Herrn von Dalberg, welches der Bildhauer Melchior verfertigt hat. Der Verstorbene liegt in Lebensgröße auf einem Sarge, worauf eine Spitzsäule steht, die eine Dreifaltigkeit in Wolken trägt. Die Arbeit ist vortrefflich, würde aber noch weit schöner sein, wenn der Künstler seine eigenen Gedanken hätte ausarbeiten dürfen. Im obern Kor prangt ein köstliches Stück von Bildhauerkunst. Ein Graf von Lamberg, der unter einem Prinzen von der Pfalz die kaiserlichen Truppen befehligte, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts die Franzosen aus der Stadt Mainz vertrieben, und an der Seite desselben, in einem Schiffe, während des Angriffs, von einer Stückkugel getödtet wurde, hebt mit dem rechten Arme trotzig den Deckel seines Sarges auf, und streckt mit der Linken den Be-

*) Während der Französischen Besitznahme dieses Orts wurde er in ein Vorrathshaus für Heu und Stroh verwandelt.

Anm. z. neuen Ausgabe.

fehlshaberstab heraus. Das thut eine ungemein gute Wirkung, und druckt die Todesart des Helden sehr lebhaft aus. Man findet in dieser Hauptkirche noch mehre sehenswürdige Denkmähler. — Der Schatz derselben übertrifft das sogenannte grüne Gewölbe zu Dresden, wovon man so viel Lärmen gemacht, um ein Beträchtliches."

„Nebst dem Dom enthält die Stadt Mainz noch viele andere merkwürdige Kirchen von neuerer Arbeit. Die Jesuiten- und Peterskirche sind immer sehenswürdig, ob sie schon zu sehr mit Zierrathen überladen sind. Die Augustinerkirche, wovon die Mainzer viel zu rühmen wissen, ist das Meisterstück eines verdorbenen Geschmacks. Um so viel schöner ist die von den Einwohnern weniger bewunderte Ignatiuskirche, die ein Muster von alterthümlicher Baukunst sein würde, wenn nicht eine unglückliche Hand auch hier zu viel Ziereréien angebracht hätte. Ueberhaupt vermißt man auch an den Palästen der Adligen, die hier und da aus den Bürgerhäusern hervorstechen, die edle Einfalt, welche ganz allein die wahre Größe und Schönheit ausmacht."

„Nach einem Menschenalter wird die Stadt Mainz im Aeußerlichen kaum mehr zu erkennen sein*). Unter dem vorigen Kurfürsten ist sehr lebhaft gebaut worden, und diese Art von Aufwand scheint auch die Lieblingsbeschäftigung des jetztregierenden Fürsten zu sein. Man zwang die Klöster und Stifter, ihre alten Häuser von neuen aufzubauen, und wenn manche Straßen etwas breiter und gerader wären, so würden sie schon keine

*) Dis könnte jetzt im entgegengesetzten Sinne der Fall werden. Anm. z. n. A.

schlechte Figur machen. Die Einwohner, deren Anzahl sich, samt der Garnison, auf 30,000 beläuft, sind eine gute Art Leute, die, wie alle Katholiken Deutschlands, sehr viel auf eine gute Tafel halten. Ihre Gesichtsbildung ist häufig anziehend, und es fehlt ihnen nicht an natürlichem Witz und an Lebhaftigkeit; allein erst nach einigen Geschlechtern werden sie in der Bildung des Geistes ihren protestantischen Landsleuten gleich sein, so sehr sich auch die hiesige Regierung seit sechzehn bis achtzehn Jahren durch gute Erziehungsanstalten vor den übrigen katholischen Regierungen Deutschlands ausgezeichnet hat. Doch findet man in keiner katholischen Stadt Deutschlands so viele helldenkende und wirklich gelehrte Männer, als hier*)."

„Nach Wien giebt es wenige Städte in Deutschland, wo ein zahlreicherer und mächtigerer Adel versammelt ist, als hier. Es sind einige Häuser, die gegen 100,000 Gulden Einkünfte haben. Nebst diesen zählt man hier noch viele Häuser mit jährlich 15 bis 30 tausend Gulden Einkünften. Der hiesige Adel wird für den ältesten und reinsten in Deutschland gehalten. Die fetten Dompfründen und die Hoffnung, einst einen von ihren

*) Aber auch hier des groben Aberglaubens nicht wenig! Man sieht z. B. auch hier, wie in andern katholischen Städten, an den Kirchthüren angeschlagene gedruckte Zettel, worin Demjenigen, der an dem bevorstehenden Feste, ich weiß nicht welches Heiligen, in die Kirche kommen, und um die Ausrottung der Ketzer, d. i. der Freigläubigen oder Protestanten, beten würde, ein vollkommner Ablaß für alle seine Sünden versprochen wird. Sollte man glauben, daß so etwas in einer Stadt, in welcher viele aufgeklärte Männer leben, Statt finden könne?
Der Herausgeber.

Verwandten oder Nachkömmlingen zum Kurfürsten erhoben zu sehen, lockt die Familien hierher und macht sie auf ihre Reinheit aufmerksam. Wie vortheilhaft es für eine Familie sei, einen Sprossen auf dem erzbischöflichen Stuhle zu haben, kann man sich denken."

„Die hiesige Stiftsgeistlichkeit ist *) die reichste in Deutschland. Eine Dompfründe trägt in einem mittelmäßigen Jahre 3500 rheinische Gulden ein. Die Pfründe eines Dompropstes ist ohne Vergleich die fetteste in Deutschland. Sie wirft jährlich gegen 40,000 Gulden ab. Jene des Domdechents trägt gegen 26,000 Gulden ein. Die sämmtlichen Einkünfte des Domkapitels betragen beinahe 400,000 Gulden. So sehr es auch in den geistlichen Rechten verboten ist, daß Einer mehr als Eine Pfründe besitze, so haben die hiesigen Domherren doch alle 3, 4 bis 5 Pfründen, und es ist schwerlich ein Stiftsherr da, der nicht wenigstens seine 8000 Gulden Einkünfte hätte. Der verstorbene Dompropst, ein Graf von Elz, hatte so viele Pfründen, daß er von denselben jährlich gegen 75,000 Gulden zog. Nebst dem Dom sind noch viele Korherrenstifte hier, deren Pfründen jährlich gegen 12 bis 1500 Gulden abwerfen. Um dir von dem Reichthum der hiesigen Klöster einen Begriff zu machen, dient dir zur Nachricht, daß man bei der Aufhebung der Jesuiten 120,000 Thaler bloß für ihre Weine löste, ob sie schon um den billigsten Preis verkauft wurden. Der Kurfürst hob vor kurzen eine Karthaus **) und zwei Nonnen-

---

*) War; denn seit der Französischen Besitznahme gibt es hier keine solche Geistlichkeit mehr.

Anm. z. neuen Ausgabe.

**) d. i. ein Kloster für Karthäusermönche.

klöster auf, die für ungefähr 500,000 Reichsthaler Wein in ihren geheiligten Kellern hatten."

„Von jeher waren die geistlichen Grundsätze des hiesigen Hofes gereinigter, als anderer geistlichen Fürsten Deutschlands. Es fiel mir auf, die Bibel in den Händen so vieler gemeinen Leute, besonders auf dem Lande zu sehen, und man versichert mir, daß das Lesen derselben in dem hiesigen Sprengel nie verboten gewesen sei, sondern daß man nur den Leuten gerathen habe, sie nie ohne Berathung ihres Beichtvaters durchzulesen."

„Der vorige Kurfürst hat vorzüglich viel für die Säuberung seines geistlichen Schafstalles gethan. Er erlag unter der Herkulesarbeit; der jetzige Fürst setzt sie, aber mit etwas gemäßigterm Eifer, fort. Jener war besonders für die Mönche fürchterlich, und sah bei Ausmistung der Klöster den Weltpriestern ein wenig zu sehr durch die Finger, die unter seiner Regierung ein zu höfisches Wesen annahmen, und die Grenzen der anständigen Freiheit ein wenig zu sehr überschritten."

„Wie heilig indessen das Andenken des verstorbenen Kurfürsten jedem Vaterlandsfreunde in Mainz sein müsse, kannst du zur Genüge daraus ermessen, daß er bloß zur Stiftung und Unterhaltung einer Schullehrer-Pflanzschule für das Land jährlich über 30,000 Gulden aus seinem Privatbeutel hergab. In der Ueberzeugung, daß ohne den Grund einer guten Erziehung alle Verordnungen und Verbesserungs-Anstalten in einem Staate unnütz, oder doch nur augenblickliche Linderungspflaster und keine vollkommene Kur seien, sparte er nichts, was zu diesem Endzweck beitragen konnte. Der jetztregierende Fürst, welcher den Grund zum Gebäude der Volkserziehung gelegt fand, sucht es, wiewol in einem etwas anderen Sinne, auszuführen, strengt aber seine Bemühungen hauptsäch-

lich zur Beförderung der höhern Erziehung und zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste an. Den größten Theil der liegenden Gründe der erwähnten 3 aufgehobenen Klöster, schenkte er der hiesigen Hochschule, deren vormahls sehr schmale Einkünfte dadurch um ungefähr 100,000 Gulden vermehrt wurden."

„Obgleich die Handlung hier seit 18 bis 20 Jahren immer blühender wird, so ist sie doch lange noch nicht Das, was sie in Betracht der günstigen Lage der Stadt und anderer Vortheile sein könnte. Die sogenannten hiesigen Kaufleute, deren einige ansehnliches Vermögen besitzen, sind in Grunde nur Krämer, die größtentheils von der Verzehrung der Stadt und des Landes umher ihre Nahrung ziehn, und nebenher Versender für die Kaufleute von Frankfurt und einige andere Städte machen. Wie kleinlich hier im Ganzen noch der Kaufmannsgeist sei, kannst du daraus abnehmen, daß man hier schwerlich einen Wechselbrief von 30,000 Gulden anbringen könnte. Einige Modehändler, 4 bis 5 Tacksfertiger und 5 bis 6 Spezereihändler sind Alles, was man hier zur eigentlichen Kaufmannschaft rechnen könnte. Einen Wechsler gibt es hier gar nicht. Und doch hat diese Stadt das unschätzbare Stapelrecht, und beherrscht vermittelst des Rheins, Mains und Neckars die ganze Aus- und Einfuhr vom Elsaß, von der Pfalz, von Franken und einen Theil von Schwaben und Hessen gegen die Niederlande zu. Man sieht hier auch immerfort einige hundert Schiffe, die aber sehr wenig auf Rechnung hiesiger Kaufleute geladen haben."

„Religionsvorurtheile waren ein Haupthinderniß der Aufnahme der Handlung in dieser Stadt. Zur Zeit der Auswanderung der Hugenotten wollte eine sehr beträchtliche Gesellschaft derselben sich hier anbauen.

Sie versprach dem Kurfürsten, der Stadt Mainz gerade gegenüber, nämlich zwischen Kassel und Kostheim, auf der Landspitze, welche der Zusammenfluß des Rheins und des Mains bildet, eine ganz neue Stadt zu bauen, sie auf ihre Kosten zu befestigen, hinlängliche Besatzung darin zu unterhalten, und der Regierung jährlich noch eine ansehnliche Abgabe zu entrichten, wenn man ihr freie Ausübung ihrer Religion gestatte, und sie einige Vorrechte der alten Stadt Mainz genießen lassen würde. Allein der damahlige Kurfürst fand es nicht anständig, so nahe bei seiner Residenz das Gift der Ketzerei Wurzel schlagen zu lassen. Der verstorbene Kurfürst hat öfters den Wunsch geäußert, so glücklich zu sein, daß ihm Ketzer von dieser Art eine ähnliche Anerbietung machten. Auch unter der jetzigen Regierung würden sie sehr willkommen sein; allein solche Gelegenheiten sind sehr selten; und man vertreibt nun in ganz Europa keine Hugenotten mehr."

„Der Stolz und die Verschwendung des Adels sind ein anderes Hinderniß der Handlung. Er und die Geistlichkeit sind im Besitz des großen Kapitals dieser Stadt, dessen Zinsen bloß durch die innere Verzehrung umlaufen, und während der Kaufmann von Frankfurt Mitregent seiner Vaterstadt wird, sieht ihn der Edelmann hier mit der tiefsten Verachtung an, und schließt ihn gänzlich aus seiner Gesellschaft aus. Der hiesige Adel äfft bloß das Aeußere und die nichtsbedeutenden Kleinigkeiten des Adels von Paris und London nach, und er ist nicht dazu aufgelegt, von ihm die Kunst zu lernen, sein Vermögen durch Handlung und Kunstfleiß zu verdoppeln."

„Ich habe dir schon gesagt, daß die Gesichtszüge der Einwohner dieser Stadt und der Gegend sehr an-

ziehend sind. Die Landleute sind außerdem auch sehr stark von Bau, und eine frische Gesichtsfarbe unterscheidet sie stark von den Baiern und Norddeutschen, die, überhaupt genommen, bleich von Farbe sind. Allein durch das ganze Maingebiet und auch einen Theil von Hessen bis hieher fielen mir die Beine der Leute stark auf. Besonders sind die Beine der Einwohner der hiesigen Gegend sehr übel gestaltet. Entweder stehn die Knie einwärts und bilden Frauenzimmerfüße, oder sie sind ganz gerade, wie Stecken. Schön ausgeschweifte Männerfüße sieht man hier zu Lande höchstselten. Zuverlässig ist die unsinnige und sehr schädliche Art, die Wiegenkinder so stark einzuschnüren, welche in diesen Gegenden herrscht, wenigstens zum Theil, Schuld daran. Ich konnte ohne Aerger nicht zusehn, wie die Mütter es recht gut zu machen glauben, wenn sie ihre Kinder so steif, wie ein Stück Holz einzwängen, und sie dann Tage lang in dieser unnatürlichen Lage liegen lassen. Dieser Zwang hat gewiß auch auf die Seele Einfluß, die in den ersten Jahren der Kindheit so enge mit dem Körper verwebt ist."

„Ueberhaupt muß man die Abbilder der Deutschen des Tacitus hier nicht suchen. Schwarze und braune Haare sind hier viel häufiger, als gelbe. In den so nah gelegenen Darmstädtischen Landen sind die Einwohner jenen Urbildern ähnlicher. Ein aufmerksamer Beobachter sieht leicht im Aeußern, welche Völker Deutschlands mit fremden vermischt sind, und welche Länder bei der großen Völkerwanderung von undeutschen Anbauern in Besitz genommen wurden. Die schwarzen und dunkelbraunen Haare der hiesigen Einwohner stammen vielleicht noch von den Römern ab, welche hier ein Lager hatten."

„Wenn die kurfürstl. Mainzischen Lande beisammenlägen, so hätten sie Getreide und Alles, was zur Nothdurft des Lebens gehört, in größtem Ueberflusse. Da aber einige Theile derselben zu weit von einander getrennt sind, so müssen sie verschiedene Bedürfnisse von Fremden kaufen. Besonders ist die Hauptstadt, samt dem benachbarten Rheingau in Rücksicht auf das Getreide von der Pfalz abhängig, so ergiebig auch der Mainzische Antheil in der Wetterau an Korn, Weizen und allen Getreidegattungen ist. Das vorzüglichste Erzeugniß der am Rhein gelegenen Lande des Kurfürsten ist der Wein, der fast ganz allein im eigentlichen Verstande Rheinwein heißt, und nur die Weine von Nierenstein, Bacharach und einigen andern sehr wenigen Orten, die nicht im Mainzischen liegen, werden von Kennern unter dem Titel des Rheinweis mitbegriffen, die Pfälzischen, Bergsträßischen, Badenschen und Elsassischen Weine aber sorgfältig davon getrennt."

So viel von Mainz!

13.

Reise von Frankfurt nach Darmstadt. Aufenthalt daselbst. Kleine Lustreise nach dem Melibokus. Eine Schatzgräbergeschichte.

Zu meiner fernern Reise von Frankfurt nach Darmstadt bediente ich mich abermahls der ordentlichen Post. Eben da ich aufsteigen wollte, sah ich noch verschiedene kleine Freunde und Freundinnen herbeieilen, welche theils meine persönliche Bekanntschaft machen, theils mich noch einmahl sehn und mir Glück auf den Weg wünschen wollten. Ich riß mich ungern von ihnen los, und fuhr unter lauten Wünschen, die sie mir nachriefen, gerührt von dannen.

Der Weg von Frankfurt nach Darmstadt ist, besonders anfangs, ungemein sandig. Dennoch vollendeten wir diese vier Meilen innerhalb sechs Stunden. Der wunderliche Name dieses Theils der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt heißt, wie meine jungen Leser wissen werden, die obere Grafschaft Katzenellenbogen; eine Benennung, welche nicht, wie es das Ansehen hat, von den Worten Katze und Ellenbogen, sondern von dem Namen der alten Vorfahren der Hessen, welche Katten heißen, und von dem Berge Melibocus herzukommen scheint. Von diesem Berge wurden die daran wohnenden Katten Catti Meliboci, und die Gegend umher Cattimelibocia genannt; woraus denn nach und nach, durch verdorbene Aussprache der seltsame Name Katzenellenbogen entstanden sein mag.

Man sieht hier ziemlich viel Kunstfleiß, aber im Ganzen genommen, wenig Wohlstand. Dis scheint sich zu widersprechen, weil gewöhnlicherweise Fleiß die Mutter des Ueberflusses ist; allein der anscheinende Widerspruch verschwindet, wenn man folgende für das Land sehr unglückliche Umstände erfährt.

Der jetzige Herr Landgraf ist, wie viele andere Beherrscher kleiner Deutschen Staaten, ein großer Freund von Soldaten. Er unterhält daher Jahr aus Jahr ein an 5000 Mann sehr schöner Truppen, welches wenigstens um die Hälfte mehr ist, als die öffentliche Sicherheit dieses Landes zu erfordern scheint, und als es mit Gemächlichkeit unterhalten kann. Dis würde indeß noch zu ertragen sein, wenn nur das Geld, welches die Unterhaltung dieses Heeres kostet, dabei im Lande bliebe. Allein unglücklicher Weise hat der Herr Landgraf schon seit vielen Jahren, ich weiß nicht

warum *), für gut gefunden, nicht zu Darmstadt oder an einem andern mitten in seinen Staaten liegenden Orte, sondern zu Pirmasens, einem Schlosse und kleinen Orte in der, ihm zwar auch gehörigen, aber größtentheils unter Französischer Landeshoheit stehenden Herrschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß zu wohnen, und ebendahin auch den größten Theil seiner Truppen zu ziehn, damit sie ihm da zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen. Dahin gehen also jährlich 3 bis 400,000 Gulden, welche theils der Hofstaat des Herrn Landgrafen, theils die dortigen Truppen kosten, ohne jemahls wieder ins Land zurückzukehren. Man bedenke, was das für ein erschöpfender Ausfluß ist!

Der allgemein beliebte Erbprinz dieses Landes, der mit seiner liebenswürdigen Familie den Winter über in Darmstadt, und in den Sommermonaten größtentheils zu Auersbach, einem zwischen Bergen versteckten, ungemein einfachen Landhause, neben einer heilenden Quelle wohnt, sucht diesen jährlichen großen Verlust des Landes, so weit das möglich ist, durch die größte Sparsamkeit bei seiner eigenen kleinen Hofhaltung einigermaßen wieder einzubringen. Ich hatte das Glück, auf erhaltene Einladung, diesem gütigen Prinzen und seiner eben so liebreichen Frau Gemahlinn zu Auersbach aufzuwarten, und ich war gerührt über die

---

*) Denn derjenige Grund, den man in dortiger Gegend davon angibt, „daß Se. Hochfürstl. Durchl. durch schreckhafte Eindrücke in der Kindheit verwöhnt, das große Schloß zu Darmstadt bei Nachtzeit zu graulich gefunden haben sollen," schien mir der Würde eines Fürsten zu nahe zu treten, und daher nicht glaublich zu sein.

einfache, prachtlose und fast bürgerliche Lebensart, die ich hier Beide führen sah.

Man bauet in diesem Lande unter andern sehr viel Hirse, welcher zum Theil nach Holland versandt wird, und zugleich sehr viel Krapp oder Färberröthe, ein Gewächs, dessen Wurzel, wie schon der Name anzeigt, zum Färben gebraucht wird. Man gewinnt im Darmstädtschen jährlich gegen 80,000 Zentner solcher Wurzeln, welche dem Landmanne mit zwei Gulden für den Zentner, so wie sie aus der Erde kommen, abgekauft werden; daß also der Krappbau alle Jahre an 160,000 Gulden unter die Landleute bringt.

Die meisten Felder werden hier, wie in dem ganzen südlichen Deutschlande, des Jahrs zweimahl genützt. Sobald nämlich die Getreideernte vollendet ist, pflügt man das Stoppelfeld sogleich wieder um, und säet Rüben oder Wicken, letztere zur Fütterung für das Vieh, hinein. Dis gewährt einem Reisenden, der aus nördlichern Gegenden kommt, einen angenehmen Anblick, indem er zu einer Zeit, wo er nichts als Stoppelfelder zu sehen gewöhnt ist, alles rund umher wieder grünen sieht, als wenn so eben erst der Frühling eingetreten wäre.

Darmstadt ist für eine Hofstadt gar nicht ansehnlich, und erhebt sich nicht sehr über eine mittelmäßige Landstadt. Sie mag ungefähr 8000 Einwohner enthalten. Das fürstliche Schloß ist so groß angelegt worden, als wenn alle Fürsten Deutschlands zugleich darin wohnen sollten; allein — es ist unvollendet geblieben. Auf den ersten Anblick glaubt man ein sehr großes Vorrathshaus zu sehn, weil das untere Geschoß noch immer nicht mit Glasfenstern versehn, sondern jede Fensteröff-

nung mit Brettern zugenagelt ist. Dieser Anblick macht einen sehr widrigen Eindruck.

Sehenswürdiger als dis Schloß in seinem unvollendeten Zustande ist das neuerbaute Uebungshaus für die Soldaten; ein sehr künstliches und sehr merkwürdiges Gebäude! Es besteht aus einem einzigen ungeheuren Saale, welcher, trotz seiner außerordentlichen Länge und Breite, von keiner einzigen Säule unterstützt wird. Etwas auffallend ist es, in diesem, den kriegerischen Uebungen gewidmeten Saale, viele kleine eiserne Oefen angebracht zu sehn. Man kann sich der Frage nicht enthalten: wozu diese in einem solchen Hause? und die Antwort, die man darauf erhält, ist: daß sie um des Herrn Landgrafen willen daseien, weil dieser die Kälte nicht ertragen könne, und gleichwol, bei seinem ehemaligen Aufenthalte in Darmstadt, den Uebungen seiner Soldaten gern beiwohnen mochte.

Der Schloßgarten liegt dicht an der Stadt und gewährt den Einwohnern einen angenehmen Ort zum Lustwandeln. Man hat ihn auf Englische Weise eingerichtet, welche nach und nach die ehemahlige steife und gekünstelte Manier der Französischen Gärten überall verdrängen wird. Das Merkwürdigste in diesem Garten war mir, wie vielen andern Reisenden, das Grab der letztverstorbenen, allgemein verehrten Frau Landgräfinn von Darmstadt, mit einem, von Friedrich dem Einzigen ihr gesetzten Denkmahle. Es besteht dasselbe aus einem mit Efeu ganz bewachsenen Hügel, auf welchem eine weiße, marmorne Urne mit der Inschrift steht:

Ingenio vir, sexu femina.
(ein Mann an Geist, von Geschlecht ein Weib.)

Schade, daß der Efeu diese Urne schon beinahe ganz

umschlungen hat, so daß man die Inschrift kaum mehr lesen kann!

Gewerkshäuser von einiger Bedeutung gibt es in Darmstadt gar nicht. Die Bürger nähren sich theils vom Ackerbau, theils von Handwerken. Jene bewohnen eine eigene Straße, die als ein besonderer Ort angesehen wird, auch der seine eigene Gerichtsbarkeit hat. Im Lande hingegen hat man folgende Fabriken, wovon einige ungemein blühend und beträchtlich sind: 1) die Krappfabrik bei Pfungstadt, wo die Krappwurzeln getrocknet und gemahlen werden; 2) eine Pelzscheerfabrik in Rüsselsheim; 3) eine Strumpfwirkerei, die aus drei, von reformirten Flüchtlingen angebauten, Dörfern besteht; und 4) einige Hutfabriken.

Man hat in diesem Lande eine Invalidenanstalt errichtet, die an sich sehr lobenswürdig ist, nur daß sie durch die Art, wie das dazu erfoderliche Geld herbeigeschafft werden muß, für Viele drückend wird. Was kann gerechter sein, als daß der Soldat, der im Dienste des Vaterlandes alt, schwach oder gar verstümmelt worden ist, am Abend seines Lebens vor Mangel und Elend gesichert werde; und was kann billiger sein, als daß ein Jeder, der an den Vortheilen dieses Schutzes Antheil genommen hat, nun auch zur Unterhaltung solcher ausgedienten Wächter des Staats nach Verhältniß seines Vermögens etwas beitragen muß! Schränkte daher jeder Fürst sich darauf ein, nur so viele Soldaten zu halten, als die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit seines Landes wirklich nöthig macht: dann würde kein billigdenkender Unterthan gegen eine verhältnißmäßige Auflage zur Verpflegung der Ausgedienten etwas einzuwenden haben. Aber wenn der Landesherr, mehr aus bloßer Liebhaberei, als weil ein wirkliches

Staatsbedürfniß es erfodert, eine mit der Größe des Landes nicht in Verhältniß stehende Menge von Kriegesknechten mitten im Frieden unterhält; wenn der größere Theil dieser menschlichen Puppen, nicht zu Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, noch weniger zum Schutze gegen auswärtige Feinde, sondern lediglich zu belustigenden Kriegsspielen gebraucht wird, und nur dazu von dem Lande, welches keinen Nutzen davon hat, unterhalten werden muß: dann scheint es — ich möchte mich gern so gelinde als möglich ausdrücken — ein wenig hart zu sein, den Unterthanen nun auch noch die Verpflegung Derjenigen aufzubürden, welche in diesem Dienste alt geworden sind. — —

Bei dem hiesigen Soldatenwesen wird noch ein sonderbarer Gebrauch beobachtet, dessen Ursprung sich in einem ziemlich dicken Aberglauben verliert. Es wird nämlich in jeder Nacht, und zwar gerade um die Mitternachtsstunde, die Trommel geschlagen, welches die Schaarwache genannt wird. Und warum dieses? Deßwegen, sagt man, weil zur Zeit, da Wien von den Türken belagert wurde und alle ausgestellte Wachen gerade in einer Mitternachtsstunde, in welcher die Stadt überrumpelt werden sollte, in tiefen Schlaf versunken waren, die Trommeln eines Darmstädtischen Regiments sich von selbst zu rühren begannen, wodurch denn die Schlafenden geweckt und die Absichten der Feinde vereitelt wurden. Ich will indeß hoffen, daß das mitternächtliche Trommeln in Darmstadt, außer der Fortpflanzung dieser abergläubischen Sage, auch noch auf etwas Vernünftigeres abzwecke.

Nachdem ich einige sehr verdienstvolle Männer in Darmstadt kennen zu lernen das Vergnügen gehabt hatte, fuhr ich am dritten Tage meines Hierseins in

Begleitung meines gütigen Wirths, des Herrn Konrekters Sartorius und zweier jungen Freiherren von Harthausen, welche mir während meiner Hierseins ungemein viel Liebe und Gefälligkeit erwiesen hatten, nach Jugenheim, einem an der Bergstraße sehr artig liegenden Dorfe, um von hieraus den oberwähnten naheliegenden Berg Melibokus zu besteigen. Wir traten bei einem Landpfarrer ab, einem so biedern, schlichten, gastfreien, gutmüthigen und zugleich verständigen Manne, daß er zu dem Bilde des bekannten Landpriesters von Wakefield*) gesessen zu haben schien. Er heißt Lindemeyer; und ich bin stolz darauf, diesen braven Mann unter meine Freunde zählen zu dürfen.

Nachdem wir eine, mehr durch wahre Gastfreundlichkeit, als durch Indische Spezereien gewürzte Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, traten wir, in Begleitung des lieben Pfarrers und seiner muntern Kinder, die beschlossene Wanderschaft nach dem Melibokus an. Dieser Berg ist zwar der höchste unter denen, die das lange, von hier nach Basel ununterbrochen fortlaufende Kettengebirge ausmachen, an dem die sogenannte Bergstraße sich hinzieht; allein man ersteigt ihn deßungeachtet ohne sonderliche Mühe, vorausgesetzt, daß man einen der Gegend eben so kundigen Führer hat, als der unsrige war.

Die Aussicht, deren man auf dem Gipfel dieses Berges genießt, ist wol unstreitig eine der größten, mannigfaltigsten in Deutschland. Tief zu unsern Füßen lag eine gegen Süden und Norden grenzenlose Fläche, gleich einer ausgespannten Landkarte. Durch dieselbe hin schlängelt sich in mahlerischen Krümmungen der blaue

*) Die Hauptperson eines Englischen Romans dieses Namens.

Rhein, und nimmt oberwärts den von Heidelberg kommenden Neckar, bei Manheim, und unterwärts den von Frankfurt herfließenden Main, bei Mainz auf. Gegen Westen erblickt man, in einer Entfernung von ungefähr acht Meilen, das lange Vogesische Gebirge, welches auf der einen Seite gegen Norden weiter läuft, als das Auge folgen kann. Dreht man sich um, so übersieht man gegen Osten einen Theil derjenigen Gebirge, welche den Odenwald ausmachen, und unter diesen den Spessart. In der ungeheuern Fläche hingegen unterscheidet man bei klarer Luft und guter Sehekraft Heidelberg, Speier, Manheim, Worms, Oppenheim, Mainz, Frankfurt, Hanau, Darmstadt, und eine Menge kleinerer Ortschaften. Die Spitzen der meisten Berge längs der Bergstraße sind mit Trümmern ehemahliger Raubschlösser gekrönt, welches ihnen ein sehr ehrwürdiges und mahlerisches Ansehn gibt.

Auf dem Gipfel des Melibokus hat der jetztregierende Landgraf einen hohen steinernen Thurm errichten lassen, der eine der schönsten Sternwarten in der Welt abgeben würde, wenn er zu diesem Behufe eingerichtet wäre. Allein seine Bestimmung ist dermahlen nur die, eine noch größere und weitere Aussicht zu gewähren. Man hat ihn mit einer Inschrift versehn, von der jeder Darmstädter von Geschmack, zur Ehre seines Vaterlandes wünschen muß, daß sie je eher je lieber — übertüncht oder ausgekratzt werden möge. Der Wanderer, dessen Seele durch die Höhe des Orts, wo er steht, durch die reinere Himmelsluft, die er einathmet, und durch die weite, herrliche Aussicht, deren er hier genießt, mehr als gewöhnlich zu großen Gedanken und hohen Empfindungen gestimmt ist, tritt mit der

Erwartung davor hin, solche Gedanken und Empfindungen in sich erweckt und entwickelt zu fühlen; aber wie kläglich sieht er sich getäuscht, wenn er folgende in jedem Betrachte ganz erbärmliche Reimereien lieset:

Dies Denkmal Cattenberg, du
Ursprung aller tapfern Hessen,
Hast du der Gegenwart
Des neunten Ludwigs beizumessen,
Der wie dein erstes Volk gedacht und denken wird,
Dass Heldenmuthund Ruhm der Fürsten gröſste
Zierd.

Oeffentliche Denkmähler und Inschriften sieht Jedermann, und zwar mit Recht, für Proben des Geschmacks und der Aufklärung an, welche damahls herrschten, da man diese Denkmähler errichtete, weil man voraussetzt, daß die gescheitesten Leute derselben Zeit und desselben Landes dabei zu Rathe gezogen wurden. Man sollte daher, wenn uns die Ehre unsers Zeitalters und unsers Vaterlandes nicht ganz gleichgültig ist, entweder gar keine, oder nur solche setzen, welche mit dem Stempel des guten Geschmacks geprägt wären und eine Bildung des Geistes verriethen, deren man sich bei den Ausländern und bei der Nachwelt nicht zu schämen brauchte. Aber was für Begriffe muß der Ausländer sich von dem Geschmacke und dem Grade der Aufklärung dieses Volkes machen, wenn er jene sinnlose Inschrift lies't, und nicht weiß, daß sie vielleicht in dem rohen Gehirn eines Jägers oder Bereiters entstand, der, ohne den Auftrag dazu zu haben, seinem Fürsten eine derbe Schmeichelei auftischen wollte, um ein Geschenk oder eine bessere Versorgung zu erhaschen?

Junge Prinzen können hieraus beiläufig lernen, daß

ein Fürst, dem seine eigene und seines Landes Ehre lieb ist, außer seinem Stallmeister, Hofmarschall, Oberjägermeister, Kammerjunker u. s. w. auch noch andere Leute nöthig habe, die ihm bei Gelegenheit ihren Kopf und ihre Feder leihen; wofern er nicht, welches freilich wol am klügsten wäre, es in seiner Jugend rathsam fand, Kopf und Feder selbst zu üben, um erfoderlichen Falls beide nach Nothdurft gebrauchen zu können.

Die Neigung, Denkmähler für die Folgezeit zu errichten, liegt tief in unserer Seele, und ist genau mit dem Wunsche nach Unsterblichkeit, und mit der allen Menschen eigenen Ahnung derselben verbunden. Auch uns wandelte auf dem Gipfel des Melibokus diese unschuldige Neigung mächtig an; und es ward daher beschlossen, daß wir ein Zeichen unsers Hierseins, und zwar im Geschmack der Erzväter, hinterlassen wollten. Gedacht, gethan. Wir wälzten und schleppten eine Menge großer Steine herbei, und erbauten davon auf dem äußersten Rande des Berggipfels einen der Freundschaft gewidmeten Altar. Nachdem wir damit zu Stande gekommen waren, gab die Gesellschaft sich die Hand darauf, daß, wer von uns jemahls wieder in diese Gegend kommen würde, den Berg von neuen ersteigen und beim Anblicke dieses Denkmahls, oder der Trümmer desselben, sich der ehemahligen Gefährten mit Liebe und Freundschaft erinnern wolle. Wenn meine jungen Leser hier etwas Empfindsamkeit zu wittern glauben, so muß ich sie bitten, zu unserer Entschuldigung zu bedenken, daß man in hohen bergigen Gegenden, wo man alles Irdische tief unter seinen Füßen liegen sieht, zu feinen, lebhaften und dichterischen Gefühlen weit aufgelegter, als auf dem platten Lande, ist. Auch dem kältester und ernsthaftesten Erdensohne wandeln hier Empfindun-

gen an, die er unten vielleicht nur aus Geschichtsdichtungen kannte.

Beim Herabsteigen nahmen wir einen Umweg durch verschiedene äußerst mahlerische und zum Theil tiefversteckte Berggegenden, wo wir bald einzelne Hütten oder Mühlen an einem schroffen Abhange kleben, bald rauschende Waldbäche über Felsen herabstürzen, bald ein kleines ruhiges Dörfchen in einem von hohen Bergwänden eingeschlossenen Thale liegen sahn. Doch dis Alles will gesehn und empfunden, aber nicht beschrieben sein.

Den Abend brachten wir unter dem gastfreien Dache unsers lieben Landpredigers, bei einer einfachen Mahlzeit, in Liebe und Freundschaft zu. Er erzählte uns unter andern folgenden Vorgang, welcher mir in mehr als einer Betrachtung merkwürdig und einer öffentlichen Bekanntmachung nicht unwerth zu sein scheint. Meine jungen Leser können daraus eine Klasse von Betrügern kennen lernen, vor welchen sie sich in Acht zu nehmen haben.

Es fand sich vor einigen Jahren ein Reisender bei ihm ein, der sich für einen aus der Römisch-katholischen Kirche zu der protestantischen ausgetretenen Ueberläufer ausgab. Er klagte über Verfolgungen, die er von seinen ehemahligen Glaubensgenossen, seines Uebergangs wegen, ausgestanden haben wollte, und suchte dadurch Mitleid zu erwecken. Der Pfarrer, ein eben so aufgeklärter, als gutmüthiger Mann, nahm ihn, nicht weil er ein Ueberläufer zu sein vorgab, sondern weil er ein Mensch und ein ermüdeter Wanderer war, seiner Gewohnheit nach, gastfrei auf, und ließ ihn mit sich essen. Nach geendigter Mahlzeit äußert der Fremde ein großes Verlangen, denjenigen Berg zu ersteigen, an dessen Fuße des Pfarrers Wohnung liegt, und des-

sen Gipfel die Ueberbleibsel eines ehemahligen Klosters trägt; und der gefällige Pfarrer steigt mit ihm hinauf.

Jetzt sind sie bei dem Gemäuer angelangt. Der angebliche Glaubensüberläufer nimmt auf einmahl eine geheimnißvolle Miene an, geht spähend und tiefsinnig um die Trümmer herum, schneidet eine dünne Ruthe aus einem Haselbusche, faßt dieselbe an beiden Enden, und hält sie auf verschiedenen Stellen an den Boden. Lange will die Ruthe keine Bewegung machen; endlich weiß er ihr mit den beiden Daumen seiner Hände einen solchen Ruck zu geben, daß sie, indem er sie etwas gebogen hält, gegen die Erde schlägt.

Nun wird sein Gesicht auf einmahl sehr feierlich. Er nimmt den Prediger, als wenn er ihm Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu offenbaren hätte, auf die Seite, und redet ihn ungefähr mit folgenden Worten an:

„Ich bin gekommen, Sie glücklich zu machen. Sie sehn, ich besitze die Kunst, vergrabene Schätze zu entdecken. Der Ort, wo Sie meine Wünschelruthe*) schlagen sahn, enthält einen solchen und zwar einen recht großen. Ich bin bereit, ihn zu heben und Ihnen, wenn Sie mir dabei helfen wollen, die Hälfte abzugeben.“

Der Pfarrer lächelt, und der Betrüger fährt fort:

„Ich verlange nicht, daß Sie mir ohne Beweisgrund glauben sollen. Der Geist, der diesen längst vergrabenen Schatz bewacht, soll in der Mitternachtsstunde,

*) Eine Ruthe, von der die Betrüger dieser Art den einfältigen Leuten, die sich von ihnen bethören lassen, aufbinden, daß sie da, wo ein Schatz vergraben liegt, eine Bewegung nach der Erde mache.

wenn Sie sich mit mir hierher verfügen wollen, vor ihren Augen erscheinen und selbst bekräftigen, was ich jetzt gesagt habe."

Mein Herr, erwiedert der Pfarrer, Sie haben sich an den unrechten Mann gewandt. Ich für meinen Theil bedarf keiner Schätze; und bin überdas dazu angesetzt, die Menschen auf höhere Schätze aufmerksam zu machen und ihnen zur Erwerbung derselben nach meinem Vermögen behülflich zu sein. Wenn wir also hier sonst kein Geschäft mehr mit einander haben, so können wir immer wieder hinabsteigen.

Der Betrüger merkt nun wol, daß er mit einem Mann zu thun habe, dem man durch abergläubische Vorspiegelungen nicht ankommen könne. Er ändert also seinen Plan, ohne ihn aufzugeben, steigt mit dem Pfarrer hinab, erhält einen Zehrpfennig auf den Weg, und setzt seinen Stab weiter.

Der Pfarrer glaubt nun seiner los zu sein; allein er irrt sich. Nach einigen Tagen sieht er den nämlichen Betrüger, begleitet von einem Gefährten — vermuthlich Demjenigen, welcher den Geist gemacht haben würde, wenn der erste Anschlag gelungen wäre — abermahls in sein Haus treten. Er fragt nach der Ursache dieses neuen Zuspruchs, und die beiden Gaukler tischen ihm nunmehr folgende Geschichte auf:

Wir sind, sagen sie, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, keine Glaubensüberläufer, sondern dem Römisch-katholischen Glauben noch jetzt zugethane Exjesuiten*),

*) So nennt man die ehemahligen Mitglieder eines aufgehobenen Mönchsordens, welcher die Gesellschaft Jesu oder der Jesuitenorden genannt wurde. Man hob ihn auf, weil er sehr viel Unheil stiftete; allein er dauert den-

die der heilige Vater Papst in wichtigen Angelegenheiten ausgesandt hat. Wir wollen ihnen Alles offenbaren, weil wir wünschen, daß Sie das Glück, welches ihnen durch uns angeboten wird, nicht von sich stoßen mögen. Wissen Sie also, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welchem viele Klöster zerstört, oder von den Freigläubigen in Besitz genommen wurden, die in solchen Klöstern lebenden Mönche und Nonnen ihre Schätze vergruben und ein Verzeichniß davon, wie auch eine genaue Beschreibung von dem Orte, wo sie dieselben eingescharrt hatten, nach Rom schickten. Der Papst nun, welcher alle diese Verzeichnisse besitzt, sendet von Zeit zu Zeit treue Leute aus, um diese Schätze wieder auszugraben. Solche Abgeordnete sind auch wir; und Sie begreifen nunmehr, woher wir so zuverlässig wissen konnten, daß gerade hier, und zwar oben bei dem alten Klostergemäuer ein solcher Schatz verborgen liege."

Der gute Pfarrer hatte die Geduld gehabt, die Betrüger ausreden zu lassen. Jetzt aber wies er sie mit Verachtung ab, und verbot ihnen ein für allemahl, mit diesen oder ähnlichen Zumuthungen ihm jemahls wiederzukommen. Sie gingen und wandten sich (wie ich auf meiner fernern Reise erfuhr) nach einem namhaften Orte, wo es ihnen glückte, nicht nur einen gewissen Prinzen, sondern auch verschiedene andere vornehme Personen, worunter sogar Konsistorialräthe waren, in ihr Netz zu ziehn. Hier fingen sie endlich an, falsches Geld zu münzen. Die Sache wurde entdeckt; sie selbst verschwanden, und man verheimlichte den Vorgang, um

---

noch, leider! noch immer fort, nur daß die Glieder desselben keine Ordenskleider mehr tragen und sich jetzt Exjesuiten nennen.

der wichtigen Personen willen, welche Antheil daran genommen hatten.

Ich habe diese Begebenheit erzählt, um meine jungen Leser ernstlich zu warnen vor Betrügern dieser Art, welche die Kunst, Schätze zu graben, oder Geister zu sehn, oder Gold zu machen, zu besitzen vorgeben, doch ja auf ihrer Hut zu sein, weil tausend ältere und neuere Erfahrungen beweisen, daß der Glaube an solche vielversprechende Wundermänner allemahl die Folge habe, daß die Betrogenen entweder an Geist oder an Vermögen, oder an beiden zugleich verarmen, und für ihre Leichtgläubigkeit durch Verstandesschwäche, Schwermuth, Mangel und tiefes Elend büßen müssen. Die Wuth, ohne Fleiß und Arbeitsamkeit Schätze sammeln und Dinge erfahren zu wollen, deren genauere Kenntniß uns für dieses Leben noch nicht beschieden ist, nimmt immer mehr und mehr Ueberhand. Fürsten und Handwerksleute, Priester und Kriegsmänner, Jünglinge und Greise, Männer und Weiber sind davon angesteckt, und rennen blindlings der Grube zu, welche menschenfeindliche, in den Mantel der Weisheit und Frömmigkeit gehüllte Schurken für sie gegraben haben. O meine jungen Freunde und Freundinnen! flieht, so lieb euch eure Wohlfahrt ist, flieht Alle, welche durch Aberglauben, Schwärmerei und vorgegebene verborgene Wunderkünste euch von dem geraden Wege des gesunden und schlichten Menschenverstandes abzulocken suchen, fest überzeugt, daß sie, wenn ihr auf ihre Gaukeleien achtetet, euch in Irrgänge führen würden, aus welchen man höchstselten einen Ausgang findet! Laßt euch warnen, ihr Lieben; und glaubt der Versicherung eines wohlmeinenden Freundes, der über Das, was dem Menschen gut oder schädlich ist, lange nachgedacht und vielfältige Beobachtungen

gesammelt hat; der Versicherung, daß der Weg zur Glückseligkeit nicht dunkel und geheimnißvoll, sondern für Jeden, welcher gesunde Augen des Verstandes und guten Willen hat, hinlänglich erhellt und ohne Anwendung geheimer Künste leicht zu finden sei. Wer von dem Gegentheile euch zu überreden sucht, von dem dürft ihr zuversichtlich glauben, bis ihr es einst aus eigener Beobachtung wissen werdet, daß er entweder ein Betrogener oder ein Betrüger sei.

14.

Beschreibung der Bergstraße. Reise über Heidelberg und Bruchsal nach Karlsruhe.

Ich hatte vor meiner Abreise von Jugenheim das Vergnügen, zu erfahren, daß ich, ohne es zu wissen, so glücklich gewesen war, mir die ländlichen Bewohner dieses Bergdorfs zu Freunden zu machen. Ein junger Bursche hatte den Pfarrer um ein Historienbuch angesprochen; dieser hatte ihm meinen Robinson gegeben, und Jener war damit an einem Sonntagsabend in die Schenke gegangen. Hier hatte er angefangen, der Versammlung etwas daraus vorzulesen; und da diese das Ding schnakisch fand, so verbreitete sich das Gerücht davon ins Dorf. Die Versammlung wuchs; der Vorleser, durch diesen Beifall ermuntert, stellte sich jeden Sonntagsabend mit seinem Buche wieder ein, und nicht lange, so sah er das ganze Dorf um sich her versammelt, welches seinen Vorlesungen bis nach Mitternacht mit der größten Aufmerksamkeit beiwohnte. Der Pfarrer, der in seinem Dorfe auf Ordnung hält, und dem die Ursache der langen nächtlichen Versammlungen unbekannt war, machte einigen seiner Pfarrkinder Vor-

würfe darüber, und ermahnte sie, künftig früher nach Hause zu gehn. Allein diese antworteten ihm sehr unbefangen: daß der Peter ihnen da aus einem so kuriösen Historienbuche vorläse, daß sie gar nicht davon wegkommen könnten. — Man sieht, daß der Bauer auch noch für etwas Anders, als für seinen Eulenspiegel, Sinn hat, wenn ihm nur etwas Anders in die Hände gespielt wird.

Der freundschaftliche Pfarrer Lindemeyer begleitete mich am folgenden Tage nach Auerbach und von da nach Heppenheim, einem gleichfalls an der Bergstraße liegenden kurmainzischen Städtchen, wo ich die Post erwarten wollte. Hier schied er von mir, und ich habe Ursache zu glauben, daß seine Empfindungen bei unserer Trennung den meinigen gleich waren. Friede sei mit ihm an dem Tage, da er dieses lesen wird!

Indem ich die Bergstraße entlang fuhr, hatte ich abermahls Gelegenheit, die bekannte Bemerkung, daß übertriebene Beschreibungen der beschriebenen Sache allemahl zu schaden pflegen, an mir selbst bestätiget zu sehen. Ich hatte von dieser berühmten Straße so sehr viel Lobpreisungen theils gelesen, theils gehört, daß meine Neugierde dadurch äußerst gespannt worden war. Der Pinsel meiner Einbildungskraft war dabei auch nicht müßig geblieben, und hatte mir höchst wunderbare Naturgemählde vorgeschildert, wovon ich nunmehr die Urwerke selbst sehen sollte. Mit dieser Gemüthsstimmung trat ich die Reise auf dieser Straße an.

Das Geringste, was ich mir vorgestellt hatte, war, daß der Weg in einer gewissen beträchtlichen Höhe an den Seitenwänden des Kettengebirges fortlaufen und überall eine weite herrliche Aussicht in eine paradiesi-

sche Ebene gewähren würde. Es war mir daher schon gar nicht recht, da ich fand, daß er fast immer auf der Ebene blieb, und sich nirgends mit einiger Kühnheit erheben wollte. Aber es wird noch kommen, dachte ich, und war mit meinen Blicken immer voraus. Es folgte Berg auf Berg, und zwischen den Bergen ein hübsches Thal nach dem andern. Schön! dachte ich; aber es wird noch viel schöner kommen. Ich fuhr in einer ununterbrochenen Doppelreihe von Wallnuß- und andern Obstbäumen hin; hatte zu meiner Rechten einen unübersehbaren Feldgarten, der einen unbeschreiblichen Segen von Feld- und Gartenfrüchten darbot; zu meiner Linken, bis an die Mitte der Berge, nichts als Weingelände mit Kastanien-, Mandeln-, Pflaumen-, Pfirsichen und andern feinen Obstbäumen durchpflanzt. Herrlich! sagte ich; aber es wird gewiß noch viel herrlicher kommen. So war, der überspannten Erwartung wegen, meine ganze Aufmerksamkeit mehr auf Das, was noch kommen sollte, als auf Das, was wirklich vor mir lag, gerichtet, und — zu meiner Beschämung muß ich gestehn! — ich genoß darüber von dem vielen Schönen und Herrlichen, welches Natur und Fleiß links und rechts vor mir ausgebreitet hatten, nicht halb so viel, als mir davon zu Theil geworden wäre, wenn die Beschreiber dieser angenehmen Straße meine Erwartung minder gespannt gehabt hätten. Erst am Ende, da ich Heidelberg schon im Gesicht hatte, sah ich den Schaden ein, der mir daraus erwachsen war, und da dachte ich denn bei mir selbst: o wenn doch alle die jungen Leute, die dis künftig in deiner Reisebeschreibung lesen werden, ein Beispiel daran nehmen wollten, wie thöricht es sei, sich gar zu große Erwartungen und Hoffnungen von der Zukunft zu machen und darüber

den Genuß derjenigen Glückseligkeit zu verabsäumen, welche das Gegenwärtige darbietet! Möchten doch alle den Weg des Lebens mit größerer Weisheit betreten, als ich die Bergstraße befuhr, und nicht erst am Ende desselben, wie ich bei Heidelberg, zu spät erkennen — daß er durch manche wunderschöne Gegend lief!

Ungeachtet diese Straße einige dreißig Meilen weit ununterbrochen bis Basel fortläuft und das zusammenhangende Gebirge immer zur Seite behält, so versteht man doch unter dem Namen der Bergstraße gemeiniglich nur denjenigen Theil derselben, der bei Eberstadt, eine halbe Meile von Darmstadt, anfängt, und bis Heidelberg eine Strecke von ungefähr sechs Meilen durchläuft. Die Länder, welche diese Straße berührt — Kurmainz und vornehmlich die Pfalz — gehören unter die fruchtbarsten und gesegnetesten in Deutschland. Der Boden bedarf hier so wenig Anbau, und bringt gleichwol so viele, so mannichfaltige und so schöne Früchte hervor! Außer den in Niedersachsen bekannten Feld- und Gartenfrüchten, trägt der hiesige Acker auch Spelt und Dinkel, zwei Getreidearten, wovon jene, welche vortreffliches weißes Mehl gibt, dem Weizen, diese der Gerste gleicht. Beide Länder, sowol Pfalz als auch Mainz, sind die weinreichsten in Deutschland und liefern die edelsten Arten des sogenannten Rheinweins. An Baum- und Gartenfrüchten sieht man hier einen solchen Ueberfluß, daß man glauben sollte, die Einwohner hätten an diesem allen ihren hinreichenden Unterhalt. Und dennoch gibt es der Armen, der Bettler im eigentlichsten Verstande, in keinem andern Lande mehr als hier, es müßte denn in der Gegend der vier Waldstädte sein. Und woher dieses? Vermuthlich aus mehr als Einer Ursache. Ohne mir an-

maßen zu wollen, diese Ursachen alle während meines kurzen Aufenthalts allhier erforscht zu haben, will ich meinen jungen Lesern nur diejenigen vorlegen, von welchen ich selbst mich zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Erstens fehlt es auch in diesen Ländern, wie in den meisten andern, noch an weislich eingerichteten Armenanstalten. Die Regierung zu Mainz scheint indeß diese für jeden Staat so wichtige Angelegenheit jetzt ernstlich zu Herzen zu nehmen. Dis schließe ich daraus, weil sie zur Zeit meines Aufenthalts in Frankfurt einen Mann von Einsicht, der über die Verbesserung des Armenwesens geschrieben hat, nach Mainz kommen ließ, um ihn zu ersuchen, einen Plan zur bessern Einrichtung ihres Armenwesens zu entwerfen.

Zweitens ist es eine allgemeine Bemerkung, daß in weinreichen Gegenden mehr, als in Kornländern, die größte Armuth und der größte Ueberfluß gemeiniglich dicht beisammen wohnen. Die Ursache davon ist diese. Der Wein geräth nicht immer; auf ein einziges vorzüglich gutes Jahr folgen nicht selten viele, theils ganz schlechte, theils höchstmittelmäßige hintereinander. Dem Wohlhabenden und Reichen schadet dieses nicht; es kommt ihm vielmehr zu Statten, um noch reicher zu werden. Denn dieser schüttet den Ueberfluß der guten Jahre auf, und verkauft ihn nicht eher, als bis ein vorzüglich schlechtes Jahr den Preis der Weine steigen macht. Dann wird er für den Mangel der schlechten Jahre mehr als hinreichend schadlos gehalten. Der ärmere Weinbauer hingegen muß alljährlich verkaufen, was er an Wein gewonnen hat; er kann daher auch den besten zur Zeit des Ueberflusses nicht anders, als wohlfeil verkaufen; und wenn hierauf wieder Mißwachs einfällt, so hat er nichts.

Drittens darf man nur wissen, daß Kurmainz ganz, die Pfalz hingegen zum Theil katholisch ist, und daß der jedesmahlige Kurfürst von Mainz, als ein geistlicher Fürst, die Regierung bei seinem Tode einem Fremden überlassen muß — um in diesen Ländern mehr Armuth und weniger Wohlstand zu erwarten, als, nach der natürlichen Beschaffenheit derselben, darin gefunden werden müßte. Wie das zusammenhänge, habe ich meinen jungen Lesern schon oben begreiflich zu machen gesucht.

Viertens gibt es sowol in Kurmainz, als auch in der Pfalz noch ganz besondere Ursachen der auffallenden Armuth und des großen Elendes vieler Unterthanen, die ich hier auseinanderzusetzen mich wol enthalten muß, weil ich, so Gott will! noch ein Paar Jahre in gemeinnütziger Thätigkeit verleben möchte, wozu man Gemüthsruhe und Gesundheit nöthig hat. Beide aber pflegt man heutiges Tages leicht einzubüßen, wenn man sich einfallen läßt, auf gewisse öffentliche Mängel und Mißbräuche öffentlich aufmerksam zu machen, welche gewisse Leute nur gar zu gern auf immer zu verbergen wünschten. Das ist eine Erfahrung, die ich erst neuerlich bei Gelegenheit Dessen gemacht habe, was ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen, von den großen Beschwerden der Stadt Wismar gegen ihre Stadtobrigkeit, aus reiner Menschenliebe bekannt zu machen mich gedrungen fühlte. Denn, daß ich für dieses Werk der Barmherzigkeit gegen eine ganze, ehemahls so blühende, jetzt in Verfall gerathene Stadt, nicht Verdruß und Kränkung in vollem Maße einerntete, das lag nur an dem kleinen Umstande, daß ich mich glücklicherweise in den Stand gesetzt sah, Das, was ich beschrieben hatte, sobald es verlangt würde, vor aller Welt

Augen mit unwidersprechlichen Beweisen zu belegen. So glücklich aber ist man nicht immer, auch wenn man seiner guten Sache sich noch so sehr bewußt ist; und in solchen Fällen gebietet die Klugheit — zu schweigen.

Heidelberg liegt in einer überaus schönen und fruchtbaren Gegend am Neckar, der bei dieser Stadt sich aus dem Gebirge hervorwindet, um noch drei Meilen lang den fettesten Theil der Pfalz zu durchströmen, und sich dann bei Manheim mit dem Rheine zu vermählen. Man sah hier noch die Trümmer einer bedeckten hölzernen Brücke, welche dieser Strom vor einigen Jahren, bei dem bekannten fürchterlichen Eisgange, zerrissen hat; und ich erstaunte, da man mir in der Stadt die unglaubliche Höhe zeigte, bis zu welcher das Wasser dieses Stroms damahls angeschwollen war. Diese Brückentrümmer passen übrigens vortrefflich in die ganze höchstmahlerische Landschaft, welche die Stadt Heidelberg mit dem zerfallenen großen kurfürstlichen Schlosse und den umliegenden Bergen bildet. Fast sollte man glauben, daß dis die Ursache sei, warum die Regierung noch keine Anstalten getroffen hat, diese der Stadt Heidelberg nicht bloß zur Zierde, sondern auch zum großen Nutzen gereichende Brücke wiederherzustellen. Im Preußischen, wo man das Nützliche dem Schönen vorzuziehen pflegt, würde sie vermuthlich schon wieder dastehn *).

Die Gegend, worin Heidelberg liegt, wird für eine der schönsten in Deutschland gehalten; und ich glaube, daß man Recht habe. Denn was nur immer

*) Ein Jahr nach dem Hiersein des Verfassers ist sie wirklich wiederhergestellt worden.

zu einer vorzüglich schönen Lage eines Orts erfodert werden mag, das sieht man hier beisammen. Die Stadt selbst liegt an einer Anhöhe innerhalb eines Halbkreises, den schöngeformte und weinreiche Berge bilden, zwischen welchen der grünliche Neckar sich majestätisch hervorwälzt. Da, wo dieser Halbkreis sich öffnet, sieht man in den weiten paradiesischen Garten hinaus, den die fruchtbaren Ebenen der Pfalz bilden, und welcher erst in einer Entfernung von sechs bis acht Meilen von dem Vogesischen Gebirge begrenzt wird. Aber ich wollte ja nicht mahlen.

Die Stadt selbst ist noch ziemlich gut gebaut; aber Handel und Gewerbe scheinen hier bei weiten nicht so stark zu blühen, als sie, der bequemen Lage nach, und wenn die Regierung auf die Beförderung derselben ein wenig mehr Aufmerksamkeit verwenden wollte, blühen könnten. Daß eine Hochschule an diesem Orte sei, wird man nicht gewahr; so unbedeutend ist sie jetzt. Vermuthlich haben meine jungen Leser von der kostbaren Büchersammlung gehört, welche dieser Stadt ehemahls zu einer so großen Zierde gereichte; aber auch diese ist leider! nicht mehr hier. Als nämlich der kaiserliche General Tilly im dreißigjährigen Kriege die Stadt eroberte, wurde der größte Theil dieser herrlichen Büchersammlung, welche die größten Seltenheiten enthielt, dem damahligen Papste Gregorius XV. geschenkt, der sie mit der vatikanischen Bibliothek zu Rom vereinigte.

Merkwürdig ist es, daß an diesem Orte alle drei Glaubenszünfte der christlichen Kirche — die katholische, lutherische und reformirte — einer freien Religionsübung genießen; ein Vorzug, der diese Stadt allein blühend machen könnte, wenn diese Freiheit nicht, aus Unduldsamkeit und Zunfteifer der einzelnen Parteien

gegen einander, und besonders durch die Erweiterungssucht und den Unterdrückungsgeist der Römisch-katholischen, auf mancherleiweise wieder beschränkt würde. Man schätzt die Zahl der Einwohner dieser Stadt auf 9 bis 10,000; allein der Augenschein müßte hier außerordentlich trügen, wenn diese Zahl nicht um ein paar Tausend zu hoch angesetzt sein sollte.

Das bekannte Heidelberger Weinfaß, welches unter den Seltenheiten dieses Orts gemeiniglich zuerst genannt zu werden pflegt, kann ich meinen jungen Lesern nicht beschreiben, weil ich leider! nicht die Neugierde hatte, es mir zeigen zu lassen. Ich weiß bloß, daß es vor einigen dreißig Jahren neu erbaut worden, und — von so ungeheurer Größe ist, daß es 330 Fuder und drei Eimer Wein*), d. i. ungefähr 316,896 Quartflaschen enthält. Man denke sich hienach den großen Umfang, den dieses Weinfaß haben muß!

Von Heidelberg reisete ich nach Bruchsal, in der hiesigen Mundart Brusel genannt, welches die Hofstadt des Bischofs von Speier ist. Der erste Anblick dieser Stadt ist, wenn man von Heidelberg herkommt, überraschend schön, weil man, von dieser Seite kommend, zuerst in die Neustadt tritt, die, außer dem ansehnlichen bischöflichen Palaste und den dazu gehörigen Gebäuden, aus lauter hübschen Häusern in neuerem Geschmacke besteht, die eine ungemein regelmäßige Straße bilden. Die größere Altstadt hingegen sticht

*) Ein Fuder Wein enthält in diesen Gegenden sechs Ohm, ein Ohm aber ungefähr 160 niedersächsische Quartflaschen. Ein Eimer ist zu Hamburg der fünfte Theil eines Ohms.

stark dagegen ab, und ist, wie die alten Städte alle, unregelmäßig und altväterisch.

Bruchsal scheint ein sehr nahrhafter und daher auch sehr volkreicher Ort zu sein; welches wol zum Theil dem glücklichen Umstande zuzuschreiben ist, daß er an einer sehr stark befahrnen Straße liegt. Alles nämlich, was aus der Schweiz, dem südlichen Frankreich und aus Schwaben kommt und nach Frankfurt will, das muß seinen Weg über Bruchsal nehmen. Man findet daher gemeiniglich die hiesigen Gasthöfe mit Fremden, die Straßen mit Frachtwagen besetzt; und das führt Geld und Nahrung her. Auch wird hier viel Tabak verarbeitet, und vor den Thoren der Stadt liegt ein beträchtliches Salzwerk.

Ich trat nunmehr aus den Rheinischen Kreisen in den Schwäbischen, und zwar in die Markgrafschaft Baden ein. Mein Weg ging über Durlach nach Karlsruhe. Der erste von diesen beiden Orten sieht wie alle diejenigen aus, welche ehemahls Hofstädte waren, aber dieses Vorzugs in der Folge beraubt wurden — er liegt in Verfall. Ein solcher Ort hatte sich einmahl daran gewöhnt, seine Hauptnahrung aus dem Aufwande, den der Hof machte, zu ziehn; nun wird der Hof nach einer andern Stadt verlegt; jene Nahrungsquelle ist also verstopft, und die betroffene Bürgerschaft, welche darauf nicht gefaßt war, und sich auf keine anderweitige Hülfsmittel in der Geschwindigkeit zu besinnen weiß, verarmt. So ging es Durlach, da der markgräfliche Hof für gut befand, seinen Wohnsitz von da nach Karlsruhe zu verlegen. Jetzt sieht dieser Ort wie ein alter Mann aus, der ehemahls wohlhabend war, nun von Nahrungssorgen gebeugt wird und dadurch vor der Zeit veraltert.

Aber wenn dieser Anblick einem, an Allem, was Menschenglück betrifft, theilnehmenden Gemüthe nothwendig Mißvergnügen machen muß, so wird man für das Unangenehme dieser Empfindung, sobald man auf der andern Seite der Stadt wieder aus dem Thore hinausgeht, durch einen unbeschreiblich schönen Anblick schadlos gehalten. Man tritt nämlich in eine doppelte Baumreihe ein, wovon ich zu behaupten wage, daß sie eine der schönsten in der Welt ist; und die davon beschattete Kunststraße läuft durch eine Ebene, welche so herrlich angebauet ist, daß man schon hier von der Badenschen Landwirthschaft eine recht große Meinung bekommt. Diese beiden Baumreihen muß ich aber etwas umständlicher beschreiben.

Sie bestehen aus lauter Italienischen Pappeln. Meine jungen Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen von dem schnellen Wachsthume dieses schönen Baumes redete, und den Gedanken äußerte, daß die Fortpflanzung desselben und anderer Pappelarten, in Gegenden, welche holzarm sind, von großem Nutzen sein würde. Was ich damahls darüber sagte, gründete sich bloß auf ein paar kleine Versuche, die ich selbst damit angestellt hatte, und woraus ich mich überzeugte, wie leicht und schnell diese Baumart durch bloße Reiser fortgepflanzt werden könne. Aber Alles, was ich damahls davon wußte, wurde durch Das, was ich hier davon vor Augen hatte, bei weiten überwogen. Ich sah eine doppelte Reihe dieser Bäume von erstaunlicher Höhe und von der Dicke einer siebzigjährigen Fichte, alle von gleicher Größe, alle mit spitzzulaufenden Gipfeln, alle einander so gleich an Höhe und Wuchs, als wenn sie mit der Scheere und nach dem Richtscheit be-

schnitten wären; und zu meinem Erstaunen hörte ich, daß alle diese Bäume erst vor 14 Jahren, als kleine fingerdicke Reiser gepflanzt worden waren. Also innerhalb 14 Jahren kann man von dieser Baumart einen Wald zuziehen, der an Höhe und Dicke der Bäume einen siebzigjährigen Fichtenwald übertrifft! Und dazu bedarf man weiter nichts, als — eine Menge junger Reiser, von welchen jeder alte Baum einige hundert liefern kann. Wie freute ich mich, meine Vermuthung über den Nutzen dieser Baumart hier so augenscheinlich bestätiget zu finden!

Diese schnurgeraden Baumreihen sind eine halbe Meile lang, und verbinden Karlsruhe mit Durlach. Die Kunststraße, welche davon beschattet wird, gehört unter die besten, die man sehen kann, weil sie, statt kleingeschlagener Steine, mit Grand aus dem Bette des Rheinstroms bedeckt ist. Man rollt darüber hin, als fahre man auf Dielen; und der ferne Anblick des geschmackvollen Thors von Karlsruhe, verbunden mit der ergetzenden Aussicht in wohlangebaute, lachende Fluren auf beiden Seiten der Kunststraße, macht diese Fahrt zu einer der angenehmsten, die man sich nur denken kann.

Karlsruhe — doch dieser Ort ist eines eigenen Kapitels werth.

15.

Aufenthalt zu Karlsruhe. Reise von da über Rastadt nach Kehl.

Karlsruhe ist, so viel ich weiß, eine der regelmäßigsten Städte in Deutschland, und gehört überhaupt zu den seltenen Oertern, die nicht von ungefähr

und nach und nach, sondern auf einmahl und zwar nach einem vorher entworfenen regelmäßigen Plane entstanden. Der Grundriß dieser Stadt gleicht einem Fächer, in welchem das markgräfliche Schloß den Knopf, die verschiedenen Hauptstraßen eben so viele Fächerstäbe oder Fächerfalten vorstellen. In welcher Hauptstraße man daher auch sein mag, so erblickt man immer am Ende derselben das Schloß, weil von diesem jede derselben abläuft. Steht man aber auf dem Thurme des Schlosses, welcher beim Eingange in den sogenannten Hartwald liegt, so sieht man rund um sich her in 32 Straßen, wovon neune die Hauptstraßen der Stadt, die übrigen Durchschnitte durch den Wald sind.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Nettigkeit dieser Stadt entzückt den Reisenden, der zum erstenmahl hierher kommt, über die Maßen. Die Straßen sind breit, schnurgerade und wohlgepflastert, die Häuser fast alle von einerlei Höhe, und größtentheils nach Einem Leisten zugeschnitten. Daraus entsteht denn aber freilich auch eine Einförmigkeit, welche sehr bald ermüdet, weil der menschliche Geist zwar die Regelmäßigkeit liebt, jedoch auch zugleich Mannichfaltigkeit verlangt, um mit jedem Blicke irgend eine neue Schönheit oder Vollkommenheit wahrzunehmen. Dis erfährt Jeder, der in Karlsruhe sich nur einige Tage verweilt, an sich selber, weil eben die große Regelmäßigkeit, die ihn beim ersten Anblicke entzückte, nach Verlauf dieser Tage ihm schon sehr langweilig vorkommt.

Das Schloß ist nur von Holz gebaut und gar nicht prächtig*); auch hat es wegen der fächerförmigen

---

*) Ein durchreisender Edelmann äußerte vor ungefähr 40

Anlage der Stadt, der es zum Endpunkte dienen sollte, eine etwas ungewöhnliche Form erhalten müssen, indem die beiden Flügel desselben von dem Hauptgebäude in stumpfen Winkeln ablaufen mußten. Nur für einen Hof, wie der markgräfliche ist, der seine Würde durch etwas Besseres, als durch Prunk und Ueppigkeit zu erhalten weiß, konnte ein solches Schloß bisher für zureichend gehalten werden.

Der hinter demselben befindliche Englische Garten hat eben so wenig etwas Prächtiges, aber desto mehr angenehme und sinnreiche Anlagen aufzuweisen. Ueberhaupt scheint in Allem, was man hier sieht, der Geist des edlen und weisen Vaters dieses glücklichen Landes zu weben, von dem ich, weil er unstreitig die größte Merkwürdigkeit von Karlsruhe ist, meinen Lesern eine etwas umständlichere Nachricht schuldig bin. Und hier wünsche ich, daß besonders meine fürstlichen jungen Leser mit Aufmerksamkeit vernehmen mögen, was — nicht die lobpreisende Posaune der Schmeichelei — sondern die Stimme der unbefangenen und unbestechlichen Geschichte von diesem Muster guter Fürsten zu melden hat.

Seitdem ich die Gelegenheit hatte, das Thun und Lassen mancher Fürsten in der Nähe zu beobachten, bin ich immer mißtrauisch gewesen gegen Das, was man —

Jahren seine Befremdung darüber, daß das Schloß von Holz, und nicht wenigstens von Backsteinen erbaut wäre. „Ich wollte nichts, als ein Obdach haben, antwortete der Fürst, und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne einen harten Druck derselben könnte ich nicht prächtiger wohnen."

Briefe eines reisenden Franzosen.

sei's zu ihrem Lobe, oder zu ihrem Tadel — zu sagen oder zu schreiben pflegt. Ich hatte nicht selten gesehn, wie wenig dazu gehört, um ein vortrefflicher, weiser, gütiger, ja sogar ein großer Fürst genannt zu werden; und ich hatte auf der andern Seite so oft bemerkt, wie wenig die meisten Menschen im Stande sind, die wahren Verdienste wirklich guter Regenten nach Wahrheit zu würdigen, daß ich mir schon lange zur Regel machte, weder in das Lob noch in den Tadel derselben einzustimmen, bis ich Gelegenheit gehabt hätte, mich entweder durch eigene Beobachtungen, oder durch eine hinreichende Menge wirklicher Thatsachen vorher selbst zu überzeugen. Wenn ich ja einiges Vorurtheil für oder wider einen noch lebenden Regenten mir erlaubte, so war es dieses: daß ich viel Gutes hoffte von Dem, über welchen ich seine eigenen Unterthanen mit großer Freimüthigkeit, oft mit Bitterkeit, urtheilen hörte, und daß ich im Gegentheil viel Schlimmes, wenigstens viel Schwaches und Sultanmäßiges bei Dem vermuthete, zu dessen Preise sich die Zungen seiner Diener mit den geschäftigen Federn der Zeitungsschreiber vereinigten. Das mag für Manchen, der den Lauf der Dinge noch nicht kennt, wol sehr sonderbar klingen; aber die Erfahrung ist auf meiner Seite.

Dem zufolge — ich gestehe es — hatte ich einigen Verdacht geschöpft, da man vor einiger Zeit anfing, über die weise nnd vortreffliche Regierung des jetzigen Herrn Markgrafen ein wenig allzulaut zu werden. Es muß doch, dachte ich, wol nicht so ganz richtig damit sein, weil man so viel darüber zu schwatzen weiß. Von Friedrich dem Einzigen und von dem edlen Herzoge von ** weiß man weniger zu schwatzen; und da ist doch wahre Größe, da ist doch wirkliche Regenten-

tugend! Ich schüttelte den Kopf und — schob mein unbedeutendes Urtheil auf.

Jetzt war ich an Ort und Stelle, und konnte mit eigenen Augen sehn, mit eigenen Ohren hören; und ich nahm mir vor, Beide so gut zu gebrauchen, als ich vermöchte. Aber gleich beim Eintritt in dieses Land wurde mir schon ein großer Theil meines obigen Zweifels abgenommen. Ich stieß auf Mißvergnügte, welche ohne Zurückhaltung ihren Herrn schalten, daß er sein Vertrauen oft unwürdigen Dienern schenke, welche zum Schaden des Landes Mißbrauch davon machten. O, sagte ich zu mir selbst, indem ich dieses hörte, der Hauptsache nach muß es hier doch recht gut stehn, weil man kein Bedenken trägt, seine vermeinten Beschwerden dem ersten dem besten Fremden an den Hals zu werfen. Ich lernte Männer von Verstand und Herzen kennen, welche oft um die Person ihres Fürsten sind; und hörte auch diese über das Gute wie über das Mangelhafte ihrer Verfassung und ihrer Staatsverwaltung mit großer Freimüthigkeit und ohne alles Lobpreisen reden; und der Schluß aller ihrer Urtheile war: daß die Absichten ihres guten Regenten allemahl die reinsten und besten wären, nur daß sie nicht immer erreicht würden; daß sein eigenes Urtheil fast immer richtig, seine eigenen Plane fast immer die weisesten und wohlthätigsten wären, nur daß er aus zu großer Bescheidenheit und aus gar zu weit getriebenem Mißtrauen gegen sich selbst, oft mehr dem Urtheile Anderer, als seinem eigenen folge. Jetzt war es mir schon ziemlich begreiflich, woher das laute Lobpreisen bei aller wahren Vortrefflichkeit des Gepriesenen rühren könne, und mein Zweifel sank immer mehr und mehr.

Ich sah mich im Lande um. Hier erblickte ich einen

Anbau, eine Bevölkerung und zugleich einen Wohlstand, dergleichen ich so allgemein und durchgängig noch in keinem andern Lande wahrgenommen hatte. Aber ich hörte auch von häufigen Auswanderungen der Badenschen Unterthanen in andere Länder reden; ein Umstand, der für ein so gesegnetes und so väterlich regiertes Land etwas sehr Befremdendes hat. Ueberall stieß ich auf Spuren einer milden und weisen Regierung; überall fand ich in den Herzen der Unterthanen eine ungeheuchelte Liebe und Verehrung gegen ihren guten Landesvater; aber ich hörte auch hie und da Klagen über öftere Vereitelung der liebreichen Absichten desselben, hie und da ziemlich lautes Murren über manche Bedrückung, wovon dem guten Landesvater nichts zu Ohren komme. Mein Zweifel hatte sich nunmehr völlig aufgelöst.

Ich brannte vor Begierde, den edlen Fürsten selbst zu sehn, und der edle Fürst kam meinem Wunsche zuvor, indem er mich zu sich laden ließ. Er empfing mich mit der ihm eigenen Herzlichkeit, und leitete das Gespräch auf den wichtigsten Gegenstand seiner Regentensorge, auf die Verbesserung der Schulen und der Sitten. Nicht ohne Rührung kann ich mich erinnern, wie oft er während dieses Gesprächs immer wieder auf die ihm einzig und allein am Herzen liegende große Frage zurück kam: wie man es anzufangen habe, um die Menschen nicht bloß klüger, geschickter und reicher, sondern auch besser und dadurch glücklicher zu machen? Ich begreife, sagte er, daß man den Unterricht erleichtern und der Jugend bessere und gemeinnützlichere Kenntnisse in kürzerer Zeit auf eine angenehmere Weise, als ehemahls, beibringen könne; aber wie wollen wir es angreifen, um dem allgemeinen Sittenverderbniß zu steuern, Tugend und Rechtschaffenheit unter die Men-

schen zu verbreiten, und sie dadurch fähig zu machen, einer wahren, innern Glückseligkeit zu genießen? Ich gestehe, daß mir diese Frage in dem Munde eines Fürsten eben so neu, als rührend war.

Besonders erfreulich war es mir, bei dieser Unterredung zu hören, was für würdige Begriffe dieser menschenliebende Regent von der Bestimmung unserer Brüder in den niedrigen Ständen, oder des sogenannten gemeinen Mannes unterhält. Um diese bisher am meisten vernachlässigte Klasse von Menschen schien er gerade am meisten bekümmert zu sein. Er war durchdrungen von der Wahrheit, daß auch diese einer größern Veredelung fähig sie, und daß der Regent die Pflicht auf sich habe, für eine zweckmäßige größere Aufklärung derselben Sorge zu tragen; aber wer zeigt uns, fragte er, den Punkt, bis zu welchem wir in der Beförderung dieser Aufklärung des gemeinen Mannes gehen dürfen, oder besser, wer bestimmt uns die eigentlichen Gegenstände, über welche, und die eigentlichen Grenzen, bis zu welchen diese Aufklärung sich verbreiten darf? Es ist hier der Ort nicht, Dasjenige, was der fürstliche Weise mit eben so großer Einsicht als Wärme hierüber redete, vorzulegen; aber man sieht aus den bloßen Fragen schon, welche Gegenstände des Nachdenkens ihn am meisten beschäftigen müssen.

Je näher man diesen liebenswürdigen Fürsten kennen lernt, desto zweifelhafter wird man, ob man ihn den Weisen oder den Gütigen nennen soll. In der That verdient er beide ehrenvolle Titel in gleichem Maße. Er ist frei von allen den verderblichen Leidenschaften und Liebhabereien, wovon auch den besten Fürsten wenigstens eine oder die andere anzukleben pflegt. Weder geizig noch verschwenderisch, ist er von karger

Habsucht und von Pracht und Ueppigkeit gleich weit entfernt. In stiller Größe und edler Einfachheit geht er in allen Dingen auf der goldenen Mittelstraße einher. Seine Zerstreuungen bestehen in rastloser Thätigkeit zum Besten seiner Unterthanen; wohlgewählte Bücher, verbunden mit lehrreichen Gesprächen über das Gelesene, machen seine einzige Erholung aus. Er ist weder Jäger, noch Spieler, und schweift weder bei der Tafel, noch auf irgend eine andere Weise aus. Sogar das Soldatenspiel, dem die meisten andern Fürsten ergeben sind, scheint für ihn nichts Anziehendes zu haben. Das sind Züge des Weisen; jetzt noch ein paar andere, in welchen meine jungen Leser auch den Gütigen erkennen werden.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Wuth des Auswanderns auch viele markgräfliche Unterthanen ergriffen hat; und ich werde die räthselhafte Frage, wie dieses unter der Regierung eines so guten Fürsten je der Fall sein konnte? nachher aufzulösen suchen. Als man dieses Auswandern bemerkte, stellte man dem Markgrafen die Nothwendigkeit vor, Verfügungen deshalb zu treffen, um die Ueberläufer mit Gewalt zurückzuhalten; allein er verwarf diesen Rath, und zwar aus einem Grunde, der seinem Herzen Ehre machte. „Er wolle,“ sagte er, „nur über freie Leute herrschen; er habe seine Unterthanen von der Leibeigenschaft losgesagt, es müsse ihnen also auch erlaubt sein, zu gehen, wohin sie wollten, wenn es in seinem Lande ihnen nicht mehr gefalle.“ Was sagen meine jungen Leser zu dieser Aeußerung?

Ein ähnlicher Zug! Kurz vor meiner Ankunft in Karlsruhe hatte man ihm vorgestellt, daß der wahrscheinliche Ueberfluß des disjährigen Weins es durchaus

erfodere, daß Se. Durchlaucht ihren großen Weinvorrath vom vergangenen Jahre verkaufen ließen, um Platz für den neuen Wein zu gewinnen. Allein was antwortete der gütige Landesvater? „Ich weiß," sagte er, „daß viele meiner Unterthanen gleichfalls noch große Weinvorräthe liegen haben. Lasse ich meine Keller öffnen, so werde ich Jenen den Markt verderben, und Schuld daran sein, daß ihnen ihre Weine liegen bleiben. Das wäre unbillig von mir gehandelt. Man lasse also — auch mit Gefahr, den disjährigen Segen nicht unterbringen zu können — meine eigenen Keller so lange verschlossen, bis meine Unterthanen durch guten Verkauf die ihrigen werden ausgeleert haben. Der besondere Vortheil des Fürsten muß dem allgemeinen Vortheile seiner Unterthanen nachstehen."

Ich küsse das Blatt, auf welchem ich diese wahrhaft fürstlichen und landesväterlichen Worte nachgeschrieben habe. Junge Prinzen, und ihr, Söhne der Edlen, die ihr einst als Räthe der Fürsten am Ruder des Staats sitzen werdet, habt ihr sie vernommen, diese goldenen Worte, werth in Marmor und Erz gegraben zu werden? Der besondere Vortheil des Fürsten muß dem allgemeinen Vortheile seiner Unterthanen nachstehn! Welche erhabene, und zugleich einfache, und doch auch zugleich neue Fürstenlehre! und wie verschieden von der, welche in den meisten andern Ländern befolgt wird! —

Was nun die räthselhafte Frage betrifft: woher es gleichwol komme, daß auch in diesem von der Natur so sehr begünstigten Lande, und unter der milden und weisen Regierung dieses Fürsten, von häufigen Auswanderungen, besonders nach dem österreichischen Gal-

lizien hin, gehört worden ist? so glaube ich, daß diese sonderbare Erscheinung aus folgenden Hauptursachen schon ziemlich begreiflich werde.

Erstens mag die sehr große Bevölkerung verschiedener Gegenden dieses Landes, besonders der obern Markgrafschaft, wo man 3 bis 4000 Köpfe auf eine Geviertmeile rechnet, wol Vieles dazu beigetragen haben. Mancher, der sich gern hätte anbauen mögen, fand keine Handbreit Landes mehr übrig, welche nicht schon ihren Besitzer hatte; er wanderte also aus, und ging nach Gallizien, oder Ungarn, wo der wüsten und ungebauten Strecken noch so viele sind. Mancher hätte gern ein Landeigenthum gekauft; allein er fand den Preis der Grundstücke in diesem starkbevölkerten Lande so erstaunlich hoch, daß er Verzicht darauf thun mußte. Er wanderte also aus, und ging nach Gegenden, wo er hundert Morgen umsonst erhalten konnte.

Zweitens fanden sich seit einiger Zeit überall, auch im Badenschen, österreichische Abgeordnete ein, welche den Leuten so viel Reizendes und Herrliches von den neuen Ländern vorzuspiegeln wußten, daß sie thörichter Weise, gleich dem Hunde in der Fabel, den guten Bissen im Munde fahren ließen, und nach einem bloßen Schatten schnappten. Der unwissende Landmann beurtheilte den Werth der Grundstücke und Freiheiten, die ihm in Gallizien angeboten wurden, nach Demjenigen, den diese Dinge im Badenschen haben, ohne dabei zu bedenken, wie viel Schweiß und Kosten erst angewandt werden müssen, um jene, noch in der Wildniß liegende Grundstücke urbar zu machen, und wie wenig Gelegenheit er nachher haben werde, die gewonnenen Erzeugnisse mit Vortheil abzusetzen!

Drittens hat man bemerkt, daß die meisten mark-

gräflichen Ueberläufer nicht sowol aus dem eigentlichen Baden, als vielmehr aus demjenigen Theile der Grafschaft Sponheim auswanderten, welcher ehemahls dem Markgrafen von Baden und dem Herzoge von Pfalzzweibrücken gemeinschaftlich gehörte, seit zehn Jahren aber zwischen diesen beiden Herren getheilt worden ist. In diesem Lande nun soll es, während der gemeinschaftlichen Regierung nicht zum ordentlichsten hergegangen sein. Die dadurch verwöhnten Unterthanen finden daher an der bessern Zucht und an der ordentlichern Verwaltung, welche die Badensche Regierung daselbst einzuführen sucht, keinen Geschmack, und — wandern lieber aus, als daß sie sich zu ihrem eigenen Besten fügen lernen. Man muß den Herren eine glückliche Reise wünschen!

Die obere Markgrafschaft Baden, oder das sogenannte Oberland, ist unstreitig eins der schönsten, fruchtbarsten, reichsten und angebautesten Länder, welche man in Deutschland sehen kann. Dieses Land bringt Alles, was sowol zu den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens, als auch zum Vergnügen gehört — Korn, Wein, Vieh, Obst, Wild, Fische u. s. w. — in Ueberfluß hervor. Auch gehören Bauern, welche 200,000 Gulden im Vermögen haben, hier nicht, wie anderwärts, zu den Seltenheiten, auf welche man mit Fingern weiset. Der Wohlstand ist vielmehr allgemein, und nur die Armuth ist etwas Seltenes hier. In der That erinnere ich mich nicht, in dem ganzen Oberlande auch nur einen einzigen Bettler gesehn zu haben. Aber überall sah ich wohlgekleidete und wohlgenährte Landleute; überall rothe, freie und sehr fröhliche Gesichter unter ihnen, überall augenscheinliche Beweise von einem Wohlbehagen, wovon der arme Landmann in den meisten andern Ländern wol nie einen Vorschmack gehabt haben mag!

Jammerschade, daß auch hier, wie überall, wo Wohlstand herrschend wird, der allgefräßige Wurm der Ueppigkeit die Wurzel der Glückseligkeit dieses frohen Volkes zu benagen bereits angefangen hat, und sie wahrscheinlicher Weise noch immer weiter benagen wird! Das Herz that mir weh, da ich die theuern Kleidungsstücke*), worin die hiesigen Bauernweiber einherstolzen, und andere Auswüchse der Ueppigkeit bemerkte, welche die untrüglichen Vorboten von Verfall und mannigfaltigem Elende sind. Möchte doch der Geist der Mäßigkeit, der Ordnung, der Einfachheit und einer weisen Sparsamkeit, welche dem Beherrscher dieses glücklichen Landes eigen ist, sich nach und nach über alle seine Unterthanen verbreiten und zum Volksgeiste werden!

Ich fand in Karlsruhe unter vielen andern lobenswürdigen Anstalten auch eine zur Beförderung der Thierarzneikunde, welche in allen andern Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Der Herr Markgraf hat nämlich einen jungen, fähigen Mann zu diesem Behuf reisen lassen; und nachdem dieser, mit Kenntnissen bereichert, zurückgekehrt war, so wurde verordnet, daß aus allen Aemtern junge Leute nach Karlsruhe kommen sollten, um sich hier in der bisher so sehr vernachlässigten und gleichwol so allgemein nöthigen Thierarzneikunde unterrichten zu lassen. Sicher wird diese Anstalt dem Lande jährlich einige hundert Stück Vieh erhalten, welche sonst ein Opfer der Unwissenheit geworden wären.

Ich nahm in Karlsruhe einen sogenannten Hau-

*) Sie tragen, z. B. um sich eine hohe Brust zu machen, seidene Halstücher von der Größe eines mittelmäßigen Tischlakens, wovon ihnen das Stück 25 Gulden kostet.

derer, d. i. einen Miethkutscher mit einem sehr leichten Wienerwagen, wofür man bis Rastadt, welches zwei gute Meilen davon liegt, nicht mehr als einen Französischen Laubthaler bezahlt. Schneller und angenehmer als mit diesem Fuhrwerke bin ich nie gefahren; aber freilich waren Weg und Wetter auch so schön, als man beide nur immer wünschen mag!

Rastadt, ehemals der Wohnsitz der Markgrafen von Baden-Baden, ist nunmehr auch in dem Falle, worin Durlach und andere ehemahlige Hofstädte sich befinden — sie leidet Mangel an Nahrung. Zwar hat man eine Stahlfabrik angelegt; aber diese kann eben so wenig, als die für Steingut zu Durlach, die ehemahlige Anwesenheit des Hofes und der Landesstellen ersetzen. Der Ort verarmt und wird immer mehr und mehr entvölkert. Hausmiethe und Lebensmittel sind daher unglaublich wohlfeil; und eine Familie, welche 500 Gulden zu verzehren hat, wird hier für wohlhabend gehalten. Das schöne Schloß, wogegen das zu Karlsruhe nur ein Bürgerhaus zu sein scheint, steht leer, wird aber doch gut unterhalten. Ich ließ mir dasselbe zeigen, nicht weil es ein Schloß, sondern weil es dasjenige Schloß ist, auf welchem der berühmte Rastädter Friede geschlossen wurde. Man führte mich in das Kabinet, in welchem die beiden großen Heerführer Eugen und Villars zusammenkamen, um diesen Frieden zu unterzeichnen; und noch sah man an der Wand die Dintenflecke, welche die Schreiber beim Ausspritzen der Federn gemacht hatten. Es ist Einem in einem solchen Zimmer doch ganz anders zu Muthe, als wenn man über Schlachtfelder reiset!

Nachdem ich hier einige Stunden verweilt hatte, fuhr ich mit einem neuen Hauderer weiter.

Bis dahin hatte ich auf meiner Reise einer mir ungewöhnlich guten Gesundheit genossen; allein diese schöne Zeit lief nunmehr zu Ende. Die außerordentliche Hitze, welche nach der bisherigen kalten und nassen Witterung eintrat, äußerte eine erschlaffende Wirkung auf meine Nerven und besonders auf meine Eingeweide. Ich wurde von Bauchschmerzen und Durchlauf befallen.

Krank und niedergeschlagen langte ich gegen Abend zu Kehl, einem kleinen markgräflichen Orte am Rhein, unweit Straßburg, an, welcher ehemahls bekanntlich eine Reichsfestung war. Ich beabsichtigte, gegen Abend über den Rhein bis nach Straßburg zu gehen; allein ich konnte nicht. Heftige Leibschmerzen zwangen mich, in das erste das beste Wirthshaus einzukehren, um daselbst zu übernachten. Da es mir wichtig war, sobald als möglich wieder hergestellt zu werden, so wünschte ich einen Arzt zu haben; allein der Arzt von Kehl war nur ein gemeiner Bartpfleger. Ich bat hierauf, daß man mir ein wenig Haberwelgen zubereiten möchte; aber unglücklicherweise war in ganz Kehl keine Habergrütze zu bekommen. Ein Glas Wasser also! — Dis wurde mir nun zwar gebracht, allein es roch von Fäulniß, und war durchaus ungenießbar. Der Ort liegt nämlich in einer so niedrigen und sumpfigen Gegend, daß man kein reines Quellwasser daselbst haben kann. Unmuthsvoll warf ich mich aufs Bette, und hoffte, daß ich Durst und Leibschmerzen würde verschlafen können; aber auch hier wartete meiner eine neue Widerwärtigkeit. Ein Schwarm von Schnaken (so nennt man in diesen Gegenden die Mücken) zerfetzte mir Gesicht und Hände; und wo diese nicht hinkommen konnten, da gingen mir gewisse andere kleine

Geschöpfe zu Leibe, die ich noch vielweniger von mir abzuhalten vermochte. Ich lag auf der Folter; und wenn ich jemahls eine lange, unangenehme Nacht verlebt hatte, so war es diese.

Kehl hat eine eben so traurige als ungesunde Lage. Die ganze Gegend ist morastig. Dis und die Französische Unsauberkeit, welche an diesem Grenzorte herrscht, machen, daß fast jeder Fremde, der sich hier eine Zeit lang aufhält, mit einem Fieber dafür büßen muß. Ich eilte daher am folgenden Morgen, so sehr ich konnte, ihn zu verlassen, und ließ mich nach Straßburg fahren, welches nur eine Stunde davon entfernt liegt.

16.

Uebergang über den Rhein nach Straßburg. Reise durch Oberelsaß, über Kolmar nach Basel.

Auf der hölzernen Brücke, welche Deutschland mit Frankreich verbindet, durchkreuzten sich in meiner Seele gar sonderbare Empfindungen. Ich fühlte eins ums andere Vaterlandsliebe, Wehmuth und Unwillen in mir aufwallen, indem ich an dem entgegengesetzten Ende der Brücke eine Französische Wache erblickte, wo ehemahls eine Deutsche stand, und dabei bedachte, wie viele Thorheiten, Laster und Elend von jener Seite des Stroms zu uns herübergebracht wurden! Freilich wurden uns auch Französische Kenntnisse und Französische Artigkeit herübergebracht; aber waren diese wirklich eine Schadloshaltung für die Deutsche Einfachheit, Geradheit, Mäßigkeit und Ehrlichkeit, welche darüber verloren gingen? — Da ich die Brücke zurückgelegt hatte, nahm ich von meinem lieben Vaterlande

durch einen wehmüthigen Rückblick Abschied, und mein Wagen rollte auf einer sehr schönen Kunststraße, die durch einen häßlichen Sumpf führt, der Stadt zu.

Meine Kränklichkeit dauerte fort, und die Sonnenhitze nahm überhand. Aus beiden Ursachen sah ich mich, während meines Hierseins, genöthigt, die meiste Zeit das Zimmer, oft sogar das Bett zu hüten. Der Bemerkungen, die ich unter diesen Umständen zu machen Gelegenheit hatte, konnten daher nicht viele sein.

Straßburg — ehemahls eine Deutsche freie Reichsstadt, jetzt dem Französischen Zepter unterworfen — ist ein großer wohlbefestigter Ort, dessen Straßen, aber wie gewöhnlich bei alten Städten, größtentheils ziemlich krumm und enge sind. Man schätzt die Zahl der Einwohner, ohne die Besatzung, welche 10,000 ausmacht, auf 45,000 Köpfe. Die vielen Fremden und Reisenden, wovon dieser Ort beständig wimmelt, mögen im Durchschnitt wol auch jedesmahl ein paar Tausend betragen.

Zur Erleuchtung der Straßen bedient man sich hier, wie in Paris, der Scheinwerfer oder sogenannten Réverbères, d. i. einer Art von Lampen, die an ein geglättetes Metall befestiget sind, welches, gleich einem Spiegel, das darauf fallende Licht derselben zurückwirft. Diese Scheinwerfer hangen mitten über der Straße an Stricken, welche man von einem Hause zum andern, in der Höhe eines Stockwerks, durch die Luft gezogen hat; und ungeachtet die Entfernung der einen Lampe von der andern ziemlich groß ist, so wird die Straße doch weit besser dadurch erleuchtet, als durch eine doppelt so große Anzahl gewöhnlicher Laternenpfähle geschehen könnte. Diese Art der Erleuchtung scheint daher besser und zugleich wohlfeiler,

als die gewöhnliche zu sein, und verdiente also in andern Städten nachgeahmt zu werden.

Was einem Fremden gleich beim Eintritte in Straßburg zuerst auffällt, das ist der sonderbare und, wie mir deucht, gar nicht vortheilhafte Kopfputz des hiesigen Frauenzimmers vom untern und Mittel Stande. Dieser besteht in einem sehr kleinen Käppchen von reichem Zeuge, welches nur eben den hintersten Theil des Kopfes bedeckt, indeß der größere Theil des unbedeckten Haares rund um dieses Käppchen herum kurzgekräuselt und gepudert ist. Der ganze Kopf erhält hiedurch eine Form, die von der, welche die Natur ihm gab, gar sehr verschieden und daher — wie jede andere Mode, welche die Formen der Natur verhunzt — ungemein häßlich ist.

Von den öffentlichen Gebäuden und sonstigen Merkwürdigkeiten der Stadt konnte ich nicht viele sehn, weil meine kränklichen Umstände mir nur zweimahl auszugehn erlaubten. Diese beiden Gänge nützte ich, um den Münster und diejenige Kirche in Augenschein zu nehmen, worin das berühmte Denkmahl des noch berühmtern Marschalls von Sachsen prangt. Der Münster, dieses erhabene und bewundernswürdige Meisterstück der Gothischen Bauart, welches an Kühnheit, Kunst und Größe wol schwerlich seines Gleichen hat, verdient vorzüglich gesehen zu werden. Man hat über 200 Jahr daran gearbeitet; ganz Elsaß mußte dabei frohnen, und Bettelmönche schleppten unermeßliche Summen zur Bestreitung der Baukosten aus allen Ländern herbei. Und doch ist das erstaunliche Felsengebäude bis auf diesen Tag noch nicht ganz vollendet worden. Denn statt zweier hohen Spitzen, welche der ungeheure Thurm eigentlich tragen sollte, hat er nur erst eine erhalten,

welches, von fern gesehn, eine Unförmlichkeit verursacht.

Das ganze Riesengebäude scheint ein einziger, durch Kunst bearbeiteter Fels von röthlicher Steinart zu sein. Die hohe Spitze des Thurms besteht aus lauter Säulenwerk und durchbrochener Arbeit, so daß man überall durch und durch sehen kann, welches ihr bei aller Größe, Festigkeit und Höhe, die sie hat, ein sehr leichtes und lichtes Ansehn gibt. Das ganze äußere Gebäude ist von unten bis oben mit einer unendlichen Menge und Mannichfaltigkeit von Zierrathen im Gothischen Geschmacke beladen, welche an jedem andern kleineren Hause einen widrigen Eindruck machen würden, hier aber, wenn ich meinen eigenen ungelehrten Empfindungen trauen darf, dazu dienen, das Erstaunen, welches von dem Ganzen erregt wird, durch die Verwunderung über die sonderbare Verbindung des Kleinzierlichen mit dem Großen und Erhabenen, nur noch mehr zu verstärken. Das Innere des Gebäudes ist, ganz wider die Art katholischer Kirchen, ziemlich einfach, und mit Verzierungen von Bildhauerarbeit, Gemählden u. s. w. keinesweges überladen.

Das obenerwähnte Denkmahl des Marschalls von Sachsen werden meine jungen Leser aus einem Kupferstiche, welcher ihnen wol einmahl zu Gesicht kommen dürfte, besser als aus jeder wörtlichen Beschreibung kennen lernen. Ich will sie daher nicht damit aufhalten.

Da Straßburg ein Grenzort ist, welcher aus einer Deutschen Reichsstadt eine Französische Königsstadt ward, so treffen die Deutschen und Französischen Sitten hier am meisten zusammen und schmelzen gleichsam in einander, so daß man hier weder jene noch diese

mit Dem, was ihnen eigenthümlich ist, sondern ein Gemisch von Beiden sieht, worin die deutsche Geradheit durch Französische Geschmeidigkeit, und die Französische Flatterhaftigkeit durch Deutschen Ernst gemäßigt wird. Diese Vermischung scheint keine unebene Wirkung, besonders bei Solchen zu thun, deren gesunder Verstand das Gute wie das Fehlerhafte in dem Eigenthümlichen beider Völker bemerkte, und Jenes anzunehmen, Dieses zu vermeiden suchte. Auch die beiden Sprachen, die Deutsche und Französische, gehen hier so schwesterlich gepaart im Schwange, daß es schwer fällt zu bestimmen, welche von ihnen die herrschende ist. Selten sieht man hier Leute von einiger Ausbildung, welche nicht Beide mit gleicher Fertigkeit reden.

Straßburg ist eine Zeitlang der Schauplatz eines berühmten Gauklers gewesen, dem der vornehme und gemeine Pöbel die zweideutige Ehre erwies, ihn für einen Wunderthäter zu halten. Der Mann nennt sich Cagliostro; aber wer er eigentlich sei? woher er stamme? wohin er mit seiner geheimnißvollen Wirksamkeit eigentlich ziele? das hat der angebliche Wundermann gar weislich in undurchdringliche Wolken zu hüllen gewußt. Der obgedachte Pöbel, der Alles, was sonderbar ist, anzustaunen pflegt, und welcher schwachköpfig genug ist, alles Ungereimte, wenn es nur den Schein des Wunderbaren und Uebernatürlichen an sich trägt, für möglich und für wahr zu halten, hat wunderseltsame Dinge von ihm geglaubt und ausgebreitet. Er soll Gold aus Blei, aus Kieselsteinen Demanten machen können! Er soll alle Krankheiten heilen, Greise wieder verjüngen, ja sogar Unsterblichkeit verleihen können*)!

---

*) Sollte man glauben, daß es, besonders unter dem vor-

Er selbst soll schon zu Christus Zeiten gelebt und ihm klugen Rath gegeben haben, den dieser aber leider! nicht befolgte. Er soll Geister hervorrufen und durch Hülfe derselben viel Wunderbares leisten können; und was des abgeschmackten Zeuges mehr ist! Sollte man sich vorstellen, daß solche ungereimte Fratzen in unsern erleuchteten Zeiten, sogar von feinen Leuten, welche sich einer guten Erziehung rühmen, sogar von Prinzen und Prinzessinnen angehört und — was noch ärger ist — geglaubt werden könnten?

Und doch geschah es. Der Wundermann bekam unglaublich großen Zulauf von Leuten aus allerlei Stän-

---

nehmen Pöbel, solche Erzpinsel gebe, welche sogar folgendes abgeschmackte und unsinnige Feenmärchen von diesem Wundermanne eine Zeit lang für wahr halten konnten? — Eine Dame, ich glaube, es war eine Prinzessinn, hatte ein Fläschchen voll Wundertropfen von ihm bekommen, wovon ein einziges Tröpfchen hinreichend war, aus einem alten Gesichte alle Runzeln zu vertreiben und das abgelebteste alte Mütterchen plötzlich wieder in ein junges, blühendes Mädchen zu verwandeln. Die Dame hatte dieses Fläschchen auf dem Nachttische stehen gelassen, und ihr naschhaftes Kammermädchen, welches in ihrer Abwesenheit Haussuchung hielt, glaubte wolhschmeckendes gebranntes Wasser darin zu finden, setzte es an den Mund und that einen Schluck daraus. Plötzlich wurde die Näscherinn, nicht bloß um einige Jahre verjüngt, sondern, weil sie so viel davon genommen hatte, in ein ungebornes Kind von der Größe eines kleinen Fingers verwandelt. Die Dame kam zu Haus, aber da war kein Kammermädchen, um sie auszukleiden. Sie klingelte, sie rief, sie erzürnte sich: umsonst! Endlich geht sie zum Nachttische, um sich selbst auszukleiden; und siehe! da erblickt sie die Figur einer Lilliputterinn, die auf dem Tische herumhüpft. Ein Blick auf ihre meist leere Flasche geworfen, erzählt ihr auf einmahl die ganze Geschichte.

den, vornehmlich aus den höhern. Sein Haus war unablässig mit Herrenwagen besetzt, und unter Denen, welche ihm den Hof machten, sah man sogar Prinzen vom königlichen Geblüte und Leute mit Stern und Ordensbändern in Menge. Sein Ton war gebieterisch, wie der eines Gesandten vom Himmel, seine Sprache bald räthselhaft, bald hochfliegend und wie die eines Propheten. Dabei heuchelte er eine Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit, welche an die Tugend eines vollendeten Heiligen zu grenzen schienen. Er heilte unentgeltlich; er theilte Almosen und Geschenke aus, ohne sich, dem Ansehn nach, von irgend Jemand wieder beschenken zu lassen; er machte seinen Kranken die Besserung ihres Herzens und die Austilgung aller unreinen Begierden zur ersten Bedingung ihrer Genesung. Hiedurch gewann er die Verehrung Derer, auf welche seine sonstigen Gaukeleien vielleicht keinen Eindruck würden gemacht haben.

Jetzt glaubte er, einen hinlänglichen Anhang zu haben, um mit glücklichem Erfolge eine größere und glänzendere Schaubühne betreten zu dürfen. Er ging nach Paris. Allein hier war es, wo er in einen allgemein bekannt gewordenen Rechtshandel verflochten und in die Bastille geworfen wurde, aus der er nach vollendeter Untersuchung zwar wieder losgelassen, aber doch auch zugleich des Landes verwiesen wurde.

Ich habe die Gelegenheit, von diesem sonderbaren Abenteurer zu reden, deßwegen ergriffen, um meine jungen Leser noch einmahl zu warnen, sich vor Leuten dieser Art, deren es in unsern hellen Zeiten mehr als jemahls giebt, sorgfältig in Acht zu nehmen, in der gewissen Ueberzeugung, daß Derjenige, der sich von ihnen einnehmen läßt, entweder um seine gesunde Vernunft oder um sein Vermögen, oft um Beide und um seine

Gemüthsruhe zugleich, gebracht werde. — Woher ich aber wisse, daß Cagliostro, wie alle andere Wundermänner seines Gelichters, Gaukler sind, fragen meine lieben Leser? Daher, weil die Erfahrung Leute dieses Schlages bisher immer als solche dargestellt hat; vornehmlich aber auch daher, weil sie fast immer für nöthig erachten, sich selbst und ihre Handlungen in den verdächtigen Mantel des Geheimnißvollen, des Wunderbaren und des Unbegreiflichen zu hüllen. Wer sich zu verstecken sucht, der fürchtet sich, entdeckt zu werden; wer die Entdeckung scheut, der hat entweder schon Böses gethan, oder geht damit um, es noch zu thun. Rechtschaffenheit und wahre Weisheit wollen weder schimmern, noch verborgen sein; sie gehen ihren stillen und geraden Gang am hellen Tage fort, unbekümmert, ob man sie bemerke oder nicht. Sie suchen sich keinen Anhang zu machen, und wenn sie ja, zur Beförderung ihrer gemeinnützigen Wirksamkeit, Verbindungen einzugehen für nöthig erachten, so verhehlen sie weder das Ziel, wonach sie streben, noch die Mittel, deren sie sich dazu bedienen wollen. Sie führen nicht ins Dunkle, und verlangen nicht daß man an sie glaube, sondern sie wünschen, daß man sie und ihre Handlungsarten untersuche und aufkläre, je mehr je lieber. Wer Glauben statt Untersuchung verlangt; wer Wunder statt Beweise verspricht, wer in geheimen Zusammenkünften geheimnißvolle Dinge verheißt, und die Wahrheit, statt sie immer mehr und mehr vor den Augen seiner Brüder zu enthüllen, geflissentlich zu verschleiern und in unbegreifliches Dunkel zu hüllen sucht: der kann kein Weiser und kein Menschenfreund sein; der gibt vielmehr eben hiedurch deutlich zu erkennen, daß er verborgene, unlautere

Absichten hege; von dem thut Jeder, der nicht angeführt sein will, wohl, sich entfernt zu halten, so weit er kann. Das räth die gesunde Vernunft, und die Erfahrung bestätiget es! — —

In Straßburg scheint man überhaupt, so wie in der nahe gelegenen Schweiz, für Schwärmereien jeder Art weit mehr Empfänglichkeit, und weit mehr Anlagen zu einem blinden Wunderglauben zu haben, als wir Andern, wenigstens in den nördlichen Theilen von Deutschland, in uns zu fühlen pflegen. Denn auch Mesmer, ein zweiter Wundermann von gleichem Schlage, hat hier eine Menge von Gläubigen und sehr eifrige Schüler gefunden, welche seine magnetischen Gaukeleien fortzusetzen und zu verbreiten suchen. Dieser Mann gibt nämlich vor, daß es, außer der eigentlichen magnetischen Kraft in dem bekannten Steine dieses Namens, noch einen gewissen thierischen Magnetismus im menschlichen Körper gebe, durch dessen Erregung die unheilbarsten Krankheiten geheilt und die wunderbaren Gaben der Wahrsagung und Prophezeihung verliehen werden können. Die Art, wie er dabei verfährt, ist folgende.

Unter gewissen feierlichen Vorbereitungen und Grimassen betastet und bestreicht der Wundermann den Körper Desjenigen, welcher magnetisirt oder — wie er sich gleichfalls ausdruckt — desorganisirt werden soll. Unter dieser Verrichtung schlummert der Kranke ein; und nun hat er auf einmahl die Gabe, zu weissagen und schlafend zu wissen, was ihm wachend unbekannt war. Er wird über allerlei Dinge ausgefragt, und auf jede Frage erfolgt eine vernehmliche Antwort, und zwar — o Wunder! — gerade die rechte. Man fragt ihn nach dem eigentlichen Sitze

und der Ursache seiner Krankheit; und der Träumer weiß beide auf ein Haar anzugeben. Man fragt ihn nach den Mitteln, die er gebrauchen müsse, um wieder zu genesen; und — o doppeltes Wunder! — er schreibt sie, trotz dem besten Arzte, vor, auch wenn er vorher nie die mindeste ärztliche Kenntniß hatte. Er bestimmt Zeit und Stunde, wann diese Mittel genommen werden müssen, er bestimmt die Größe der Gaben, er sagt ihre Wirkungen voraus, und weiß ganz genau, wann und in welchem Grade er durch den Gebrauch derselben genesen werde. Er weiß, was für Personen zugegen sind; er kann sogar durchs Gefühl Dinge unterscheiden, die er wachend vielleicht mit beiden Augen und allen übrigen Sinnen zugleich nicht unterscheiden konnte. Man läßt ihn z. B. ein beschriebenes oder bedrucktes Papier berühren; und er sagt euch mit geschlossenen Augen, ob die Schrift Deutsch, Lateinisch oder Hebräisch sei. Nicht wahr, das ist doch wunderbar genug!

Und was wollen wir nun dazu sagen, ihr jungen Freunde? Wollen wir die Wahrheit der Nachrichten, die uns davon gegeben werden, in Zweifel ziehn? Aber diese kommen zum Theil von so guten und lieben Leuten her, daß man eine vorsätzliche Erdichtung oder Verfälschung derselben unmöglich argwöhnen kann. Was also? — Das, was wir sagen und urtheilen, wann wir einen geschickten Taschenspieler unglaubliche Dinge verrichten sehn. In diesem Falle denkt oder spricht kein Vernünftiger: das ist ein Wunder! das übersteigt die menschliche Vernunft! das geht mit übernatürlichen Dingen zu! sondern wir Alle, die wir auf einen etwas ausgebildeten Verstand Ansprüche machen, denken und sprechen etwa so: ich weiß zwar nicht, wie der

Mann es anfängt, um mich so zu täuschen; aber daß ich wirklich getäuscht werde, und daß die wunderbaren Dinge, die ich da sehe, sich im Grunde ganz anders verhalten müssen, als sie mir vorkommen, davon bin ich zum voraus gewiß, auch wenn ich nie dahin gelangen sollte, es mir selbst oder Andern erklären zu können; davon überzeugt mich das ganze bisherige Verfahren der göttlichen Weisheit, welche, so lange die Welt steht, und so weit zuverlässige Geschichte reicht, nie Wunder um nichts und wieder nichts geschehen ließ, nie sich selbst entgegenarbeitete, nie einem Ehrgeizigen zu gefallen, der gern für einen Wunderthäter gehalten werden möchte, oder einem Habsüchtigen zu Liebe, der seinem Nächsten das Geld aus dem Beutel zu locken sucht, den natürlichen Lauf der Dinge änderte, und Wirkungen hervorbringen ließ, welche den bisherigen Gesetzen der Natur entgegen liefen*); davon überzeugt

*) Bis hieher war es allgemeines Gesetz der Natur: *wer etwas sehen will, der muß seine ihm dazu verliehenen Augen gebrauchen: wer die Dinge, die um ihn her sind, erkennen will, der muß einen, oder mehrere seiner Sinne dazu anwenden; wer vernünftig urtheilen will, der muß nicht schlafen, sondern wachen; und wer ein Arzt sein will, der muß die Arzeneiwissenschaft erlernt haben.* Wenn nun die weltregierende Vorsehung in unsern Tagen geschehen ließe, daß man mit geschlossenen Augen sehn, im Schlafe klüger als im Wachen und träumend dke Arzeneiwissenschaft ausüben könnte, ohne sie jemahls erlernt zu haben, so stieße sie ja offenbar die bisherigen Naturgesetze um, so arbeitete sie ja offenbar ihren eigenen Einrichtungen entgegen, so stritte sie ja wider sich selbst! Und wer ihr das zutrauen kann, dem muß

mich auch die bisherige allgemeine Erfahrung aller weisen und aufgeklärten Menschen seit vielen Jahrhunderten, als welche bezeuget, daß bei allen angeblichen Wundern, die in Zeiten geschehen, da man nicht mehr blindlings glaubte, sondern schon zu untersuchen pflegte, immer Täuschung oder Betrug zum Grunde gelegen haben. So denken vernünftige Menschen in Fällen dieser Art; und die Erfahrung hat noch immer bewiesen, daß sie recht daran thaten.

Es ist indeß die Pflicht eines jeden aufgeklärten Menschenfreundes, Erscheinungen dieser Art, wenn er Gelegenheit dazu hat, mit aller ihm möglichen Achtsamkeit untersuchen zu helfen. Ich hatte mir daher vorgenommen, die Entgliederung oder sogenannte Desorganisation, wo möglich, an mir selbst geschehen zu lassen, um zu erfahren, worin die Täuschung eigentlich bestehen möchte; allein meine fortdauernde Kränklichkeit wollte mir nicht gestatten, diejenigen Bekanntschaften zu machen, welche zur Erreichung dieser Absicht nöthig waren. Ich sprach indeß zu Straßburg einen Mann, der aus gleichem Beweggrunde eine solche Verrichtung ohne allen Erfolg an sich selbst hatte vornehmen lassen. Der Wundermann benachrichtigte ihn, daß seine Füße und Beine zuvörderst erkalten würden; allein Füße und Beine blieben warm, wie zuvor. Dann sollte er Kopfschmerzen fühlen; allein der Ungläubige fühlte nichts. Nach einigen andern vergeblichen Versuchen dieser Art erklärte Jener, daß eine gewisse Geneigtheit dazu gehöre, und daß ihm diese fehle. Ver-

---

es wol nicht schwer fallen, auch das Allerungereimteste zu glauben.

muthlich würde ich dieselbe Erklärung von ihm gehört haben, wenn es mir möglich gewesen wäre, seinen Gaukeleien beizuwohnen. Ich tröstete mich indeß wegen dieser Unmöglichkeit mit der Hoffnung, daß ich in Zürich bei Freund Lavater wiederfinden würde, was ich in Straßburg verfehlen mußte; und reisete, sobald ich mich einigermaßen wieder hergestellt fühlte, nach Kolmar ab.

Eine herrliche Fahrt! Kunststraßen, so eben, als wären sie mit Dielen belegt, ein Postwesen, wie man es in Deutschland, so weit ich es kenne, nirgends findet, und Landschaften, welche an Fruchtbarkeit, Anbau und Bevölkerung sogar die obere Markgrafschaft Baden hinter sich lassen! Um sich von der erstaunlichen Volksmenge in Oberelsaß einen Begriff zu machen, braucht man nur zu hören, daß auf den Wochenmarkt von Kolmar Leute aus 400 Ortschaften kommen und an dem nämlichen Tage wieder zu Hause fahren können. Also 400 Oerter innerhalb eines Umkreises, dessen Halbmesser ungefähr zwei oder drei Meilen beträgt; welche unglaublich große Bevölkerung!

Man fährt auf dieser Straße längs des Vogesischen Gebirges hin, welches den Vorüberreisenden eine große Mannichfaltigkeit von überaus schönen Ansichten darbietet. Jedes Glied in dieser langen Bergkette hat seine eigenthümliche mahlerische Form und Bekleidung; und fast jedes derselben prangt mit den Ueberresten eines Bergschlosses. An den Seiten und am Fuße dieser Berge liegen die Städte, Dörfer und Landgüter so nahe bei einander, daß sie beinahe ein einziger langer, zusammenhängender Ort zu sein scheinen.

Ich war kaum einige Meilen weit durch diese reichen und angenehmen Gegenden hingefahren, als ich

merkte, daß ich mich zu früh herausgemacht hatte. Meine Krankheit kehrte zurück, und ich vollendete den Rest dieser Tagereise in einer traurigen Gemüthsstimmung. Krank, schwach und mißmuthig kam ich zu Kolmar an, und mußte mich abermahls aufs Bett und in die Arme eines Arztes werfen.

Die größte Merkwürdigkeit von Kolmar hatte ich in Straßburg schon gesehn. Dis war mein ehrwürdiger Freund Pfeffel, den mein guter Geist gerade in den nämlichen Gasthof führte, worin ich selbst abgetreten war. Dieser merkwürdige Mann, der unter den Erziehern, Gelehrten und Dichtern unserer Zeit eine ansehnliche Stelle behauptet, ist, seit seinen Jünglingsjahren, auf beiden Augen blind. Er wurde nämlich, da er in Halle den Wissenschaften oblag, von einer schmerzlichen Augenkrankheit befallen, und reis'te nach Dresden zu einem gerühmten Augenarzte. Allein dieser Marktschreier machte das Uebel zehnmal ärger, als es gewesen war; und der unglückliche junge Mann mußte schon halb blind und von den empfindlichsten Augenschmerzen gepeinigt, davonreisen. So kam er zu Kolmar an. Herr Borell, ein hiesiger Arzt, der während meines Hierseins auch der meinige war, untersuchte den Zustand seiner Augen, und fand sie unheilbar. Wenn Sie, sagte er, von den Schmerzen, die Sie leiden, frei sein wollen, so ist dazu kein anderes Mittel vorhanden, als — sich beide Augen ausstechen zu lassen! Pfeffel schauderte; allein unvermögend, die Qualen, die er litt, länger zu erdulden, hielt er herzhaft seine kranken, schon meist blinden Augen dem Messer des Arztes entgegen, und — es war geschehen!

Nie habe ich einen Blinden gesehn, dem man die

Blindheit weniger anmerken konnte, als diesem meinen Freunde. Er ist so heiter und vergnügt, als wenn der Verlust des Gesichts ihm keine einzige Lebensfreude geraubt hätte; und er ist so frei und lebhaft in seinen Bewegungen, daß man alle Augenblicke in Versuchung geräth, seine gänzliche Blindheit, die doch leider! augenscheinlich genug ist, in Zweifel zu ziehn. Wenn er von den Unfällen seines Lebens redet, so wird der Blindheit entweder gar nicht, oder nur im Vorbeigehn und zuletzt gedacht. Vergißt sich etwa Jemand und sagt ihm unbedachtsamer Weise: sehen Sie, lieber Pfeffel! so kann er in ein herzliches Lachen ausbrechen, daß man ihm etwas zumuthet, wozu er doch keine sinnliche Werkzeuge hat. Er erzählte mir sogar von zwei Blindgebornen zu Manheim oder Speier, die sich zuweilen alles Ernstes hinsetzen und die armen Sehenden, die sie die Fünfsinnigen nennen, beklagen sollen, daß sie auf so manche Freude des Lebens, welche den Blinden zu Theil werde, Verzicht thun müßten, vermuthlich weil des Blinden Seele mehr bei sich selbst zu Hause ist, wenn ich so sagen darf, indem sie nicht, wie die unsrige, alle Augenblicke gereizt wird, ihre Aufmerksamkeit und Gedanken auf äußere Gegenstände zu heften; weil sie also durch nichts gestört wird, ihren eigenen Gedanken und Empfindungen nachzuhängen, so lange es ihr beliebt, und weil sie in der größern Schärfe ihrer übrigen sinnlichen Werkzeuge einen Ersatz für den Verlust des fünften Sinnes findet. So wahr ist es, daß jedes Uebel auch sein Gutes mit sich führt, und daß die allgütige Vorsehung in jeden Becher voll bitterer Trübsal, welchen sie den Sterblichen reicht, auch einige mildernde Tropfen süßer Freuden zu schütten pflegt!

Pfeffel wurde durch seine Blindheit nicht gehindert, ein glücklicher Gatte, Vater einer zahlreichen Familie, und ein sehr nützlicher Bürger zu werden. Er legte mit seinem und meinem edlen Freunde Lerse eine Kriegsschule zu Kolmar an, die nun schon lange blüht, und den Beifall, den sie von Anfang an erworben hat, noch immer zu erhalten weiß.

Kolmar ist ein alter, unregelmäßiger, aber ungemein bevölkerter Ort. Er hat ungefähr 8000 protestantische und 10,000 römisch-katholische Einwohner, ungeachtet er nicht halb so groß, als Braunschweig, ist. Die bloße Kattun- oder, wie man hier sagt, Indienne-Fabrik, welche nahe bei Kolmar auf dem Lande liegt, beschäftiget 1800 Menschen. Es ist hier auch der höchste Gerichtshof, oder das Obergericht von Elsaß, vor welchem die Sachen, nach Französischer Weise, öffentlich, und zwar mündlich vorgetragen, bestritten und vertheidiget werden. Dis allein zieht hier immer sehr viele Menschen her, und macht den Ort nahrhaft.

Da Kolmar, so wie der ganze Elsaß, nun schon so lange unter Französischer Botmäßigkeit steht, so kann man nicht umhin, befremdet zu sein, indem man den großen Wohlstand und die außerordentlich starke Bevölkerung wahrnimmt, welche hier, sowol in den Städten als auch auf dem Lande herrschen. Der Französische Zepter gehört doch bekanntlich zu den leichtesten eben nicht, und eine Heerde, welche unter eiserner Ruthe geweidet wird, pflegt doch ordentlicher Weise nicht sehr zu gedeihen und nicht sehr anzuwachsen; woher denn hier das Gegentheil? — Die Antwort auf diese Frage scheint folgende zu sein: daher, weil diesem von

der Natur außerordentlich gesegneten Lande damahls, da es an Frankreich abgetreten wurde, manches schätzbare Vorrecht und ein Grad von Freiheit ausbedungen wurde, dessen keine andere Französische Provinz sich zu erfreuen hat. Diese Vorrechte und Freiheiten wurden ihm auch bisher — so lange die Fürsten und Staaten noch einige Achtung für heilige Verträge und Friedensschlüsse hatten — ziemlich unverletzt gelassen; aber nunmehr, da die Sittenlehre des Hofmarschalls zu Jedo in Japan: „Was den Fürsten gelüstet, ist recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter*)!" auch in Europa hie und da Eingang zu finden scheint, hat die Französische Regierung angefangen, die schlaffen Zügel ihrer Herrschaft über diese neuerworbenen Länder etwas kürzer zu schnallen und etwas stärker anzuziehn. Und da wird allmählig eine freie Bewegung nach der andern unmerklich gehindert **); bis es endlich, auch hier, in Vergleichung mit den ältern Französischen Pro-

*) Siehe den Wandsbecker Boten, 3ter Th. S. 105.

**) So erschien während meines Hierseins die Verordnung, daß keine Indienne (Kattun) aus der Schweiz und aus Deutschland nach Frankreich eingeführt werden solle; und, ungeachtet Kolmar weder in der Schweiz noch in Deutschland liegt, so wurde doch die hiesige Indienne-Fabrik diesem Verbote ausdrücklich mit eingeschlossen. Denn, sagte man, wollen die Elsasser den übrigen königl. Unterthanen gleich geachtet und nicht für Ausländer gehalten werden, so müssen sie erst auf diejenigen Vorrechte und Freiheiten Verzicht thun, welche sie sich vor andern königl. Unterthanen ausbedungen haben. So weiß man heutiges Tages die Leute nach und nach dahin zu bringen, daß sie selbst wünschen müssen, des kleinen Ueberrestes von Freiheit, der ihnen etwa noch zugestanden war, entlediget zu werden.

vinzen, heißen wird: der Herr hat uns Alle gleich gemacht! Und da wird es sich denn auch mit dem übermäßigen Wohlstande und der großen Bevölkerung wol von selbst geben.

Merkwürdig ist es, daß die Freigläubigen oder Protestanten hier auch in geistlichen Dingen bis jetzt noch einiger Freiheiten genießen, die man in ganz protestantischen Ländern vergebens sucht. Sie wissen hier nichts von Vorschriften, wie man glauben und nach was für Formeln man lehren soll; sondern Jeder hat das Recht, seiner eigenen gewissenhaften Einsicht zu folgen. Ein goldenes Vorrecht! Ehe ich dasselbe kannte, war es mir unerklärlich, warum hier, nicht sowol die Gemeingläubigen oder Katholiken, als vielmehr gerade die Protestanten sich unter der katholischen Französischen Regierung so außerordentlich vermehrt haben, da doch sonst überall, wo Katholiken und Protestanten unter einer katholischen gesetzgebenden Macht zugleich stehn, die letztern nach und nach vermindert und verdrängt zu werden pflegen. Jetzt war mir diese seltene Erscheinung vollkommen begreiflich. Ein Land, worin man einer größern Gewissensfreiheit, als in andern Ländern genießt, muß nach und nach mehr als andere bevölkert werden, und wenn auch sonst Manches nicht so gut darin wäre, als in andern Ländern. Denn unter allen Kränkungen, welche der Mensch von Menschen erfährt, ist die unnatürliche Gewalt, die man seinem Gewissen in Glaubenssachen anzuthun die Grausamkeit hat, die bitterste, die unausstehlichste von allen; und man hat daher schon oft gesehn, daß gedrückte Religionsparteien sich bei Tausenden aufmachten, ihr Vaterland und ihre Besitzungen im Stiche ließen, und mit dem bloßen Stabe in der Hand nach solchen Ländern wanderten, wo man

ihnen vergönnte, Gott nach ihrer eigenen Weise anzubeten. Wo also kein Glaubenszwang herrscht, da muß, ich wiederhole es, die Bevölkerung zusehens wachsen, und da müssen denn auch Kunstfleiß und Wohlstand verhältnißmäßig vermehrt werden. Kolmar ist ein abermahliger Beweis davon.

Daß doch die Fürsten und Staaten diese eben so große als einfache Wahrheit noch immer nicht ganz begreifen wollen! —

Nachdem ich einigermaßen wieder hergestellt war, reisete ich über Hüningen, eine Französische Festung am Rhein, nach Basel.

17.

Beschreibung von Basel.

Basel hat eine unvergleichliche Lage am Rhein, der hier seinen Lauf ändert, und nicht weiter gegen Westen, sondern gegen Norden fließt. Die Gegend ist in einer mäßigen Entfernung von einem halben Kreise schöner Berge eingeschlossen und nur gegen Süden und Westen offen. Das Land um die Stadt herum scheint auch hier, wie im Elsaß und an der Bergstraße, ein einziger großer Garten zu sein.

Der schöne blaue Rhein fließt mitten durch die Stadt, und theilt sie in zwei Hälften, wovon die eine die größere, die andere die mindere Stadt genannt wird. Beide zusammengenommen haben einen ziemlich großen Umfang, aber nicht mehr als 15,000 Einwohner.

Die größere Stadt ist sehr uneben, das Pflaster schlecht, die Straßen enge und krumm, und die Häuser größtentheils von alter, geschmackloser Bauart. Einige Straßen sind so abschüssig, daß man sie nicht befahren

kann. Fast jedes Haus hat, wie bei uns die Wirthshäuser, sein eigenes Zeichen, und wird nach diesem, nicht nach seinem Eigenthümer benannt, z. B. im schwarzen Bär, im grünen Esel u. s. w. Man glaubt daher eine Stadt voll Wirthshäuser zu sehn. Ueberdas beobachtet man an jedem Hause, und zwar vor einem der Fenster des zweiten Geschosses, entweder zwei gegeneinander überstehende Spiegel, wovon der eine etwas unterwärts gerichtet ist, oder ein Kästchen von Gitterwerk. Beide dienen der Frau des Hauses, Dasjenige, was auf der Straße vorgeht, zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Denn hat sie ein Gitterkästchen vor dem Fenster, so steckt sie das Köpfchen hinein, und kann alsdann durch die Zwischenräume des Gitterwerks gemächlich umherschauen, ohne daß man sie von unten zu Gesicht bekommt. Hat sie hingegen zwei Spiegel vor dem Fenster, so kann sie, indem sie in ihrem Zimmer sitzt, jeden Vorübergehenden in dem einen und in dem andern, unterwärts gekehrten, Diejenigen erblicken, welche sich ihrer Hausthür nähern. Sie weiß daher, noch ehe Jemand gemeldet wird, wer in ihrem Hause angekommen ist.

Diese Einrichtung beweist, dünkt mir, zweierlei; erstlich, daß die Frauen in Basel eben so neugierig, als die unsrigen, sind, und zweitens, daß sie an Eingezogenheit die unsrigen übertreffen müssen; Dieses, weil sie Bedenken tragen, sich am Fenster sehen zu lassen, und Jenes, weil sie auf das Vergnügen, die Vorübergehenden zu mustern, gleichwol nicht Verzicht thun wollen. Ich will indeß nicht in Abrede sein, daß jezuweilen auch wol ein Mannskopf im Gitterkästchen stecken oder seine Augen auf die Straßenspiegel heften möge.

Viele Häuser dieser alten Stadt sind von außen bemahlt, aber auf eine so geschmacklose Weise, daß man nunmehr anfängt, die Farben durch einen weißen Ueberstrich auszulöschen. Einige dieser Mahlereien sollen noch von dem berühmten Holbein herrühren, der seiner unordentlichen Lebensart wegen, sich oft genöthiget sah, zu dem seiner unwürdigen Geschäfte eines Anstreichers zu greifen, um Brot für seine hungrige Familie und Wein zur Stillung seines eigenen unersättlichen Durstes zu verdienen. Man erzählte mir von diesem liederlichen Künstler folgende lächerliche Geschichte.

Einst, da er übernommen hatte, das Haus eines hiesigen Bürgers zu bepinseln, und die Arbeit zum öftern unterbrach, um in einem nahgelegenen Weinhause seine unmäßige Trinkbegierde zu befriedigen, machte ihm der Bauherr Vorwürfe darüber, und drohete, die Arbeit einem andern zu übertragen, wenn er künftig nicht fleißiger sein werde. Holbein versprach Besserung; und wirklich erblickte der Bauherr am folgenden Tage, so oft er nach dem Gerüste in die Höhe sah, die herabhängenden Beine desselben, und glaubte also, daß seine Warnung gefruchtet habe. Allein, da er diese Beine den ganzen Tag über an einer und ebenderselben Stelle bemerkte, so bewog ihn die Befremdung darüber, hinaufzusteigen, um zu sehn, was der Mann doch so lange an dieser einen Stelle mache. Und siehe! da waren es nicht Holbeins wirkliche, sondern ein Paar gemahlte Beine, die der Schalk, der unterdeß abermahls im Weinhause war, so täuschend gemacht hatte, daß sie, von unten gesehn, seine eigenen wahren Beine zu sein schienen.

Auf der Bibliothek zu Basel, welche unter andern Merkwürdigkeiten auch verschiedene Ueberbleibsel von

Erasmus und Holbein enthält, sah ich das berühmte Buch des erstern: das Lob der Narrheit genannt, zu welchem Letzterer allerlei lächerliche Figuren mit der Feder gezeichnet hat. Eine dieser Figuren stellt das Zerrbild eines Trunkenbolds vor, über welches Erasmus mit eigener Hand den Namen Holbein schrieb; ein Beweis, daß die eben erzählte Geschichte von ihm wol keine Verläumdung sein mag.

Basel ist eine Hochschule; aber eine so unbedeutende, daß nicht wohl abzusehen ist, warum man sie nicht schon längst hat eingehen lassen. Man versicherte mir, daß die Zahl der hiesigen Beflissenen sich nicht über zwanzig belaufe, so daß wirklich mehr Lehrer als Schüler dawären. Meine eigene Beobachtung stimmte hiemit überein. Denn bei einer öffentlichen gelehrten Streitfeierlichkeit oder sogenannten Disputation, die während meines Hierseins vorfiel, zählte ich wirklich gegen dreißig Hochlehrer und nur fünf oder sechs Beflissene. Man stritt über die Frage: ob man seine Vernunft auch in Glaubenssachen gebrauchen dürfe? Dis wurde nun zwar bejahet; aber der bloße Umstand, daß man diese Frage hier noch für schwankend d. i. für eine solche hält, worüber für und wider gestritten werden kann, beweiset, daß die Aufklärung über Dinge dieser Art hier noch keine sonderliche Fortschritte gemacht haben könne.

Sonderbar ist es, daß die Uhren in Basel sämmtlich um eine Stunde früher gehn, als die in andern Ländern, so daß es hier schon Eins schlägt, wann rund umher erst Mittag ist. Die Ursache dieser Abweichung wird verschiedentlich angegeben. Einige setzen sie in die Zeit, da hier eine Kirchenversammlung gehalten wurde. Damahls, sagen diese, lag den geistlichen Herren, welche

hier versammelt waren, mehr ihre eigene Ruhe und Gemächlichkeit, als das Wohl ihrer Heerde, der christlichen Kirche, am Herzen. Sie schliefen daher, von späten Schmausereien müde, bis in den Tag hinein, und erschienen in der Versammlung gemeiniglich viel später, als man festgesetzt hatte. Um sie etwas früher auf die Füße zu bringen, ließ man in einer guten Nacht die sämmtlichen Uhren der Stadt eine ganze Stunde überspringen. Andere wollen den Grund dieser Abweichung in folgendem Vorfalle gefunden haben. Die Bürger von Basel hatten einst einen Aufruhr vor, und zum Ausbruch desselben war die Stunde der nächsten Mitternacht anberaumt worden. Der Rath, hievon benachrichtiget, ließ hierauf in der nämlichen Nacht alle Glocken der Stadt die verabredete Stunde überspringen, und, statt zwölf, ein Uhr schlagen. Hierdurch wurden die Empörer irre gemacht. Jeder bildete sich ein, daß er die Stunde verfehlt hätte; und weil in der verflossenen Stunde Alles still und ruhig geblieben war, so glaubte Jeder, daß seine Mitverschwornen anderes Sinnes geworden wären. Er hielt sich also gleichfalls ruhig, und aus dem vorgehabten Aufstande wurde nichts. — Andere geben noch andere Ursachen an.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, so scheint es doch in jedem Falle wenigstens sonderbar, wo nicht ungereimt zu sein, daß man jetzt, da die Ursache zu dieser Abweichung von der gewöhnlichen Stundenzählung nicht mehr vorhanden ist, gleichwol noch immer fortfährt, die Uhren der Stadt um eine Stunde früher gehen zu lassen. — Aber hier haben meine jungen Leser abermahls Gelegenheit, zu lernen, wie unbillig es sei, gewisse Verfassungen zu tadeln, bevor man hinlänglich untersucht hat, ob einer Veränderung oder gänzlichen

Abstellung derselben nicht bis jetzt vielleicht unübersteigliche Hindernisse im Wege lagen? Die Sache verhält sich nämlich so. Schon lange wünschte man, den Stundenschlag der Baselschen Uhren mit dem in andern Ländern wieder gleichförmig zu machen; allein man fand die Sache schwieriger, als sie, von fern gesehn, zu sein scheint. Das Volk ist nun einmahl daran gewöhnt, um 1 Uhr Mittag, um 7 Uhr Feierabend zu haben, und dem Volke etwas Gewohntes wieder abzugewöhnen ist — die Sache betreffe, welche sie wolle — in der That eine Kleinigkeit. Dennoch war der Rath von Basel einst entschlossen, die Sache durchzusetzen. Er gab Befehl; und die sämmtlichen Uhren der Stadt wurden um eine Stunde zurückgesetzt. Allein was geschah? Alle Geschäfte geriethen in Unordnung; die großen Bandfabriken standen still; es war nahe dabei, daß man einen völligen Aufstand zu besorgen hatte. Was sollte man dabei thun? Die Sache hartnäckig durchsetzen? Das geht sogar in einem herrisch regierten Staate nicht immer, in einem Freistaate vollends gar nicht an. Die weisen Väter dieses kleinen Freistaats fanden, nach vorhergegangener Berathschlagung, für rathsamer, die Sache wieder auf den alten Fuß, als die Ruhe und Wohlfahrt des ganzen Landes um einer solchen Kleinigkeit willen auf das Spiel zu setzen. Die Zeiger der Uhren wurden von neuen um eine Stunde vorgeschoben, und — Jeder ging nun wieder an seine Arbeit. Tadele nun, junger Reisender, aber sage uns auch zugleich, wie man es hätte besser machen können?

Die bürgerliche Verfassung des kleinen Freistaats Basel scheint jetzt eine der weisesten und glücklichsten zu sein. Ehemahls war sie es nicht, und es kostete Mühe, um die Rechte und die Macht des Raths und

der Bürgerschaft in das schöne Gleichgewicht zu bringen, worin sie jetzt sich befinden. Damahls war die Staatsverfassung von Basel völlig aristokratisch, das heißt, die ganze gesetzgebende Gewalt war in den Händen einiger Vornehmen, welche den sogenannten kleinen Rath ausmachten. Zwar hatte man auch einen größern Rath, welcher die Bürgerschaft vorstellte, aber das Ansehn und der Einfluß desselben war nach und nach zu nichts geworden. Der kleinere Rath rief ihn zusammen, aber nur wann er wollte, und nur um Ja! zu sagen zu Dem, was schon beschlossen war. Da ermannten sich einige Edle im Volk, setzten ihr Leben aufs Spiel, rissen ihren unterdrückten Mitbürgern der Knechtschaft Binde von den Augen, damit sie ihre Schmach und ihre Rechte sähen, feuerten sie an und — erregten einen Aufruhr. Dis kostete einigen dieser Vaterlandsfreunde zwar den Kopf; aber ihr Blut war der Saame, aus welchem Freiheit und Bürgerglück aufblüheten.

Seitdem muß der große, die Bürgerschaft vorstellende Rath alle 14 Tage zusammen kommen, und jedes Mitglied desselben muß insbesondere gefragt werden: ob es irgend eine Beschwerde, oder irgend einen Vorschlag zum allgemeinen Besten vorzubringen habe? und was auf diese Weise vorgebracht wird, das ist keinesweges in den Wind gesprochen; es wird vielmehr mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit angehört, und, wenn es thulich ist, auch wirklich befolgt. Seitdem gehen die Herren des Raths mit den Bürgern, wie gütige Väter mit ihren Kindern, um. Alle Staatsgeschäfte werden öffentlich getrieben, und nach jeder Sitzung des Raths kann jeder Bürger, der es verlangt, sich durch geschriebene Zettel von den Verhandlungen des Tages benachrichtigen lassen. Alle nehmen auch wirklich Antheil

daran, weil Alle nunmehr fühlen, daß sie Glieder einer einzigen Familie sind, in der nichts vorgehen kann, was nicht Allen gleich wichtig sein sollte.

Zu diesem Behuf kommen die Männer täglich in kleinen Gesellschaften zusammen, die man Kämmerli (Kämmerlein) nennt. Hier wird bei einer Pfeife Tabak von nichts als öffentlichen Angelegenheiten geredet. Hier wird der freibürgerliche Geist genährt und Manches abgehandelt, was das gemeine Beste befördern kann. Aller Unterschied der Stände wird dabei gänzlich aus den Augen gesetzt, und der Schneider z. B., wenn er nur sonst ein vernünftiger Mann ist, darf hier gar wol dem angesehensten Herrn des Raths zur Seite sitzen, sein Pfeifchen rauchen und über Staatssachen mit ihm reden. Nur Eins hat mir an diesen Kämmerli's nicht recht gefallen wollen; dieses nämlich: daß die Mitglieder einer jeden besondern Gesellschaft ungefähr von einem und ebendemselben Alter sein müssen. Die Jünglinge haben ihre Zusammenkunftsörter für sich; die Männer gleichfalls; so auch die Alten und Greise. Aber besser dünkt mir, würde es sein, wenn die Mitglieder von vermischtem Alter wären. Dann würde der Jüngling seine Munterkeit dem Greise, der Greis dem Jünglinge seine Erfahrungen und seine gereiften Einsichten mittheilen können, und Beide würden offenbar dabei gewinnen, dieser an Klugheit, jener an Vergnügen. Auch würde die jugendliche Fröhlichkeit durch den Ernst des Alters gemäßiget und vor Ausschweifungen bewahrt werden; und das würde ein großer Gewinn für die Sitten und für die öffentliche Glückseligkeit sein.

Auch hier, wie überall, klagen rechtschaffene und weise Vaterlandsfreunde über die mit jedem Jahre wei-

ter um sich greifende Ueppigkeit, die, wie ein gefräßiger Wurm, an der Glückseligkeit einzelner Familien und des ganzen kleinen Staates nagt. Diese Klage mag, wenn man das jetzige Basel mit dem ehemahligen vergleicht, gegründet sein; dem Reisenden hingegen, der diese Stadt mit andern Städten von gleichem Umfange zusammenhält, ist sie es nicht. Dieser bemerkt vielmehr hier im Ganzen einen Grad von Einfachheit und Sittenreinigkeit, den er an andern Orten vergebens suchte. Die edle Frau eines hiesigen Meisters, d. i. eines Herrn des Raths, der zugleich Schutzherr und Wortführer einer gewissen Zunft ist, französelt hier in Kleidung, Lebensart und Sitten weniger, als die Frau eines Schneidermeisters in andern großen Städten; und der höchste Grad von Ausschweifung, den man den Männern vorwirft, ist, daß sie sich etwa ein Gartenhäuschen bauen, um ein wenig öfter, als ihre Geschäfte erlauben, darin mit einigen Freunden zusammenzukommen und zu schöppeln, d. i. ein Glas Wein mit einander zu trinken. Daß aber der Ton des Ganzen hier noch auf Nüchternheit, Arbeitsamkeit und Eingezogenheit gestimmt sein müsse, erhellet unter andern aus der tadelnden Benennung, welche das Volk einem Gartenhäuschen dieser Art gegeben hat, indem man es den Friß den Gewinn zu nennen pflegt. — Diejenigen Häuser, worin man hier Ueppigkeit in höherem Stil bemerkt, sind so selten, daß sie für eine Ausnahme gehalten werden müssen.

Die hiesigen Bandfabriken, die größten und blühendsten dieser Art, sind zu bekannt, als daß ich sie zu nennen brauchte. Ueberhaupt aber herrscht in und um Basel herum ein Kunstfleiß und daher auch ein Wohlstand, welche Beide für Einen, der aus Niedersachsen

hierher kommt, ungemein auffallend sind. Zum Beweise, wie sorgfältig der aufmerksame Baseler Alles, was nutzbar ist, zu benützen sucht, mag unter andern folgende kleine Beobachtung dienen.

Ich machte in Gesellschaft einiger Freunde eine Lustfahrt aufs Land, und wir fuhren bei einem Acker vorbei, der durch sein buntschäckiges Ansehn meine Aufmerksamkeit schon von fern auf sich zog. Wir kamen näher, und nun sah ich mit Verwunderung, daß der ganze Acker mit wollenen Lappen von allerlei Farben besäet war. Was bedeutet das? fragte ich einen meiner Begleiter; hat etwa ein Schneider seine Werkstatt hier gehabt? Das nicht; antwortete Jener. Was Sie sehen, ist Dünger. Diese Lappen gewähren, wenn sie untergepflügt werden, dem Lande eben so viel neue Fruchtbarkeit, als der beste Mist. Sie sehen, wir Schweizer verstehen uns ein wenig darauf, Vortheil auch aus solchen Dingen zu ziehn, welche man anderwärts als unnütz wegzuwerfen pflegt.

Ich wünschte, daß meine jungen Leser das Vergnügen, welches ich bei Bemerkungen dieser Art empfinde, mit mir theilen möchten. Es sei mir daher vergönnt, ihnen die Gründe darzulegen, warum ich mich jedesmahl so herzlich freue, so oft ich Gelegenheit habe, irgend ein neuerfundenes Mittel wahrzunehmen, wodurch Nahrung, Gewerbe und öffentlicher Wohlstand befördert werden. Ich empfinde bei solchen Gelegenheiten zuvörderst recht große Freude über das fortschreitende Umsichgreifen des menschlichen Verstandes, über die vermehrte und vervielfältigte Thätigkeit der menschlichen Kräfte. Der Mensch mit seinen hohen Seelenfähigkeiten wird mir dann immer ehrwürdiger, und ich fühle mich groß und stolz bei dem Gedanken, daß

diese Menschen meine Brüder sind, und daß auch ich ein Mensch bin. Aber ich habe bei dergleichen Gelegenheit auch noch eine andere Ursache zur Freude; diese nämlich:

Jeder, der ein wenig um sich her zu schauen gewohnt ist, weiß, wie sehr die Bedürfnisse der Menschen seit einiger Zeit vervielfältiget worden sind, und wie so Mancher dadurch nach und nach in den Fall kommt, daß seine Einnahme den immer wachsenden Ausgaben nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag. Es gehört mit jedem Jahre mehr dazu, seinem Stande gemäß zu leben, seinem Stande gemäß sich zu kleiden, seinem Stande gemäß zu wohnen und eingerichtet zu sein, seinem Stande gemäß zu essen und zu trinken, seinem Stande gemäß sich zu vergnügen und mit den Leuten desselben Standes in gesellschaftlicher Verbindung zu stehen, es mag nun unser Stand entweder der eines Besenbinders oder der eines Staatsministers sein. Die Einnahme hingegen ist in vielen Familien aller Stände geblieben, wie sie vor hundert und mehr Jahren war, da man viele von denjenigen Bedürfnissen, welche heutiges Tages zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden, noch gar nicht kannte. Und was ist nun die Folge davon?

Diese: daß die Menschen überhaupt, besonders die Hausväter, von drückenden Nahrungssorgen, oft sogar von ganz niederschlagenden Sorgen über Schuldenlast geängstiget werden; diese, daß das Mein und Dein immer wichtiger für die Menschen wird, daß sie darüber, auch in Ansehung der geringsten Kleinigkeiten, weniger als jemahls Spaß verstehn, und mehr als jemahls sich darüber einander beneiden, anfeinden und verfolgen; diese endlich, daß die Versuchung zu Uebervor-

theilungen, Betrügereien, Unterdrückungen und Schurkereien dadurch immer stärker und unwiderstehlicher wird. Bei dieser Lage der Sachen scheint es mir also eine recht große Wohlthat für die Menschheit zu sein, neue Mittel zum Erwerb und zur Ersparung zu ersinnen, neue Nahrungszweige für sich und seine Mitmenschen zu erdenken oder vervollkommnen zu helfen, und überhaupt dazu behülflich zu sein, daß mehr erworben und weniger verschwendet werde. Deßwegen also freue ich mich so sehr, so oft ich kleine oder große dahin abzweckende neue Erfindungen, Anstalten oder Anlagen sehe, und ich würde mir kein geringes Verdienst um die Menschheit zu erwerben glauben, wenn ich diese Denkart allen meinen jungen Lesern einzuflößen im Stande wäre. Möchten sich doch recht Viele unter ihnen finden, die sich und mich und andere Menschen lieb genug hätten, um mir zur Erwerbung dieses hohen Verdienstes behülflich zu sein, und sich auf der Stelle zu entschließen, sowol für ihre eigene Person so sparsam und erwerbsam, wie möglich, zu sein, als auch Alles, was die Sparsamkeit und Erwerbsamkeit bei andern Menschen befördern kann, nach Möglichkeit zu begünstigen, zu empfehlen und verbreiten zu helfen!

Man bemerkt zu Basel, wie in allen Berggegenden, eine Menge Leute, besonders weiblichen Geschlechts, mit geschwollenen Hälsen oder sogenannten Kröpfen, und es ist in solchen Gegenden beinahe eine Seltenheit, eine Person zu sehn, welche ganz und gar nichts davon an sich hat. Die wahre Ursache dieses Uebels scheint mir bis jetzt noch nicht entdeckt zu sein. Einige haben gesagt: es rühre von der Bergluft her; Andere: das Wasser solcher Berggegenden, das reinste und gesundeste, welches man trinken kann, sei Schuld daran!

Aber, wenn das Eine oder das Andere die Ursache ist, woher kommt es denn, daß nicht eben so viele Männer, als Weiber, mit diesem Uebel behaftet sind, da doch Beide einerlei Luft und einerlei Wasser genießen? Wiederum hat man gesagt: es rühre dieses vornehmlich daher, weil die Weiber und Mädchen in bergigen Gegenden gemeiniglich viel auf dem Kopfe zu tragen pflegen, wodurch ihr Hals auf eine unnatürliche Weise hervorgepreßt werde; aber da muß ich abermahls fragen: woher kommt es denn, daß das vornehme Frauenzimmer, welches, außer seinem Kopfputze keine Lasten zu tragen gewohnt ist, in solchen Gegenden gleichwol eben so gut, als die Weiber der niedrigen Stände, seinen Kropf für sich zu haben pflegt? Und woher kommt es, daß die Harzweiber, die, so weit ich sie beobachtet habe, Alles auf dem Rücken, und niemahls oder selten etwas auf dem Kopfe tragen, diesem Uebel eben so sehr, als andere Bergbewohnerinnen, unterworfen sind?

Ich habe eine Vermuthung. Ob sie gegründet sei, mögen die Aerzte untersuchen. Hier ist sie!

Die Berggegenden haben, in Ansehung der Luftbeschaffenheit, dis Besondere, daß daselbst Hitze und Kälte, und zwar Beide in hohem Grade, öfter und schneller mit einander abzuwechseln pflegen, als auf dem platten Lande. Jetzt ist der Himmel entwölkt, die Sonnenstrahlen schießen gegen die hohen und zum Theil felsigen Bergwände, und werden von denselben zurückgeworfen; der Wind hat sich entweder ganz gelegt, oder er kommt gerade von einer Gegend her, wo die Berge ihm entgegenstehn und ihn hindern, in das Thal zu blasen; die Luft steht still; es entsteht eine schreckliche Hitze, und Menschen und Thiere schmachten.

Jetzt sieht man die Weiber ihre Hälse entblößen, welche des Nachts und des Morgens, wo es in solchen Gegenden kalt zu sein pflegt, mit Tüchern eingehüllt gewesen waren. Nicht lange, so dreht sich der Wind, so steigen Wetterwolken aus dem Gebirge hervor, so donnert's und blitzt's; und in einem Nu! ist die Luft, welche einige Minuten vorher noch von Sonnenhitze glühte, bis zu einem empfindlichen Grade abgekühlt. Noch ehe die Weiber das Bedürfniß, zu ihren weggelegten Halstüchern zu greifen, fühlen, ist die starke Ausdünstung ihrer an Bedeckung gewöhnten Hälse zurückgetreten, stockt und verursacht Geschwulst. Der Kropf ist fertig.

Die Männer, welche ihre Hälse seltener entblößen, kommen seltner in den Fall; und in platten Gegenden, wo die Abend- und Morgenzeit, so wie die Nacht minder kühl zu sein pflegt, sind die Weiber weniger gewohnt, ihre Hälse einzuhüllen; und wenn sie sich etwa, bei einer außerordentlichen Sommerhitze, einmahl ungewöhnlich stark entblößen, so sind sie seltener einer plötzlichen Erkältung ausgesetzt, weil Hitze und Kälte in ebenen Gegenden nicht so plötzlich und nicht so stark mit einander abzuwechseln pflegen. Daher auch selten Kröpfe unter ihnen!

Wäre nun diese meine Bemerkung gegründet, so wäre auch zugleich das Mittel, die Kröpfe aus der Welt zu schaffen, glücklich entdeckt. Man müßte nämlich den Bergbewohnern rathen, ihre Kinder von der Wiege an zu gewöhnen, in jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung die Hälse entweder niemahls zu bedecken, oder immer und ohne Ausnahme bedeckt zu halten. Das Letzte würde beschwerlich und nicht so leicht von ihnen zu erhalten sein; deßwegen würde ich ohne Be-

denken das Erste empfehlen. Nachtheilige Folgen hätte man auf keine Weise zu besorgen; denn warum sollte der Hals nicht eben so gut, als Gesicht und Hände, an eine beständige Entblößung gewöhnt und gegen jeden Eindruck einer abwechselnden Hitze und Kälte abgehärtet werden können? Die Sache ist wichtig; sie verdiente von erfahrnen Aerzten geprüft und dann durch Versuche völlig ausgemacht zu werden.

Es ist merkwürdig, daß die beiden Hälften der durch den Rhein getheilten Stadt Basel sich, was den großen Haufen betrifft, eben so herzlich hassen, als die beiden durch den Main getrennten Städte Frankfurt und Sachsenhausen, ungeachtet jene, wie diese, von Bürgern eines und ebendesselben Staats bewohnt werden. Sonderbar! Gleichsam, als wenn das Wasser eines zwischenfließenden Stroms alle Empfindungen von Bürgerliebe auszulöschen vermögend wäre! Bei dem Pöbel von Basel wird dieser gegenseitige unbürgerliche Haß durch eine Kleinigkeit genährt, von der ich mich wundere, daß sie der Aufmerksamkeit der weisen Väter dieses Freistaats entgangen zu sein scheint. In einem Thurme nämlich, an dem einen Ende der Rheinbrücke, ist eine Uhr, und außerhalb des Thurms ein steinerner Mohrenkopf, der mit jener dergestalt in Verbindung steht, daß er in jeder Secunde eine scheußlich lange Zunge gegen die mindere Stadt ausstreckt und jedes Mahl wieder einzieht. Offenbar scheint diese niedrige Witzelei auf eine Verachtung der Bürger der mindern Stadt von Seiten der Einwohner der größern zu deuten; und offenbar trägt dieser ungesittete Spaß noch immer viel dazu bei, den gegenseitigen Haß der beiden Bürgerschaften zu unterhalten und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Denn gerade solche elende Dinge

sind es, welche auf die Gemüther des Pöbels am allermeisten wirken; und ich würde daher, wenn ich ein Mitglied des Baseler Raths wäre, keinen Augenblick säumen, auf das nachdrücklichste darauf anzutragen, daß dieser dummen Witzelei ein Ende gemacht würde, indem man dem Kopfe die häßliche Zunge ausrisse. Wollte man ja ein sogenanntes Wahrzeichen an dieser Stelle haben, wovon der reisende Handwerksbursche in seiner Heimath zu erzählen hätte, so würde ich rathen, dem Uhrwerke eine solche Einrichtung zu geben, daß bei jeder Secunde sich eine Hand mit einem Oelzweige gegen die mindere Stadt ausstrecken müßte. Warum? Das werden meine jungen Leser wol von selbst errathen.

18.

Reise von Basel über die vier Waldstädte nach Schaffhausen und nach dem Rheinfalle.

Diese Reise, welche zehn Meilen beträgt, gehört unter die angenehmsten, die man machen kann. Der Weg läuft größtentheils zwischen einer doppelten kleinen Bergreihe hin, die überall sehr mahlerische Ansichten bildet, und durch ein fruchtbares Thal getrennt wird, welches dem hier noch jugendlichen und daher muthwilligen Rheine zur Laufbahn dient. Ich nenne ihn muthwillig, weil er in allen diesen Gegenden nicht, wie ein alter, bedächtiger Strom, der schon manches Land durchstrichen hat und sich nun seinem Ende naht, langsam dahinwallt, sondern, wie ein rascher Jüngling, der die Fülle seiner Kräfte nicht zu lassen weiß, und die große Lebensreise mit Laufen, Hüpfen und Springen beginnt, dahinströmt. Er fließt hier nicht, sondern er schießt mit der Schnelligkeit ei-

nes Pfeils dahin, tobt zwischen den Felsenwänden, die ihn einschränken, lärmt, schäumt und bäumt sich bei den Steinmassen, die ihm im Wege liegen, und die er mit sich fortzureißen vergebens strebt. Und was richtet er durch all' sein Poltern aus? Und was nützet er dabei der Welt? — Nichts! Kaum daß er einen kleinen Fischerkahn zu tragen vermag. Frachtschiffe von einigem Belang zu führen, und dadurch Handel und Gewerbe zu befördern — dazu ist er unvermögend.

Dein Bild, o Jüngling, der du Alles mit leidenschaftlicher Hitze unternimmst, und den Weg der Geschäfte, der regelmäßig gegangen, aber nicht im Sturme unordentlich durchhüpft sein will, mit Laufen, Springen und Koboltschießen beginnst! —

Die sogenannten vier Waldstädte, Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut, welche man auf diesem Wege berührt, haben eine wunderschöne, zum Theil sehr mahlerische Lage; besonders Laufenburg! Hier wird der Rhein durch Felsenwände so enge zusammengepreßt, daß sein Bett kaum eine Breite von 15 bis 20 Schritt behält. Und in ebendiesem bedrängten Zustande muß er nun noch obenein sich einige Ellen hoch von einem schroffen Felsen hinabstürzen; wobei er sich entsetzlich geberdet, und dermaßen schäumt, daß sein vorhin blaues Gewässer eine ganze Strecke lang das Ansehen hat, in Milch verwandelt zu sein. In dem Städtchen selbst ragt auch ein schroffer Fels in die Luft empor, auf dem ein altes, halb verfallnes Bergschloß mit einer Kirche steht; welches in dem Gemählde der ganzen wilden und wundersamen Gegend eine vorzügliche Wirkung thut.

Diese Waldstädte haben ihre Benennung von dem, an den Ufern des Rheins anhebenden und weit in

Schwaben fortlaufenden sogenannten Schwarzwalde, einem rauhen waldigen Gebirge, welches zum Theil dem Hause Oesterreich, zum Theil aber auch dem Herzoge von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden und verschiedenen Grafen und Herren gehört. Die vier Waldstädte selbst stehen unter Oesterreichischer Botmäßigkeit.

Man glaubt hier plötzlich in ein von Deutschland weit entferntes Land gekommen zu sein; so sehr unterscheiden sich die Bewohner dieser rauhen Waldgegenden von andern Deutschen, durch Kleidung, Sprache und Sitten. Die Sprache ist schon schweizerisch; und die Kleidung der Männer, welche schwarz ist, besteht in einem kurzen faltenreichen Jäckchen, langen und weiten Pumphosen, einem hohen und spitzigen Hute, in Form eines Zuckerhuts, und in einem weißen Halskragen, dergleichen man bei uns nur noch auf alten Bildnissen zu sehen gewohnt ist. Sie tragen dabei einen langen, gemeiniglich pechschwarzen Judenbart, der ihnen vollends ein sehr altfränkisches und ausländisches Ansehen gibt. Die weibliche Tracht nähert sich jener, welche den Vierlanderinnen auf dem Hamburgischen Gebiete eigen ist. Sie besteht nämlich aus einem rothen, mit grünen Streifen belegten Mieder, einem in unendlich viele Falten gelegten Rocke von gleicher Farbe, rothen Strümpfen, einer messingenen Leibkette, langen herabhangenden Haarflechten, und einem kleinen weißen Strohhute mit vier Ecken. Einen solchen unförmlichen Sommerhut sieht man auch, statt des oben beschriebenen spitzigen Huts, verschiedene Männer tragen.

Die herrschende Religion dieser Gegend ist die katholische. Man hört daher auch von Leuten, die Einem hier begegnen, nicht den in protestantischen Län-

dern gewöhnlichen Gruß: Guten Morgen! oder, guten Tag! sondern den unter Katholiken üblichen, einem protestantischen Ohre etwas sonderbar klingenden: Gelobt sei Jesus Christus! worauf man nicht etwa: großen Dank! sondern: in Ewigkeit! erwiedern muß. Wozu diese frömmelnde Sprache bei Gelegenheiten, wo doch wol schwerlich Jemand bei Dem, was er so aus bloßer Gewohnheit sagt, auch nur im mindesten etwas den Worten Gemäßes zu denken pflegt?

In meinem Leben habe ich nicht mehr Bettler gesehn, als hier in der Gegend der vier Waldstädte; und in meinem Leben habe ich die hohe menschliche Natur nicht mehr erniedriget gesehen, als hier. Sie bitten und flehen nicht bloß, wie anderwärts; nein! sie werfen sich vor euch schon von fern haufenweise auf die Knie und beten euch an! Ein schändlicher Anblick! — Vor einigen Jahren kam der Kaiser durch diese Gegenden; wäre er doch damahls wirklich unerkannt geblieben, um von diesen Unglücklichen eben so, wie andere Reisende, angefallen zu werden! Der Anblick würde sein großes Herz empört, und der Schutzgeist der Menschheit würde seiner erhabenen Seele den Gedanken zugeflüstert haben: was nützt es, auf die Erweiterung deiner Staaten und auf die Vermehrung deiner Unterthanen zu denken, so lange noch so viele deiner angeerbten Unterthanen im Elende seufzen und unter die Würde der Menschheit so tief erniedriget sind? Des großen Menschenfreundes Wangen würden bei diesem Gedanken geglüht haben, und sicher würde der Vorsatz in seiner Seele zur Reife gekommen sein: erst will ich mein angeerbtes Volk beglücken, und nur dann erst, wenn kein Elender, den menschliche Hülfe retten konnte, in meinen Staaten

mehr zu finden ist, nur dann erst will ich umherschauen, ob in andern Ländern der Unglücklichen mehr sind, welchen ich meinen Schutz und meine Hülfe anbieten kann. — Aber ach! die guten Fürsten lernen meistentheils nur die glänzende Seite ihrer Staaten kennen, auch wenn sie dieselben noch so oft bereisen, weil die sie überall umgebenden Schmeichler und die kleinen Volkstyrannen und Volksunterdrücker Alles, was die Augen ihnen eröffnen könnte, zu entfernen, und Alles, was die gewünschte Täuschung nur immer zu befördern vermag, ihnen überall in den Weg zu bringen wissen. Das ist sehr traurig! Das ist ein großes Unglück für die Menschheit!

Der Tag, an welchem ich nach Schaffhausen reisete, war so heiter, daß am Himmel auch nicht das kleinste Wölkchen zu sehen war. Als ich aber jenseits Waldshut, wo das nördliche Ufer des Rheins, auf welchem der Weg hinläuft, zu einer beträchtlichen Anhöhe anschwillt, meine Augen gegen Süden richtete, stutzte ich bei dem plötzlichen Anblicke einer langen Wolkenbank, welche hell wie Schnee und glänzend wie Eis über die gegenüberstehenden Berge hoch emporragte. Wo ist denn, fragte ich meinen Gefährten, auf einmahl jenes Wolkengebirge hergekommen? Mein Freund blickte hin; aber noch ehe er mir antworten konnte, entdeckte ich meinen Irrthum, und bemerkte mit Erstaunen, daß Das, was ich für glänzendes Gewölk gehalten hatte, eine Reihe von Gletschern oder Eisbergen war, die sich durch die Kantone Glarus und Bern erstrecken. Einen erstaunenswürdigern Anblick habe ich nie gehabt! Ich ließ unser Fuhrwerk halten und übergab mich ganz den Empfindungen der Bewunderung, welche dieses

prächtige Schauspiel Jedem, der es zum erstenmahl sieht, nothwendig einflößen muß.

Jetzt fuhren wir weiter. Die Anhöhe senkte sich, und der Weg lief abermahls zwischen niedlichen kleinen Bergen hin, welche sehr mahlerische Landschaften bilden. Aber die erhabenen Gletscher wurden uns entrückt; und hin war mein Geschmack an allen den andern Schönheiten der Natur, welche die niedlichen kleinen Berge mir darboten. Ich zürnte diesen Bergen, weil sie mir die Aussicht nach den Gletschern benahmen. Hätte es bei mir gestanden, sie wären bis zum Mittelpunkte der Erde versunken; so gram war ich ihnen! so wenig hatte ich forthin Sinn, für irgend eine andere Naturschönheit, außer den erhabenen Schönheiten der einmahl gesehenen Gletscherbühne!

Siehe da! dachte ich endlich, nachdem meine Bemühung, jenes großen Anblicks noch einmahl theilhaftig zu werden, immer fruchtlos blieb, — wie weislich der gütige Himmel uns die Aussicht in das künftige Leben versperrt hat! Würde uns hienieden nur ein einzigesmahl ein deutlicher Anblick der höhern Freuden gewährt, welche dort unser warten, so wäre jeder Freudengenuß für dieses Leben dahin! Die größten Wohlthaten Gottes, deren wir jetzt mit Dank und Freude genießen, würden forthin uns anekeln, weil sie nicht Das wären, was wir von den Seligkeiten eines andern Lebens schon gekostet hätten. Todt wäre uns die ganze Natur mit allen ihren herrlichen Reizen; wir würden uns hinaussehnen aus dieser dürftigen Welt; wir würden an Allem, was darin vorgeht, keinen Antheil nehmen, und über dem Sehnen und Streben nach einem bessern Lande würden wir für das gegenwärtige unbrauchbar und verloren sein. Wohl uns, daß der gütige Himmel uns

die Aussicht in das künftige Leben so weislich versperrt hat!

Erst in der Gegend von Schaffhausen wurde uns der erhabene Anblick der Gletscher noch einmahl gewährt. Darüber verlor ich aber auch vollends jedes Gefühl für jede kleinere Naturschönheit, woran die Lage dieser Stadt so reich ist. Dis Letzte weiß ich nur geschichtlich; gefühlt habe ich es nicht.

Schaffhausen liegt am Rheine, welcher schon von hier an bis nach Laufen — eine halbe Stunde davon — ein so abhängiges Felsenbett hat, daß diese ganze Strecke ein einziger großer Wasserfall genannt werden kann. Es geht hier eine merkwürdige hölzerne Brücke über denselben, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist. Denn ungeachtet sie eine Länge von eben so viel Fuß hat, als Tage im Jahre sind — nämlich dreihundert und fünf und sechzig — so bedarf sie doch eigentlich keines einzigen Pfeilers, weil sie durch ein künstliches, sogenanntes Hängewerk gehalten wird. Zwar ruht sie jetzt wirklich auf einem von der ehemahligen steinernen Brücke übrig gebliebenen Pfeiler; aber wenn es nach dem Kopfe des Baumeisters gegangen wäre, so würde man auch diesen weggerissen haben. Man scheint indeß wohl gethan zu haben, ihm hierin nicht gefolgt zu sein; denn ungeachtet die Brücke noch nicht gar lange steht, so hat sie sich doch schon so sehr gesenkt, daß dieser Pfeiler ihr jetzt in der That recht wohl zu Statten kommt. Das Wasser des Rheins ist hier so blau, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, daß es wirklich gefärbt sei; aber wenn man mit einem Glase daraus schöpft, so ist das Geschöpfte so klar und weiß, als Krystall.

Mitten in Schaffhausen erhebt sich ein kleiner

runder Berg mit einer alten Burg, worauf Derjenige, der nicht kurz vorher die Gletscher gesehen hat, einer sehr reizenden Aussicht genießt. Ich war zwar oben; ich genoß aber, der gesagten Ursache wegen, nichts davon.

Diese Stadt ist um vieles kleiner als Basel; auch zählt sie nicht über 9000 Einwohner. Sie hat übrigens größtentheils eine eben so alte Bauart als jene.

Der Hauptzweck meiner Reise hieher war, den berühmten Rheinfall bei Laufen, eine halbe Stunde unter Schaffhausen, zu sehn. Ich begnügte mich daher, nur eine und die andere angenehme Bekanntschaft zu machen; worauf wir denn in Begleitung einiger neuen Freunde hinfuhren, um jenes merkwürdige Schauspiel in Augenschein zu nehmen.

Meine Erwartung wurde hier keinesweges getäuscht: aber ich bedaure, daß ich wahrscheinlicherweise die meiner jungen Leser werde täuschen müssen. Denn, nicht wahr, ihr vermuthet, daß ich, gleich andern Reisenden, bei diesem prächtigen Wasserfalle mit klopfendem Herzen, zitternden Gliedern, weitaufgesperrtem Munde und mit einer Thräne im Auge dastehn und euch ein entzückungathmendes O! und Ach! nach dem andern vorkrähen werde? Meint ihr? Nun so hört denn, was geschah!

So wie wir die Stadt verlassen hatten, hörten wir allmählig den Donner des noch fernen Wasserfalls, wie das dumpfe Getöse eines weithin aufsteigenden Gewitters. Das Getöse nahm zu, jemehr wir uns näherten, und meine Erwartung wurde immer stärker gespannt. Jetzt kamen wir auf einem der beiden Berge an, zwischen welchen der Rhein sich herabstürzt; und das große Schauspiel lag vor unsern Augen.

Herrlich! rief ich aus; sprang hurtig aus dem Wagen und stand und weidete eine gute Weile die Augen an einem Naturgemählde, welches wirklich über die Maßen groß und schön ist. Man stelle sich einen schon ziemlich mächtigen Strom vor, welcher einen ungefähr 12 Klafter hohen Felsen hinabstürzt. Wie das lärmt und schäumt! Wie das sprudelt, sich bäumt, woget und kreiset! Und wenn nun vollends die Sonne darauf scheint, wie dann der Regenbogen auf der staubenden, milchweißen Wasserwolke absticht! — Herrlich! sagte ich; fühlte aber in der That weder Herzklopfen, noch Zittern der Glieder.

Ich blickte von neuen hin; ich richtete meine Augen auf die alten Steinmassen, welche oben auf dem Felsen, gleich Thürmen, aus dem Wasser hervorragen und der Wuth des gewaltig reißenden Stroms spotten; dann auf den angrenzenden Felsenberg, auf dessen Gipfel das Bergschloß Laufen senkrecht in den Wasserfall hinabschaut *); dann auf die Drahtmühle, welche hart am Wasserfall auf eben dem Felsen liegt, von dem der Strom sich hinabstürzt und von dem fallenden Wasser desselben getrieben wird; dann auf die ganze umliegende, halb wilde, halb mit Wein bepflanzte Berggegend; und sagte abermahls: herrlich! fühlte aber noch immer weder Herzklopfen noch Zittern in den Gliedern.

Jetzt stiegen wir den Berg, worauf wir standen, vollends hinab, setzten uns unterhalb des Wasserfalls

---

*) Dessen Erbauer aber von Wasserfällen kein sonderlicher Freund gewesen sein muß, weil er nach der Seite des stürzenden Stroms, wenn ich mich anders recht erinnere, auch nicht ein einziges Fenster angebracht hat.

in einen langen, aber äußerst schmalen Fischerkahn, und fuhren durch das wirbelnde und wogende Wasser, welches sich lange von seinem Falle nicht erholen kann nach dem gegenseitigen Ufer. Hier ist, an eben dem Felsen, auf welchem das Schloß Laufen steht, bis in den Wasserfall hinein, ein hölzernes Gerüst errichtet, auf welchem man den herabschießenden, donnernden Strom mit Händen greifen kann, und wo Jeder das Andenken seines Hierseins dadurch zu verewigen pflegt, daß er seinen Namen in den Felsen gräbt*). Aus dem schäumenden, milchweißen Wasserberge, welcher am Fuße des Wasserfalls sich unablässig in die Höhe bäumt, sieht man Lachse hervorspringen, welche den pfeilschnellen Strom vergebens zu ersteigen streben. Der Wasserdonner ist hier so laut, daß man kaum sein eigenes Wort davor vernehmen kann. — Herrlich! herrlich! sagte ich hier abermahls; aber mein Herz wollte noch immer nicht zerspringen, und wenn meine Wangen von Zeit zu Zeit benetzt wurden, so geschah es nicht von empfindsamen Thränen, sondern von dem Wasserstaube, der das Gerüst, worauf wir standen, wie ein feiner Nebel benetzt.

Und woher rührte denn diese ungewöhnliche Mäßigung meiner Empfindungen? Und wie kam es, daß ich an dieser Stelle nicht ebendieselbe Rührung empfand, welche so viele andere Reisende daselbst empfunden zu haben erzählen? Ist mein Empfindungsvermögen etwa

---

*) Selbst Joseph II. hatte diesen Felsen gewürdiget, seinen geheiligten Namen mit Bleistift daran zu schreiben, worüber vermuthlich eine fremde Hand eine Kaiserkrone gezeichnet hatte.

schon so ausgetrocknet, daß ich einem so großen und schönen Naturauftritte mit Gleichgültigkeit beiwohnen kann? Das sollte mir sehr leid thun. Kann ich doch aber, so alt ich bin, bei einem vollen Apfelbaume mit dem warmen Vollgefühle eines empfindsamen Jünglings stehn, und den Segen Gottes, der daran hängt, mit einer Thräne im Auge bewundern! Auch habe ich ja nicht gesagt, daß ich gleichgültig blieb; ich gestand bloß, daß ich keine leidenschaftliche Entzückung bei mir verspürte? Und woher dieses? Durch eine einzige Vorstellung, die sich mir hier, vielleicht zur Unzeit, aufdrang, und die ich nicht wieder los werden konnte.

Der Rhein kam mir nämlich hier gerade wie ein junger Feuerkopf, Genie genannt, in derjenigen Bedeutung vor, worin man dieses Wort seit ungefähr zehn Jahren in Deutschland zu nehmen gewohnt ist, und nach welcher es einen zwar kraftvollen, aber aufbrausenden jungen Geist bedeutet, der etwas Ungewöhnliches, Seltsames und Auffallendes darbietet; sich über hergebrachte Sitten, Gebräuche und Wohlanständigkeit hinwegsetzt, nicht anders, als aus innerem Drange und im Sturme handeln zu können wähnt, und daher zu keinem einzigen, nach Zeit und Ort bestimmten regelmäßigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens tauglich ist. Den seltsamen Luftsprüngen eines solchen Kraftgeistes ein Weilchen zuzusehn, mag etwas ganz Unterhaltendes sein. Ich habe mich selbst wol manchmahl daran ergetzt; aber in Entzückung darüber zu kommen, und außer mir zu gerathen — das habe ich nie gekonnt.

Gerade so kam mir nun auch, wie gesagt, an dieser Stelle der Rhein vor. Die Luftsprünge, die er hier und an einigen andern Orten macht, schienen mir in

der That schauderhaft schön zu sein; aber ich konnte mich dabei der Frage nicht erwehren: wozu nützen sie denn aber? Wird irgend etwas zum Besten der menschlichen Gesellschaft dadurch bewirkt? — Ganz und gar nicht; sie sind vielmehr gerade Das, was den Strom in dieser Gegend hindert, den Menschen nützlich zu werden. Wäre der Rhein hier minder Genie, ginge sein Strom, wie andere ehrliche Flüsse, fein gemäßiget und regelmäßig einher, so könnte er Handlung und Gewerbe befördern; so könnten die Erzeugnisse beider Indien, zum Vergnügen und Nutzen der Bewohner dieser Gegend, auf seinem Gewässer bis nach Schaffhausen und Konstanz schwimmen. Das kann er nunmehr nicht; und was kann er denn? Das Auge des Müßigen ergetzen; allenfalls auch Stoff zu dichterischen Gemählden liefern und — eine mahlerische Reisebeschreibung aufstutzen helfen! Und darüber sollte ich Herzklopfen empfinden? Das sollte mir Thränen ins Auge locken?

Wir reiseten noch denselben Abend nach Lauchingen, einem zwei Meilen von hier belegenen Dorfe, zurück; und hatten die Ehre, in eben dem Bette zu übernachten, in welchem einige Jahre vorher Se. Majestät, der Deutsche Kaiser, ausgeruhet hatte.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 18

Braunschweig 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.o.172(18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11758823-9